3 1761 07274672 0

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/vermischteschrif01varn

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Siebzehnter Band.

Dritte Abtheilung:

Vermiſchte Schriften.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1875.

LG
V319v

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1875.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

8693
24/11/90

Inhalt.

Biographisches.

	Seite
Angelus Sileſius	3
Siegmund von Seckendorf	8
Karl Philipp Moritz	18
Saint-Martin	24
Zwei Geſpräche Saint-Martin's	36
Peter von Gualtieri	42
Prinz Louis Ferdinand von Preußen	48
David Veit	91
Alexander von der Marwitz	95
Karl Joſeph Fürſt von Ligne	101
Karl Czechtitzky	110
Alexander Graf von Tilly	119
Fleury. — Condorcet. — Tilly	121
Henri Campan	127
Denkwürdigkeiten Juſtus Erich Bollmann's	141
Lafayette. — Bollmann. — Huger	250
Louiſe Herzogin von Bourbon	271
Wilhelm von Burgsdorf	324
Fanny von Arnſtein	328
Zum Andenken Friedrich Auguſt Wolf's	336
Graf von Schlabrendorf	340

Biographisches.

Angelus Sileſius.

Johannes Angelus Sileſius hieß eigentlich Johann Scheffler, und hatte den Namen Angelus, den er als Dichter führte, von einem ſpaniſchen Myſtiker des ſechszehnten Jahrhunderts, dem Franziskaner Johannes ab Angelis, entlehnt, den Zunamen Sileſius aber von ſeinem Vaterlande. Er war geboren zu Breslau im Jahre 1624. Von ſeinen Eltern iſt nichts bekannt, nur wenig von ſeinen Studien. Man berichtet, ſchon in ſeiner Jugend habe er einen entſchiedenen Hang zu tiefen Geiſtesforſchungen gezeigt, und beſonders des teutoniſchen Philoſophen Jakob Böhme's, ſo wie Valentin Weigel's und Schwenkfeld's Schriften fleißig ſtudirt. Die Heilkunde war das Fach, dem er auf der Univerſität ſich widmete, und worin er auch die Doktorwürde empfing. Er ging ſodann auf Reiſen, hielt ſich beſonders in Holland längere Zeit auf, wo er die Verſammlungen der Frommen fleißig beſuchte, und wahrſcheinlich wurde er hier auch in die Gemeinſchaft der Eingeweihten förmlich aufgenommen, welche in Amſterdam für die Lehre Jakob Böhme's als Wiſſende ſich zu einer Art Loge vereinigt hatten. Nach ſeiner Rückkehr in's Vaterland erlangte er bei Kaiſer Ferdinand dem Dritten den Titel und bei dem Herzoge von Würtemberg-Oels die Anſtellung als Leibarzt. In Oels hielt er gute Freundſchaft mit Abraham von Frankenberg, Jakob Böhme's vertrautem Schüler, der auch das Leben ſeines Meiſters geſchrieben hat. Nach Frankenberg's Tod erbte Scheffler von ihm den Beſitz wichtiger und ſeltner Bücher, ſo wie die handſchriftliche Ueberlieferung mancher Geheimniſſe, welches alles er aber

Angelus Sileſius.

Johannes Angelus Sileſius hieß eigentlich Johann Scheffler, und hatte den Namen Angelus, den er als Dichter führte, von einem ſpaniſchen Myſtiker des ſechszehnten Jahrhunderts, dem Franziskaner Johannes ab Angelis, entlehnt, den Zunamen Sileſius aber von ſeinem Vaterlande. Er war geboren zu Breslau im Jahre 1624. Von ſeinen Eltern iſt nichts bekannt, nur wenig von ſeinen Studien. Man berichtet, ſchon in ſeiner Jugend habe er einen entſchiedenen Hang zu tiefen Geiſtesforſchungen gezeigt, und beſonders des teutoniſchen Philoſophen Jakob Böhme's, ſo wie Valentin Weigel's und Schwenkfeld's Schriften fleißig ſtudirt. Die Heilkunde war das Fach, dem er auf der Univerſität ſich widmete, und worin er auch die Doktorwürde empfing. Er ging ſodann auf Reiſen, hielt ſich beſonders in Holland längere Zeit auf, wo er die Verſammlungen der Frommen fleißig beſuchte, und wahrſcheinlich wurde er hier auch in die Gemeinſchaft der Eingeweihten förmlich aufgenommen, welche in Amſterdam für die Lehre Jakob Böhme's als Wiſſende ſich zu einer Art Loge vereinigt hatten. Nach ſeiner Rückkehr in's Vaterland erlangte er bei Kaiſer Ferdinand dem Dritten den Titel und bei dem Herzoge von Würtemberg-Oels die Anſtellung als Leibarzt. In Oels hielt er gute Freundſchaft mit Abraham von Frankenberg, Jakob Böhme's vertrautem Schüler, der auch das Leben ſeines Meiſters geſchrieben hat. Nach Frankenberg's Tod erbte Scheffler von ihm den Beſitz wichtiger und ſeltner Bücher, ſo wie die handſchriftliche Ueberlieferung mancher Geheimniſſe, welches alles er aber

ſpäterhin dem Feuer übergab, vielleicht um einen möglichen Mißbrauch zu verhüten, aber wohl auch weil ſeine Denkart mit dem Weſen jener Richtung nicht mehr ganz übereinſtimmte.

Denn bereits im Jahre 1653, alſo in ſeinem neunundzwanzigſten Lebensjahre, war in ihm der Entſchluß zur That gereift, die proteſtantiſche Kirche zu verlaſſen, und zur katholiſchen überzutreten, deren Dienſt er ſich fortan auch ganz widmete. Der bisherige Leibarzt wurde Prieſter und biſchöflicher Rath in Breslau, entſagte jedoch dem letzteren Amte bald wieder, und zog ſich zu den Kreuzbrüdern mit dem rothen Stern in ein Kloſter zurück. Aus dieſer Abgeſchiedenheit aber ſuchte er nur um ſo eifriger für das Gedeihen der katholiſchen Kirche thätig zu ſein. Er ſchrieb zuerſt eine kleine Schrift „Urſachen und Motiven weßhalb er katholiſch geworden", die noch im Jahre 1653 in Olmütz an das Licht trat. Darauf ließ er unermüdet eine Menge Gelegenheits- und Streitſchriften ausgehen, meiſt unter erdichtetem Namen, und griff in die damaligen theologiſchen Kämpfe heftig ein. Kurz vor ſeinem Tode, der am 9. Juli 1677 zu Breslau erfolgte, erſchien eine Sammlung der vorzüglichſten dieſer Schriften in zwei Folianten, und zum Theil bezeugen ſchon die dort aufgereiheten Titel der einzelnen Aufſätze, mit welcher Wuth und in welcher Mißgeſtalt dieſe Erörterungen in jener Zeit geführt wurden. Sein Hauptgegner in dieſen Kämpfen war der Profeſſor Adam Schertzer in Leipzig, mit dem er viele Streitſchriften wechſelte. Als beſonderer Feind ſtand ihm aber auch der Hofprediger Chriſtoph Freitag in Oels entgegen, der auch den Druck der Schriften deſſelben in Schleſien möglichſt hinderte. Dagegen hatte Scheffler den Triumph, daß im Jahre 1662 in Breslau ſelbſt, größtentheils durch ſeine Bemühung, die katholiſche Geiſtlichkeit den Frohnleichnamstag mit öffentlicher Prozeſſion, wobei er ſelber die Monſtranz trug, unter Trompeten- und Paukenſchall feiern durfte, welches dort ſeit der Reformation nicht geſchehen war.

Die Tiefe und Schönheit unſeres Autors ſind nicht in jenen Schriften zu ſuchen, noch in dieſen Verhältniſſen der äußeren Lebensſtellung, ſondern vielmehr in ſeinen reingeiſtigen,

dichterischen Erzeugnissen ausgedrückt. Unter diesen sind die geistlichen Lieder, welche unter dem Titel „Heilige Seelenlust" oder „die verliebte Psyche" zuerst im Jahre 1657 zu Breslau, gesammelt und mit Musik des bischöflichen Musikus Georg Josephi versehen, herauskamen, am bekanntesten geblieben. Weniger hat sich das Gedicht, „Betrachtung der vier letzten Dinge", welches zu Schweidnitz im Jahre 1675 erschien, im Andenken erhalten. Das wichtigste aber und genialste seiner Werke, „der cherubinische Wandersmann", das zuerst in Breslau und zugleich in Wien im Jahre 1657 gedruckt wurde, und fast ein Jahrhundert hindurch ein weitverbreitetes Erbauungsbuch war, wie dessen zahlreiche Ausgaben bis zum Jahre 1737 bezeugen, sank um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in völlige Vergessenheit hinab. Der Aufmerksamkeit der Gelehrten scheint dieser Schatz am frühsten entschwunden zu sein, und eine Zeitlang wenigstens noch im stillen Besitze der Frommen sich erhalten zu haben, bis er auch hier im Wechsel der Dinge allmählig unterging. Leibnitz gedenkt seiner öfters; aber schon Zinzendorf, der die Lieder des Angelus kannte, und eine Auswahl neu herausgeben wollte, erwähnt des cherubinischen Wandersmannes nicht. Die litterarischen Notizen, welche sich über den Autor hätten finden lassen, lagen unbeachtet, den Namen wie die Werke desselben kannte keiner unserer neueren Dichter noch Dichterfreunde. Höchstens wurde noch, an hiezu geeigneten Orten, der geistlichen Lieder gedacht, die zum Theil unter dem Schutze der schwerlich zu erweisenden Angabe, daß die meisten vor des Verfassers Uebertritt zur katholischen Kirche gedichtet worden seien, in protestantischen Gesangbüchern Aufnahme gefunden hatten. Die ersten Wiedererwähnungen des cherubinischen Wandersmannes sprachen von ihm als von einer neuen Entdeckung, und wußten für dieselbe noch gar keine Anknüpfungspunkte.

Friedrich von Schlegel war es, der zuerst wieder von diesem Buche volle Kenntniß und gleichsam geistigen Besitz nahm. Durch ihn empfingen wir davon die erste Nachricht und Mittheilung. Bald wurde die auch andererseits geweckte Aufmerksamkeit thätig, es erschienen mehrfache Proben, und da nicht zu hoffen war, daß durch Schlegel selbst eine

Herausgabe so bald zu Stande kommen würde, die auch eigentlich kaum in seiner Absicht lag, indem er es vorzog, einzelne Sprüche durch religiöse Betrachtungen zu erläutern: so waltete kein Bedenken, das äußerst seltne Besitzthum wieder dem Gemeingute zu nähern, und eine dem nächsten Bedürfniß entsprechende Auswahl für befreundete Leser dem Druck zu übergeben.

Sie wurde mit größter Gunst auch in weiteren Kreisen aufgenommen. Daß hier eine außerordentliche und tiefsinnige Geistesart sich offenbarte, eine Genossenschaft der Weihe, die in Tauler und anderen Geistern dieser Ordnung verehrt wird, mußte im Allgemeinen bald einleuchten. Blieb auch das Verständniß des Einzelnen schwieriger, und schienen Gedanken und Bild bisweilen eines besondern Schlüssels zu bedürfen, der das Innere eröffnete, so war hier der Leser bei unserm Autor doch nur in ähnlichem Falle, wie bei allen Schriftstellern dieser Art, und selbst bei den eigentlichen Philosophen, deren nothwendigste und ergiebigste Bezeichnungen von jeher den Schein der Unverständlichkeit und selbst des Widersinns tragen mußten. Aber auch genug allgemein Verständliches ist hier vorhanden, und dem Ganzen darf mit größtem Recht ein ähnliches Vorurtheil zu Gute kommen, wie jenen Schriften des Herakleitos, bei denen der weise Leser aus der Vortrefflichkeit des ihm Einleuchtenden auf eine nicht geringere des annoch Dunklen schloß.

Wünschenswerth erschiene nun allerdings, daß über das Leben und die Schriften des Angelus Silesius eine umfassende kritische Arbeit geliefert würde. Die Bezeichnung seines Geistes, seiner Stellung in Zeit und Leben, insbesondere seines Standpunktes in der Reihe früherer und späterer Gleichgesinnten, endlich eine Würdigung seiner Eigenschaften als deutscher Schriftsteller und Dichter, wäre ein reicher Gegenstand der Untersuchung und Darstellung. Derselben hätte sodann eine neue vollständige Ausgabe des cherubinischen Wandersmannes zu folgen, ferner eine gute Auswahl geistlicher Lieder und sonstigen Gedichte, endlich von den prosaischen Schriften das Wichtigste in Bruchstücken, Auszügen oder Berichten, und wir besäßen, in wenigen Bändchen, würdig und wohlbewahrt

einen Schriftſteller, der in der Reihe unſerer bedeutendſten nie mehr auszulaſſen iſt.

Inzwiſchen hat ſeit einer Reihe von Jahren, durch unſere Anregung, die Aufmerkſamkeit in Deutſchland für den Angelus Sileſius ungemein zugenommen. In Baiern ſind zwei Ausgaben des cherubiniſchen Wandersmannes, wie auch ein neuer Abdruck der geiſtlichen Lieder an's Licht getreten. Jedoch haben auch verſchiedene Urtheile ſich vernehmen laſſen, welche den Sinn für eine ſo mächtige Erſcheinung noch in Unſicherheit und Mißtrauen befangen zeigen, und einen Mangel nicht nur des innern Aufſchwunges, ſondern auch ſogar der gelehrten Einſicht darthun. So hat man unter anderen den Vorwurf pantheiſtiſcher Anſichten, der eben ſo bequem ſcheint als er meiſtens leer und grundlos iſt, auch hier anbringen wollen. Wir machen dagegen nur auf den Umſtand aufmerkſam, daß die katholiſche Kirche ſchon die erſten Abdrücke des Angelus Sileſius genehmigt hat, und daß proteſtantiſche Geiſtliche nicht minder für die Verbreitung deſſelben thätig geweſen ſind. Nur ſchwächer und zaghafter, nicht ſtrenger, als die katholiſchen und proteſtantiſchen Theologen jener früheren Zeit, erſcheint hier der Eifer unſerer Tage.

Wir laſſen aber dieſen Gegenſtand gerne ruhen, und begnügen uns, dieſe Blätter fernerhin als eine perſönliche Gabe der Liebe, der Freundſchaft und der Verehrung denen zu widmen, die ſich an ihnen ohne Aergerniß erfreuen und erbauen!

1821.

Siegmund von Seckendorf.

Der früheren Blüthezeit von Weimar leuchtete, außer den fürstlichen und genialen Größen, durch deren Konjunktion jener warme und reiche Frühling erzeugt wurde, auch manches bedeutende Nebenlicht, das an anderen Orten wohl noch stärker, und im ersten Range geglänzt hätte. Ja vielleicht bedürfte es nur einer vollständigeren Kenntniß, einer glücklichen Auffassung und Zusammenstellung zerstreuter und verdeckter Momente, um einige bisher in zweiter Reihe gebliebene Figuren der ersten anzuschließen. Wenigstens was die Lebenseinwirkung betrifft, können die hohen und begabten Frauen, die den Kreis von Weimar belebten, auf eine solche Stellung gewiß Anspruch machen. Aber wer wird uns eine Herzogin Amalia, eine Herzogin Luise, eine Frau von Stein und eine Corona Schröter, in ihrem eigensten Wesen und Dastehen gebührend schildern?

Der Mann, von welchem wir diesmal zu sprechen vorhaben, gehört nicht zu denen, welchen die nähere Beleuchtung ein Recht auf höhere Würdigung, als sie bisher empfingen, zuerkennen ließe. Doch verdient er, daß sein Andenken erhalten werde, und ihm der würdige Platz, den er im Leben einnahm, im Gedächtnisse der Nachlebenden, die sich an Weimars Vergangenheit freuen, unbestritten bleibe.

Karl Siegmund Freiherr von Seckendorf, aus dem weitverbreiteten fränkischen Geschlechte dieses Namens, war ein Sohn des baireuthischen Geheimenraths und Ministers von Seckendorf, und kam in Erlangen den 26. November 1744 zur Welt. Er empfing eine durchaus französische Bildung,

wie es der damaligen Zeit und dem einflußreichen Beispiele Friedrichs des Großen gemäß war, dessen Schwester als Markgräfin von Baireuth an ihrem Hofe ganz derselben Geistesrichtung folgte. Doch dieser Erziehung zum Trotz wandte sich der junge Seckendorf, dessen Fähigkeiten und Talente früh bemerkbar wurden, entschieden dem frischen Aufschwunge zu, der in der deutschen Litteratur bald nach dem siebenjährigen Kriege so mächtig anhob. Der Anordnung seines Vaters gemäß, besuchte er Frankreich und darauf Italien, trat hier in Kaiserliche Kriegsdienste, dann in sardinische, aus denen er aber mit dem Karakter eines Oberstlieutenants bald wieder ausschied. In Italien fand seine Neigung für Poesie und Musik die vollste Befriedigung, und neben der italiänischen Litteratur machte er sich auch mit der spanischen und portugiesischen vertraut in einem damals seltenen Grade.

Obwohl er in Italien fast immer kränkelte, kehrte er doch nur ungern in die Heimath zurück, wo die Familienverhältnisse seine Anwesenheit forderten. Am Hofe zu Baireuth, wo er sich zuerst aufhielt, fand er wenig Behagen, sondern suchte in seinem Sinn und Streben entsprechenderes Verhältniß in Weimar, wo durch die Herzogin Amalia und ihren Sohn, den Herzog Karl August, schon ein glänzender Verein edler Geister gegründet und in herrlicher Entwickelung war. Seckendorf erhielt im Jahr 1775 am Hofe zu Weimar eine Anstellung als Kammerherr, weniger ein Amt, als ein ehrenvolles Band, das ihn dem dortigen Leben verknüpfte, ohne ihn zu fesseln.

Er machte sich bald beliebt in dem ganzen Gesellschaftskreise von Weimar, zu dessen Annehmlichkeit er durch sein feines und belebtes Wesen, wie durch seine mannigfachen Talente und Kenntnisse, welche stets bereitwillig und nie aufdringlich waren, bedeutend mitwirkte. Er genoß in vorzüglichem Grade des Vertrauens und der Gunst beider Herzoginnen, der Mutter und der Gemahlin des Herzogs; vielleicht nicht ganz ebenso der Gunst dieses letzteren, welche zu gewinnen damals nur entschiedener Kraft und Genialität gelang. Mit Herder und ganz besonders mit Wieland lebte er in herzlicher Freundschaft, mit Goethe'n, der gleich dem Herzog nicht so schnell jede

Darbietung sich genügen ließ, wenigstens in gutem Vernehmen und wechselseitiger Anerkennung. Durch seine Verheirathung mit der ältesten Tochter des Kammerpräsidenten von Kalb im Oktober 1779 wurde er den weimarischen Verhältnissen noch enger angehörig. Daß Wieland und Seckendorf einander am meisten anzogen, lag in beiderseitiger Gemüths- und Sinnesart begründet; mildes, weiches Gefühl, der Heiterkeit und der Wehmuth des Lebens gleicherweise zugänglich; gefälliger, gleichmäßiger Umgang, ohne geniale Launen, wilde Absprünge und gewaltige Forderungen; aufgewecktes Talent in erfreulicher Ausübung, und dabei ein liebevolles, ganz ihm ergebnes Gemüth: — wie hätte Wieland da widerstehen, den innigen Freund nicht an sein Herz drücken sollen! Auch gedenkt er seiner öfters, und rühmt seine in Musik gesetzten Lieder, seine kenntnißreichen und geschmackvollen Uebertragungen aus dem Spanischen und Portugiesischen. Noch in späten Jahren, beim Antritt seines sechsundsiebzigsten Jahres, indem er die Feier seines Geburtstages schildert, und einer Morgenmusik von Blasinstrumenten erwähnt, die ihm unter einem Fenster seines Schlafzimmers gebracht worden, schreibt er mit Wehmuth: „Schon die Musik, die abwechselnd und mit kleinen Pausen über eine Stunde dauerte, hatte mich in eine gerührte Stimmung gesetzt, besonders durch die Melodie eines der schönsten Lieder von der Komposition eines vor vielen Jahren schon verstorbenen (aber leider! wenig glücklichen) Freundes Siegmund von Seckendorf, die mich durch alle Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit und an so viele selige Stunden, die ich seinem schönen Talent für Musik, Gesang, Dichtkunst und gesellige Vergnügungen überhaupt, verdankte, um so mehr bis zu Thränen rührte, da mehr als ein Tropfen Wermuth in das Angenehme dieses Souvenirs gemischt war.“ Soviel wir uns erinnern hat Goethe nirgends in seinen Schriften und den uns bekannt gewordenen Briefen dieses frühen weimarischen Lebensgefährten zu erwähnen gefunden. Seckendorf hatte schon im Jahre 1779 eine Sammlung Volks- und andere Lieder, mit der dazu von ihm gelieferten Musik, herausgegeben; ein zweites Heft, worin ein Gedicht von ihm selbst, und zwei Arioso's aus Goethe's Monodram

„Proserpina" waren, folgte noch im nämlichen Jahre, und bald hernach ein drittes. Diese Kompositionen, für unsere Zeit veraltet und allzuleicht und dünn, gewannen den größten Beifall, und manche wurden als Lieblingsstücke weit und breit in gebildeten Kreisen gespielt und gesungen.

In Bertuch's Magazin der spanischen und portugiesischen Litteratur erschien von Seckendorf eine freie Uebersetzung einiger schönen lyrischen Gedichte des Camoens und des ersten Gesangs der Lusiaden desselben Dichters, ferner ein Bruchstück aus der damals in Deutschland wenig bekannten Geschichte der Bürgerkriege von Granada, aus der Herder schon die eingestreuten wunderschönen Romanzen in seinen Volksliedern mitgetheilt hatte.

Ein Singspiel „Superba" genannt, welches Seckendorf gedichtet, mochte er nicht selbst in Musik setzen, sondern überließ dasselbe dem Kapellmeister Wolf in Weimar, mit dessen Musik versehen das kleine Stück auf die Bühne kam, und eine Zeitlang mäßigen Beifall erhielt.

Als sein Hauptwerk aber ist zu betrachten „das Rad des Schicksals, oder die Geschichte der Thoangse's", welches in der Gelehrtenbuchhandlung zu Dessau 1783 in zwei Theilen erschien. Dies ist einer der vielen Versuche, eigne Zustände, Gefühle, Klagen und Wünsche in ferne Gegenden und Zeiten zu versetzen, und unter deren durchsichtigem Gewande harmlos und doch treffend vorzustellen. Fenelon's Telemach ist der höchste Stil dieser Dichtungsart; die persischen Briefe von Montesquieu, Wieland's Könige von Scheschian, gehören einer leichteren Gattung an; tiefes Streben und feuriger Geist walten in Meyern's Dya-Na-Sore, ein herrlicher lyrischer Schwung in Hölderlin's Hyperion; das Buch von Seckendorf wurde als eigenthümlich und geistreich zu seiner Zeit sehr gerühmt; wir lassen dasselbe in seinem Werthe, möchten es aber doch keinem der obengenannten Werke gleichstellen.

Nicht eben diese litterarischen Bemühungen, wohl aber die sonstigen Eigenschaften und Kenntnisse Seckendorf's und seine ganze Persönlichkeit, vermuthlich auch die eifrige Empfehlung des Grafen von Görtz, der gleichfalls aus weima-

rischem Dienst in den preußischen war berufen worden, lenkten die Augen Friedrichs des Großen auf ihn, und unvermuthet erhielt er die Ernennung zum preußischen Gesandten beim fränkischen Kreise. Dies geschah im Jahre 1784; allein schon am 26. April 1785, noch nicht einundvierzig Jahr alt, starb er in Ansbach, wohin er sich in seinen Amtsgeschäften begeben hatte. Sein Gemüth war durch unglückliche Neigungen, besonders durch eine, die ihn in Italien gefesselt hatte, aber spätere leidenschaftliche Wallungen nicht ausschließen konnte, und sein Geist durch trübe Vorstellungen zerrüttet, denen seine zarte und von seinem innern Leben ganz abhängige Organisation nicht lange hatte widerstehen können. So wurde er im Beginn der Laufbahn, die sich ihm so glänzend eröffnet hatte, und deren Anforderungen vielleicht noch neue Kräfte und Erfolge in ihm geweckt haben würden, allzufrüh für die Welt, gewiß aber wohlzeitig für ihn selbst, hinweggerafft!

Zu der letzteren Aeußerung berechtigt uns diesmal eine Besonderheit, deren wir noch zu gedenken haben, und welche eigentlich der Punkt ist, um dessentwillen wir diese Personalien vorzuführen bewogen sind. Denn, gestehen wir es nur, ungeachtet aller Liebenswürdigkeit, aller geselligen und litterarischen Verdienste Seckendorf's, und ungeachtet der unschätzbaren Auszeichnung, welche mit der Ehre, Friedrichs des Großen Gesandter heißen zu dürfen, sich für ihn noch zuletzt ergab, würden wir dennoch kaum von ihm gesprochen haben, wenn nicht aus seinem Seelenleben eine Merkwürdigkeit aufbewahrt wäre, gegen welche jene äußeren Umstände in den Schatten treten, oder vielmehr aus ihr neues Interesse erhalten.

Diese Merkwürdigkeit ist ein Traum. Wir setzen denselben hieher, wie wir vor vielen Jahren ihn handschriftlich in durchaus glaubwürdiger Abfassung und Ueberlieferung vorgefunden haben.

„Ungefähr ein halb Jahr vor seiner Krankheit und seinem Tod träumte Seckendorf diesen Traum. Er sah einen Menschen in gewöhnlicher Gestalt und Kleidung zu ihm kommen, welcher ihm sagte, er solle sich etwas von ihm aus-

bitten und wählen, ob er lieber seine zukünftigen Schicksale erfahren, oder seine vergangenen der Reihe nach noch einmal sehen wollte. Seckendorf sagte, die Zukunft wolle er Gott überlassen, es werde ihn aber freuen, wenn er sein vergangenes Leben wieder so wie ganz im Gemälde vor sich sehen könnte. Nun gab ihm der erschienene Mann einen Spiegel, in diesem sah er sich als ein Kind von drei Jahren, sah wieder alle Hofmeistergeschichten, die er damals hatte, und deren er sich wachend kaum mehr erinnern konnte. Auch jeder Verdruß, jede Begebenheit, die er in seiner Jugend mit seinen Eltern hatte, erschien ihm da so lebhaft, so getreu, als ob sie wirklich erst geschähen; so ging er denn durch seine Kinder- und Jugendjahre fort; — alles was er je gethan, oder was ihm begegnet war, wurde ihm in diesem Spiegel wiederholt, so daß er endlich auch auf die Geschichte seines Aufenthalts in Italien kam. Hier hatte er eine Geliebte, die er gewiß würde geheirathet haben, wenn ihn sein Geschick in Italien gelassen hätte; diese sah er auch im Traum auf einem Bette liegen, sie winkte ihm zu, und er ging zu ihr. «Wir müssen uns trennen, sagte sie, aber nicht lange, lieber Seckendorf, denn ohne Sie kann ich nicht lange sein. Nun müssen Sie mich aber auf einige Augenblicke allein lassen.» Er ging also aus dem Zimmer, und wie er einige Minuten nachher hinein kam, lag sie weit schöner und einer Verklärten ähnlich auf dem Bette, und zu ihren Füßen that sich ein Vorhang auf. Seckendorf sagte zur Frau von Kalb, welcher er diesen ganzen Traum erzählte, dergleichen herrlichen Anblick, als er da gesehen, könne er nicht beschreiben: er habe, als der Vorhang aufgezogen worden, eine Menge schön verklärter Geschöpfe gesehen, die Hellung habe seine Augen geblendet, und alles sei vergnügt und in Bewegung gewesen; eine dieser verklärten Schönen habe seine Geliebte bei der Hand genommen, und langsam zu sich hinein gezogen, dann sei der Vorhang wieder zugefallen. Darüber wachte er auf, und dachte seinem lebhaften Traume nach; schlief aber doch wieder ein, und der nämliche Mensch erschien ihm wieder, und fragte ihn, ob er zufrieden gewesen sei mit dem, was er ihm gezeigt habe? und ob er auch wohl gerne noch einmal

alle Menschen, die er in seinem Leben gekannt, zu sehen wünschte? Seckendorf sagte, daß es ihm das größte Vergnügen sein würde. Er erhielt also auf's neue einen Spiegel, in dem er der Reihe nach alle Menschen, sowohl lebende als todte, die er in seinem ganzen Leben gekannt hatte, vorbeigehen sah, mit dem Unterschied, daß die noch lebenden glücklichen ihn alle freundlich ansahen und stehen blieben, diejenigen aber, von denen er wußte, daß sie unglücklich geworden, und mißvergnügt lebten, gingen alle mit der Hand vor den Augen schnell ohne sich umzusehen vorbei, und alle, die er so mit der Hand vor den Augen vorbeigehen sah, ob er gleich vorher nichts von ihnen wußte, ob sie glücklich oder unglücklich lebten, waren die letzten. Er schrieb nach diesem Traum an alle seine alte Bekannte, und erkundigte sich nach ihren Schicksalen, und immer trafen sie mit seinem Traum überein. Die Verstorbenen, die er in diesem Spiegel sah, hatten eine ganz einförmige Kleidung, die sie vor den Anderen auszeichnete, sie blieben alle einen Augenblick vor ihm stehen, und winkten ihm freundlich mit der Hand, einige schwanden aber auch nur wie ein Blitz, die Hand vor den Augen habend, vorbei, doch so, daß er sie erkennen konnte. Dieses war ihm das Allerschrecklichste seines Traumes, und wenn er darauf kam, brach er immer sehr schnell ab, weil er zu sehr alterirt war. Seinen Vater, die Frau von Kalb, sonst alle seine Freunde, und auch Personen, die er nur wenig kannte, sah er wieder in diesem Spiegel. Nun wachte er wieder auf, stand auf, weil er vor Angst sich nicht zu fassen wußte, und sah, um sich die Gedanken zu zerstreuen, zum Fenster hinaus; es schlug eben drei Uhr. Endlich legte er sich wieder nieder, schlief ein, und dachte auf's neue im Traum seinem vorhergehabten Traume nach, machte im Traume ein Gedicht auf seinen Traum, komponirte im Traum dieses Gedicht, und wachte dann wieder auf. Er konnte nicht mehr im Bette bleiben, stand auf, ließ sich ein Licht bringen, und schrieb den ganzen Traum nebst dem Gedicht und der Komposition auf, legte sich aber nicht mehr zu Bette, sondern dachte seiner Traumgeschichte nach." —

Das im Traum gedichtete Lied heißt:

„Holde süße Phantasei,
Immer wirksam, immer neu,
Dank sei deinen Zauberbildern,
Die mein hartes Schicksal mildern,
Dank dir, daß mir deine Kraft
Freude noch zu leben schafft!

O wie manchen langen Tag
Irr' ich deinem Blendwerk nach,
Im Vergangenen verloren,
In der Zukunft neu geboren,
Wachend, träumend, dort und hier,
Folg' ich immer freudig dir.

Ein Gesicht verschwindet kaum,
Winkt mir schon ein neuer Traum;
Sink' ich kraftlos und beladen,
Reichst du mir den goldnen Faden,
Der mein trauendes Gemüth
Sanft zu dir hinüber zieht.

Holde, süße Phantasie,
Täuscherin, verlaß mich nie,
Nur im Kreise deiner Kinder
Eilt die Zeit mir hin geschwinder,
Weiche nimmermehr von mir,
Auch im Tode folge mir!"

Von Jean Jaques Rousseau giebt es folgende Reimzeilen, die er im Traume gedichtet hat:

Pauvres aveugles que nous sommes!
Ciel, démasque les imposteurs,
Et force leurs barbares coeurs
A s'ouvrir aux regards des hommes!

Voltaire berichtet, er habe im Traum den ersten Gesang seiner Henriade ganz anders hergesagt, als er wirklich lautet, und ein andermal träumend, daß sein Freund Touron singend eigne Worte und Musik vortrage, habe er im Traum diese Verse an ihn gemacht:

Mon cher Touron, que tu m'enchantes
Par la douceur de tes accens!
Que tes vers sont doux et coulans:
Tu les fais comme tu les chantes.

Im Deutschen aber dürfte diese im Traum erzeugte Poesie und Musik Seckendorf's wohl kaum ihresgleichen finden, und schon deßhalb aufbewahrungswürdig sein. In beiden scheint das Maß, welches dem Verfasser für seine Gedichte und Kompositionen im Wachen gestellt war, durch den Traum nicht gesteigert. Das Gedicht ist jedoch von eigenthümlichem Klang und schreitet in einem Takte fort, der wie aus innerm Pulsschlage kommt. Noch bei Lebzeiten des Verfassers erschien es gedruckt im Oktober 1784 von Wieland's deutschem Merkur.

Der Traum selbst ist wunderbar und ergreifend, er setzt eine kräftige und zarte Phantasie voraus. Die Antwort: „die Zukunft wolle er Gott überlassen", ist erhaben und fromm. Sie erinnert an eine ähnliche Seelenstimmung, welche der Konsistorialrath Büsching von seiner Großmutter erzählt; sie hatte wenige Wochen vor ihrem Tode eine Erscheinung, die einer seit dreißig Jahren verstorbenen geliebten Tante ähnlich sah, und ihr liebreich winkte; die fromme Frau jedoch, ungeachtet ihrer Liebe zu der Verstorbenen und deren verklärten Ansehens, wollte sich mit der Erscheinung nicht einlassen, sondern sagte: „Ich habe es mit niemand als mit meinem Gott zu thun"; legte sich abgewendet auf die Seite und hielt die Augen verschlossen; so erwartete sie wachend den nahen Morgen.

Die Fähigkeit zu solchen durchbildeten, sinn- und bedeutungsvollen Träumen, oder vielmehr Traumgesichten, ist unstreitig eine hohe und seltne Begabung der Seele, würdig, mancher weltlich höchstgeschätzten und glänzend wirksamen gleichgestellt zu werden. Der Traum von Seckendorf ist in sich schön, durch seine Bilder und seinen Gang und sein Ergebniß; aber auch der eigentliche Gehalt ist bedeutend, rührend und schauerlich. Er zeigt eine sich über das eigne Leben schauend erhebende Seele, und regt zu Bedenken und Nachdenken auf. Wer aber so träumen kann, der scheint wirklich mit dem Leben dem Abschlusse nah, und insofern

durften wir sagen, daß Seckendorf zwar wenig bejahrt, aber dennoch zu guter und rechter Zeit gestorben sei! —

Sein eheliches Verhältniß, welches er noch sterbend als seine größte und vorzüglichste Glückseligkeit dankbar anerkannte, scheint gleichwohl außerhalb des Gebietes seiner Leidenschaften gelegen zu haben, seine Phantasie wie seine tiefsten Herzenstriebe schwärmten in romantischen Gebilden. Daher ihm auch der Tod ganz erwünscht war, und er nur bedauerte, daß sein so froher und glücklicher Uebergang seine Frau betrüben würde. Mit Freudigkeit machte er alle Anordnungen, die er nöthig erachtete, blieb still und ruhig bis an's Ende, und der Geistliche, der ihm das Abendmahl gereicht hatte, versicherte, noch niemanden habe er so fröhlich sterben sehen. —

Ein Brudersohn von ihm, Leo von Seckendorf, lebte später gleichfalls in Weimar, mit Goethe befreundet und wegen seines Karakters und seiner dichterischen Gaben geschätzt. Er gründete im Jahr 1808 mit seinem Freunde Stoll in Wien die Zeitschrift Prometheus, zu welcher Goethe den Anfang seiner Pandora und August Wilhelm von Schlegel mehrere Beiträge lieferte. Im Jahr 1809 nahm er österreichische Kriegsdienste, und wurde in dem Gefecht bei Ebersberg erschossen. Das Unglück der Kriegsereignisse und eine unerwiederte Liebesleidenschaft hatten sich vereinigt, ihn dem Leben leicht entsagen zu lassen.

Karl Philipp Moritz.

Deutschland ist reich an Schriftstellern, die durch ihren sehr eigenthümlichen Geist dem Reiche der Wissenschaft und Kunst doch nur im Allgemeinen angehören, ohne daß man sagen könnte, welche Stelle darin ihre besondere Heimath sei. Sie wandern gleichsam darin umher, und was ihnen jedesmal nahe steht, das gehört ihnen auf eine Zeit. Was sie berühren, gewinnt eine neue Gestalt, wohin sie ihre Augen wenden, da sehen sie neu, und was sie erzeugen, es sei nun Gedicht, Lehre oder Forschung, schimmert in eigenthümlicher Strahlenfülle, weil es gewöhnlich dadurch, daß es der einen Gestalt sich bequemt, die anderen Gestalten keineswegs verläugnet, in denen es auch hätte erscheinen können. Weil ihr Streben das äußerliche Dastehen ihrer Schriften weit überfliegt, und diese letztern in jenem oft nur eine untergeordnete Rolle spielen, so ist es nöthig, daß man ihrem ausgedehnten Wirken von Zeit zu Zeit immer wieder nachspüre, und besonders den Menschen in ihnen beachte, um den Einfluß ihres Lebens ruhiger zu würdigen. Gern verbindet sich mit ihrem geistigen Wanderleben auch ein leibliches, und da könnte man sie als den reinen Gegensatz einer anderen Art Schriftsteller betrachten, die man ansässig nennen dürfte, wenn, wie z. B. bei Kant, der nie aus Königsberg gekommen, Leib und Seele streng in demselben Gebiet beharrt.

Zu der ersteren Art gehören, bei aller wechselnden Mannigfaltigkeit unter einander selbst, sowohl Lessing und Herder, als Heinse und Friedrich Schlegel, Meyern, Jung, und besonders Moritz, der an zartem Sinn, schönem Gefühl, eignem

Blick und reichem Ausdrucke gewiß keinem Anderen nachsteht. Seine Darstellungen gehören zu den freundlichsten, lebensvollsten Erzeugnissen unserer Litteratur, er mag nun Alterthümer, philosophische Gegenstände, Bildungen der Sprache, menschliche Begebenheiten, oder die prosodischen Verhältnisse der Silben behandeln, allem hat er einen schönen Reiz abzugewinnen gewußt, der ihn in jede Tiefe begleitet. Seine lebhafte Thätigkeit ließ ihn eine — für sein nicht langes und durch viele Brodarbeiten gestörtes Leben große — Anzahl Schriften liefern, deren keine unbedeutend ist; die reichhaltigste ist ohne Zweifel Anton Reiser, worin er sein eignes Leben, in romanhafter Einkleidung, doch ziemlich getreu nach der Wirklichkeit, geschildert hat; am merkwürdigsten dürfte wohl der Andreas Hartknopf sein, sowohl wegen der eigenthümlichen Wunderbarkeit des Buches selbst, als auch in Bezug auf den Verfasser, der sich hier, wie es scheint, von seinem Werke am wenigsten absondern konnte; den meisten äußeren Werth aber hat unstreitig die deutsche Prosodie, eine geistvolle Untersuchung, welche Anfang und Grundlage aller späteren Arbeiten dieser Art geworden ist. Seine Reisebeschreibungen von England und Italien haben durch glückliche Auffassungen und lebensvollen Ausdruck in seiner, durchbildeter Sprache noch heute entschiedenen Werth.

Von der Wunderlichkeit seines Wesens und den abentheuerlichen Sonderbarkeiten seines Lebens hat man hin und wieder die ergötzlichsten Züge mitgetheilt, und überall erscheint er als ein liebenswürdiger, tiefer Mensch. Eine geistreiche Frau hat sich den Ausspruch erlaubt, Jung-Stilling sei ein deutscher Retif de la Bretonne; in demselben Sinne könnte man zu einer Vergleichung des jüngeren Rameau mit Moritz Gelegenheit nehmen, wobei natürlicherweise ihre Kunstgaben und Lebenswendungen außer Betracht lägen, aber die innersten Adern des Gemüths und des Geistes sich begegnen müßten. Die edle, sinnvolle Geistlichkeit Moritzens ist derselbe wunderliche Stoff, auf welchem bei Rameau jenes lebhafte, wetterwendische Auffassen der gemeinsten Wirklichkeit entstand, deren schlechtes Aneignen mit seinem übersehenden Geiste und seiner gut-

müthigen Herzensstimmung eine so merkwürdige Zusammenstellung macht.

Folgende Züge aus Moritzens Leben, die wir aus mündlicher Ueberlieferung haben, und noch nirgends aufgezeichnet finden, werden dem Leser nicht unwillkommen sein.

In einer an sich ziemlich leichten Krankheit bediente er sich der ärztlichen Hülfe seines Freundes, des Professor Markus Herz, der aber bald seine Bemühungen fruchtlos und die Krankheit schlimmer werden sah. Es hatte sich nämlich in Moritzens Seele eine quälende Angst vor dem Tode eingeschlichen, die mit leisen Zweifeln begann und von Grad zu Grad immer höher stieg. Mit lauernder Aengstlichkeit forschte er den Blick und die Mienen des Arztes aus, in jedem Tone, in jedem gleichgültigsten Wort suchte er eine heimliche Andeutung seines bevorstehenden schrecklichsten Endes. Markus Herz wandte alles Mögliche an, was seine eindringliche Beredsamkeit ihm darbot, um die Unruhe des Kranken zu verscheuchen, die qualvolle Sorge zu verbannen; er versicherte ihm wiederholt, zuletzt unter den heiligsten Betheurungen, daß die Krankheit im geringsten nicht bedenklich sei, und ohne seine lächerliche Einbildung längst ihr Ende erreicht haben würde; Moritz aber glaubte nur desto mehr, jener wolle ihn hintergehen, und ihm aus Schonung das Unvermeidliche verschweigen, und wurde in dem Grade trostloser und verzweifelter, als jener seine Versicherungen erneuerte. Er stieß die bittersten Klagen aus, jammerte, daß er in der Blüthe der Jahre hinscheiden müsse, und hatte weder Tag noch Nacht einige Ruhe. „Warum soll denn ich jetzt sterben? warum nur ich eben? warum gerade ich? rief er klagend aus, so muß ich wirklich schon dem Tode entgegen sehen? O sagen Sie mir es nur, sagen Sie mir es frei heraus, wie lange ich noch zu leben habe?“ — Auf solche Weise verschlimmerte er seine Krankheit durch die thörichte Furcht von Tag zu Tag, so daß der Arzt zuletzt in Verlegenheit gerieth, und da das Uebel sich hartnäckig verlängerte, nun schon wirklich anfing die Hoffnung aufzugeben, als er noch zu rechter Zeit auf nachfolgendes Mittel verfiel. Er trat eines Tages zu dem Kranken in's Zimmer, näherte sich mit trauriger Miene

dem Bette, untersuchte den Puls, und kündigte ihm die gefürchtete Botschaft an, daß alle Hülfe vergebens sei, und er nur noch wenige Tage zu leben habe. Moritz hörte ihn aufmerksam an, und konnte doch nicht die frischen Lebensgeister, die er in sich fühlte, mit dem Gedanken des Todes, der ihm bevorstehen sollte, vereinigen; er klagte noch, daß es eine unerhörte Grausamkeit des Schicksals sei, ihn gerade jetzt sterben zu lassen, noch so jung, noch ehe er weise gelebt habe! „So sterben Sie weise!" versetzte Markus Herz, und dieses Wort ergriff den Kranken mit wunderbarer Macht, er wiederholte sie mit Staunen und Rührung. Nachdem er aller Hoffnung zum Besserwerden beraubt worden, hatte die Gewißheit des Uebels bald alle Furcht verscheucht, und Moritz sah nicht nur mit Gelassenheit, sondern sogar mit kindlicher Freundlichkeit dem Tode entgegen, und wurde nun, da seine eingebildete Angst nicht mehr die Wirksamkeit der Arzneien störte, zu seiner Verwunderung täglich besser. Anfangs glaubte er noch, der Arzt lindere durch seine Mittel nur den Uebergang, und wolle ihm einen sanften Tod bereiten; bald aber gewann das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit solche Stärke, daß jede Täuschung schwinden mußte. Als er völlig genesen war, wurde ihm auch die weise List entdeckt, durch die sein Freund und Arzt ihn gerettet hatte. Wenn er diesem in der Folge auf der Straße begegnete, rief er ihm dankbar lächelnd den Gruß entgegen: „So sterben Sie weise!" worauf Markus Herz dann zu erwiedern pflegte: „So leben Sie weise!" In seinem Buche vom Schwindel hat Markus Herz dieser Krankheit und Heilung in der Kürze gedacht, später aber die ausführliche, dramatisch-belebte Erzählung des ganzen Hergangs in einem lesenswerthen Aufsatze mitgetheilt, der in Hufeland's Journal der praktischen Arzneikunde 1798 steht.

Bei aller Unschlüssigkeit des Willens, und bei aller Wandelbarkeit seines Lebens, war Moritz doch dahin gekommen, zu heirathen, und zwar ein junges Mädchen, das in unentwickelter Jugend für seine Eigenthümlichkeit keineswegs paßte. Viele riethen ihm ab, unter diesen auch seine wohlmeinende Freundin, Hofräthin Herz, die Gattin des Arztes Markus

Herz, zu welcher er sonst das größte Vertrauen trug; aber solche über die Erde leicht hinwandernde Menschen, die nirgends Wurzel schlagen, denen keine Gestalt bleibend ist, geben sich am schnellsten dem Ehebündnisse hin, wo sie dann die erwartete Ruhe und Festigkeit, weil sie dieselbe nicht mitbrachten, am wenigsten finden. Noch am Tage der Hochzeit führte er seine Gattin zu jener Freundin, der er sie vorstellte, und dabei leise in's Ohr flüsterte: „Ich glaube, ich habe einen dummen Streich gemacht!" Seine Stimme, die sehr weich und angenehm war, und sein freundliches Gesicht gaben diesen Worten einen ganz sonderbaren Ausdruck.

Die Ehe war nichts weniger, als glücklich; die Frau ging nach einer Weile mit einem Liebhaber davon. Moritz ist außer sich, da er nach Hause kommt und das Nest leer findet, er ergreift in der Wuth eine ungeladene Pistole, und setzt nach. Einige Meilen von Berlin holt er die Flüchtlinge ein, trifft seine Frau in einem Zimmer allein, versöhnt sich mit ihr, und findet sie auch gleich bereit, mit ihm umzukehren. Allein vergebens sucht er den Entführer, im ganzen Hause ist er nicht zu finden, bis endlich ein verrätherischer Kellner anzeigt, er stecke unter einem großen Fasse. Moritz sucht vergebens das Faß aufzuheben, an dem schweren, plumpen Gebäu findet sein Zorn keinen Rath; da erblickt er das Spundloch, hält die ungeladene Pistole hinein, und schwört, er werde losschießen, wenn nicht der darunter Steckende hoch betheure, niemals wieder an die Frau zu denken. Der Bedrängte, der sich bei allen Krümmungen, die er an den Wänden des Fasses machte, vor dem Schuß nicht sicher glaubte, schrie ganz kläglich, man solle ihm das Leben schenken, und versprach alles, was jener forderte. So führte Moritz seine Frau siegreich nach Hause.

Zuweilen war er in seltsame Träume versunken, und lebte mit wunderlichem Eigensinn ganz in seinen Bildern. Die erwähnte Freundin fand ihn einmal in Berlin auf einer Brücke am Geländer stehen, und übergelehnt unverwandt in das Wasser blicken. Sie redete ihn an, und hegte einige Besorgniß, ihn seinem Tiefsinne so überlassen zu sehen; er aber grüßte sie freundlich, und sagte, auf das Wasser zeigend:

„Da unten sind viele Gesichter, und eins, das mir ganz besonders gefällt, sieht mich immer liebreich an, und wenn's mir noch lange so gefällt, so muß ich zu ihm." — Solcherlei war in ihm der tiefste Ernst, und seine Freundin mußte ihn, trotz aller Bemühungen ihn mitzunehmen, allein auf der Brücke zurücklassen.

Ein gutgeschriebenes Leben dieses sonderbaren Mannes wäre sehr wünschenswerth, und ein wahres Geschenk für unsere Litteratur. Der Aufsatz in Schlichtegroll's Nekrolog vom Jahr 1793 taugt nicht. Mit besserem Sinn hat Dietmar im Gesellschafter von Gubitz (1829. März) einige Züge von ihm mitgetheilt. — Moritz stand mit den ausgezeichnetsten Männern in Verbindung. Goethe war in Rom sein Krankenpfleger und Wohlthäter. Ein schätzbarer Briefwechsel zwischen beiden war wenigstens vor einer Reihe von Jahren noch vorhanden. Man sollte seine Schriften endlich sammeln und herausgeben, damit er der Nation nicht völlig fremd werde. Was er gelebt, gesprochen und gewirkt hat, ist lieb und werth, und alles, was an ihn erinnert, eines frommen Andenkens würdig. —

1808. 1830.

Saint-Martin.

Ludwig Claudius von Saint-Martin wurde den 18. Januar 1743 zu Amboise geboren. Seine Eltern trugen die größte Sorgfalt für seine Erziehung, die in jeder Hinsicht vortrefflich war: besonders eine Stiefmutter rühmt er als die Quelle all seines Glückes, indem sie es gewesen, die ihm die Sanftmuth, Aufmerksamkeit und Frömmigkeit gegeben habe, durch die er Gott und Menschen lieb geworden. Weniger scheint der Vater seinem Gemüthe verwandt gewesen. Obgleich von schwachem Körperbau, und von außerordentlicher Reizbarkeit, ertrug Saint-Martin doch mit Erfolg alle Anstrengungen, welche das Ringen nach Kenntnissen und eine bewegte Lebensart ihm auferlegten. Sein Vater hatte ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt, und ungeachtet entschiedener Abneigung für diesen Stand war der Jüngling auf dem Kollegium von Pontlevoi in Kenntnissen bald so ungemein vorgeschritten, daß er in Tours eine Anstellung erhalten konnte. Allein seine Neigung führte ihn unter allen Studien und Geschäften zu dem höheren Gebiete innerer Forschungen und frommer Weisheit empor, dem er schon in seinem achtzehnten Jahre durch selbstständigen Entschluß in eigenthümlicher Bahn sich gewidmet hatte. Die gewöhnlichen Wissenschaften und Bücher ließen ihn unbefriedigt; noch auf der Schule las er schon mit Entzücken das Werk von Abbadie l'art de se connaitre, welches ihn für höhere Dinge entschied; später regten Burlamaqui's Schriften ihn mächtig an. Seine Anstellung in Tours war von keiner Dauer; abermals dem Willen seines Vaters folgend, trat er in seinem zweiund-

zwanzigsten Jahre in das Regiment von Foix als Offizier. Hier zeichnete er sich durch strenge Erfüllung seiner Pflichten und durch sittlichen Lebenswandel aus; seine Kameraden waren über seine Grundsätze verwundert, fanden sein Betragen sonderbar, aber gewannen ihn bald lieb, und ließen ihn in seiner Art gewähren, manche sogar schlossen sich ihm näher an. Seine Hauptbeschäftigung machten nun die alten und die neuen Sprachen, die schönen Künste und besonders die höheren Wissenschaften. Musik und ländliche Wanderungen wurden seine liebste Erholung. Von größter Wichtigkeit aber war für ihn die Bekanntschaft, die er zu Bordeaux, wo sein Regiment in Besatzung lag, durch einige seiner Kameraden mit dem in die höheren Kenntnisse eingeweihten Martinez Pasqualis machte, der ihn zu seinem Schüler aufnahm. Martinez war ein spanischer Mönch gewesen, aber von jüdischer Abkunft, und auch die Geheimlehre, die er seinen Schülern mittheilte, kam aus jüdischen Ueberlieferungen. Er selbst nannte sich in Schrifturkunden eines der sieben Häupter Israel's, die von ihm Eingeweihten hießen Kohen oder Priester. Sein Absehen ging nicht nur auf Schauen, sondern auch auf Wirken, er war voll Feuer und Kraft. Schon im Jahr 1754 hatte er seine Jünger zu einer Verbindung vereinigt, die in Marseille, Toulouse, und besonders in Bordeaux ihre Logen hatte. Im Jahre 1768 verließ er Bordeaux, und ging nach Paris, wo er zehn Jahre verweilte, seine Schule fortsetzte und erweiterte; Zweige derselben verpflanzten sich nach Lyon und Straßburg.

Nach Lyon begab sich Saint-Martin, der den Kriegsdienst wider den Willen seines Vaters verlassen hatte, und weil er nun kein Geld mehr von Hause nehmen wollte, in großer Dürftigkeit, fast nur von Wasser und Brod lebend. Hier schrieb er sein erstes Werk, das berühmte Buch „des erreurs et de la vérité;" er schrieb dies Buch innerhalb vier Wintermonaten, am Küchenheerde, weil er nicht Geld genug hatte, sein Zimmer zu heizen. Auf dem Titel nannte er sich le Ph . . . inc . . . (le Philosophe inconnu), unter welcher Bezeichnung sein Name lange Zeit verdeckt blieb. Von dem Ertrage dieses Buches lebte er einige Zeit, bis eine Frau

von Lacroix ihn aufnahm, und nach Paris zurückführte, von der er sich doch bald wieder trennte. Eine Erbschaft von 1200 Franken Einkünften, die ihm von einer Tante zufiel, machte ihn unabhängig, und nun eröffnete er eine Art Schule, während er seine Schriftstellerei fortsetzte.

Inzwischen hatten sich die Schüler von Martinez Pasqualis in Frankreich, in Deutschland, in der Schweiz, und bis nach Rußland ausgebreitet, wo sie später unter dem Namen Martinisten als eine zahlreiche Sekte hervortraten, die man öfters fälschlich von Saint-Martin herleiten wollte. Doch als Martinez im Jahr 1779 Paris verließ um in Amerika zu wirken, und zu Port-au-Prince unerwartet vom Tode weggerafft wurde, verlor seine Schule den zusammenhaltenden Mittelpunkt. Einige seiner Jünger knüpften in Paris neue Verbindungen an, und stifteten verschiedene Logen, unter anderen die der Philalethen, an welchen auch der Graf von Mirabeau und der Abbé Perigord, nachheriger Fürst Talleyrand, sollen Theil genommen haben. Die Freimaurerei, die Alchemie, der Lebensmagnetismus von Mesmer, die Wunder und Gesichte Swedenborg's, später die Gaukeleien Cagliostro's, wirkten hiebei mehr oder minder ein. Saint-Martin sah dieses mannigfache Treiben, und wurde in allerlei Gesellschaften gezogen, die nach höherer Kenntniß strebten oder zu streben schienen; allein sein überlegener Geist entdeckte bald die tiefen Gebrechen derselben, und trat bald von aller Gemeinschaft zurück. Er beschloß vielmehr selbst eine Gemeinschaft zu stiften, die nur die reinste Geistigkeit bezwecken sollte, und für welche er die Ueberlieferungen seines Lehrers Martinez in seiner Weise zu bearbeiten anfing.

Schon im Jahre 1782 war sein zweites Werk erschienen: Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'Homme et l'Univers, in welchem er die Lehre des Martinez Pasqualis vortrug, doch ohne das theurgische Beiwerk, das dieser ihr gegeben hatte, und das dem stillen, sanften Sinn Saint-Martin's nie genehm war. Dem geliebten Lehrer hatte er oft die Frage entgegengehalten: „Meister, bedarf es denn so vieler Anstalten um Gott zu kennen?" Leidenschaftlich für die Wahrheit erglüht, widmete er sich

ganz ihrer Erforschung und Ausbreitung, ohne dem Geheimniß und seinen Gebilden einen größeren Werth beizulegen, als den, welchen die äußere Hülle neben dem inneren Gehalt behaupten konnte.

Mit seinem Vater wieder ausgesöhnt, erklärte er demselben nun unumwunden seinen Vorsatz fernerhin nur allein dem Dienst der Wahrheit zu leben. Emsige Forschungen und stille Wohlthätigkeit erfüllten nun alle seine Zeit. Im Jahr 1784 versuchte er sich auch in einer Preisschrift, um die von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgeworfene Frage zu beantworten, welches die beste Weise sei, die Völker von Irrthümern und Aberglauben aller Art zur Vernunft zurückzuleiten. Daß nicht Saint-Martin, sondern ein französischer Prediger zu Berlin, den Preis erhielt, ist sehr begreiflich.

Die Gründung seiner Gesellschaft aber ging langsam von Statten; er nahm nur wenige Mitglieder, und diese mit großer Vorsicht auf. In dem Ganzen ist vieles dunkel geblieben, was wohl niemals völlig zu erhellen sein mag. Die neue Verbindung scheint anfangs nur die Gestalt einer gewöhnlichen Freimaurerloge gehabt zu haben; ihr größere Theilnahme zu gewinnen, war wohl der erste Antrieb zu seinen nachherigen größeren Reisen. Sie begannen im Jahr 1784, und erstreckten sich über Italien, die Schweiz, Deutschland und England. Ueberall setzte er seine tiefen Arbeiten fort, überall suchte er Licht zu empfangen und auszutheilen. Er fand aller Orten Verehrer und Freunde; angesehene und ausgezeichnete Personen, auch solche, die von seiner Lehre nichts wußten oder verstehen konnten, huldigten seinem Geiste, liebten sein aufrichtiges Gemüth, seinen menschenfreundlichen Sinn. Nachdem er eine Zeitlang wieder in Lyon und Straßburg gelebt, kehrte er nach Paris zurück, wo die Herzogin von Bourbon, die er schon früher kennen gelernt, ihn in ihr Haus aufnahm. Sie war längst eingeweiht in die Lehren der Mystiker, und bewegte sich darin mit einer Art muntrer Freigeisterei, die sie später, nachdem sie in Spanien gewesen, mehr und mehr ablegte, so wie sie auch nach dem Ableben ihres Freundes sich ganz den Vor-

schriften der katholischen Kirche hingab, und im Jahre 1824 das ersehnte Loos hatte, betend in der Kirche der Heiligen Genoveva todt hinzusinken. Die vornehme Gesellschaft, die er nicht vermeiden konnte, störte nicht, sondern förderte sogar seinen Geistesgang. Er stand in freundlichem Vernehmen mit dem Herzog von Orleans, dem Marquis von Lusignan, dem Chevalier von Boufflers, sogar mit dem berüchtigten Wüstling, dem Marschall von Richelieu, und bekannte frei, daß er von allen diesen Personen gelernt habe, daß er durch sie in seinen Ueberzeugungen bestärkt worden sei. Für Jean Jaques Rousseau hegte er die größte Verehrung, auch in Voltaire liebte er den herrlich begabten Geist, und erkannte den göttlichen Funken in dessen kühnem Streben, denn die Entartung und Verderbniß des Christenthums, gegen welche Voltaire kämpfte, war niemanden einleuchtender als dem, der die ursprüngliche Schönheit der wahren Christuslehre tief erkannt hatte, und im Herzen trug.

Im Jahr 1787 besuchte Saint-Martin England, wo er mit dem Gesandten Barthelemy und mit dem englischen Uebersetzer der Schriften von Jakob Böhme, mit William Law, in nähere Bekanntschaft kam. Im folgenden Jahre reiste er mit dem Fürsten Alexis Galitzin nach Rom; dieser Fürst sagte später zu Herrn Fortin d'Urban, erst seitdem er Saint-Martin kennen gelernt, sei er wahrhaft ein Mensch.

Er befand sich noch in Italien, als die ersten Bewegungen der französischen Revolution ausbrachen, und für Frankreich ein neues Zeitalter der Läuterung und des Heils verhießen. Saint-Martin kehrte nach Paris zurück, und war ein aufmerksamer Beobachter der Begebenheiten, deren wechselvolle Gestalt seinen hohen Sinn nicht irrte; er sah in allen Ereignissen, auch in den schrecklichsten, die Wege der Vorsehung. In der ersten Zeit dieses großen Umschwunges, wo noch alles friedlicher aussah, und das Ansehen des Hofes noch fortbestand, wollten mächtige Gönner ihn für diesen gewinnen, sie boten ihm ein Jahrgehalt und das Ludwigskreuz an, die er jedoch ablehnte, und nur letzteres endlich auf vieles Zureden und aus Achtung für die Vermittler annahm.

Ein Buch, das noch als eine Frucht seiner Reisen und

Verbindungen anzusehen ist, l'Homme de désir, erschien zu Lyon 1790. Er hatte dasselbe auf Antrieb seines Freundes, des religiösen Philosophen Thiemann geschrieben, theils in Straßburg, theils in London. Lichtvolle Gedanken und fromme Empfindungen schwingen sich darin in erhabenen Psalmen und brünstigen Gebeten empor. Das Buch ist ein lyrischer Ausbruch einer begeisterten Seele, die aus dem Gedränge der Welt zu ihrem Ursprunge sich flüchtet.

In Straßburg hatte Saint-Martin die erwünschte Bekanntschaft einer Frau Böcklin gemacht, die seine hohen Strebungen nicht nur würdigte, sondern auch mächtig förderte, indem sie zuerst ihm von Jakob Böhme sprach, und ihn anregte Deutsch zu lernen, um diesen dunklen Schriftsteller im Urtext lesen zu können; er that dies mit großem Eifer, aber die deutsche Sprache war ihm sehr schwierig, er nahm eine englische Uebersetzung, wie auch unseren Freund Oelsner zu Hülfe, die ihm den Wortsinn genügend erklärten, obgleich dieser keineswegs hinreichte auch den Inhalt gehörig aufzuschließen. In der Folge stets tiefer in den dunklen Autor eindringend, und immer helleres Licht aus ihm empfangend, erklärte er Jakob Böhme für seinen Meister, dem er nicht würdig sei die Schuhriemen aufzulösen, für seinen zweiten geistigen Vater und Lehrer, der seinen ersten, den Martinez Pasqualis sogar überragte.

Als die Zustände sich verschlimmerten, und die Vornehmen flüchteten, wurde Saint-Martin vielfach aufgefordert, den brennenden Boden zu verlassen, und sich den Ausgewanderten in Koblenz anzuschließen. Er verweigerte dies durchaus, und wollte sich auch nicht den Pflichten entziehen, die das neue Bürgerthum auferlegte; als Gemeiner in die Nationalgarde gerufen, versah er mit Eifer und Genauigkeit den vorgeschriebenen Dienst, indeß war dies die einzige Thätigkeit, durch die er sich an den revolutionairen Dingen wirklich betheiligte. Seine Freunde hatten ihn ohne seinen Willen im Jahr 1791 zum Erzieher des Thronfolgers in Vorschlag gebracht; drei Jahre später fügte es das Geschick, daß er seinen letzten Dienst als Schildwacht am Tempel stehen mußte, wo der unglückliche Prinz gefangen saß; ein Zufall,

der sein Inneres mächtig ergriff, und mit schweren Betrachtungen erfüllte.

Inmitten der Schreckenszeit, im Januar 1793, rief ihn die kindliche Pflicht zu seinem kranken und gichtbrüchigen Vater nach Amboise zurück. Er sorgte für diesen mit Zärtlichkeit und Eifer, bis zum letzten Augenblick, während er zugleich als guter Bürger sich erwies, und zu den Bedürfnissen seiner Gemeinde nach Kräften beisteuerte, wiewohl sein geringes Vermögen durch die Zeitläufte schon beträchtlich gelitten hatte, und kaum für den eigenen dürftigsten Unterhalt ausreichte.

Nach Paris zurückgekehrt, sah er sich genöthigt, die Hauptstadt wieder zu verlassen. Ein Beschluß des Nationalkonvents vom 27. Germinal des Jahres 2 verfügte die Ausweisung der ehmaligen Edelleute aus Paris und dessen Umkreis, Saint-Martin gehorchte, und ging auf's neue nach Amboise. Hier gab seine Gemeinde, die einen Antheil der aus Klöstern und Schlössern zusammengebrachten Bücher empfangen hatte, ihm den Auftrag, diese zu verzeichnen, bei welchem harmlosen Geschäft ihm das Lesen seltner Erbauungsbücher zum schönen Lohn ward. Seine Zurückgezogenheit schützte ihn jedoch nicht gegen Verdacht und Gefahr; er wurde angeklagt mit Katharina Theos in Verbindung gewesen zu sein, schon war ein Haftbefehl gegen ihn erlassen, als der 9. Thermidor eintrat, und ihn rettete.

Ungeachtet das Gesetz ihm den Aufenthalt in Paris noch immer untersagte, sandte ihn der Distrikt Amboise dennoch schon im nächsten Jahre dorthin zurück, um in den neuerrichteten Normalschulen an der Bildung der künftigen Volkslehrer Theil zu nehmen. Er nahm auch diesen Auftrag an, der ihm die erwünschte Gelegenheit verhieß, auf den Geist des Unterrichts wohlthuend einzuwirken. Den Verhandlungen wohnte er mit Eifer bei, und nahm häufig Anlaß, seine tiefen Auffassungen den oberflächlichen Sätzen der damaligen Gelehrten mit Erfolg entgegenzustellen, und manchen guten Samen für die Zukunft auszustreuen. Nach dem Schlusse dieser Verhandlungen, ging er wieder nach Amboise.

Hier wurde er im Jahre 1795 Mitglied der ersten

Wahlversammlungen, wobei er jedoch keine politische Thätigkeit entfaltete, sondern bescheiden innerhalb der engsten Gränzen dieses Berufes sich hielt.

In den Revolutionsstürmen war die von ihm gestiftete Gesellschaft größtentheils untergegangen, die noch vorhandenen Mitglieder hatten ihren Zusammenhang verloren, einzelne hingegen neue Gründungen versucht, denen Saint-Martin nicht beistimmen konnte. Dagegen hatte er seine Studien eifrig fortgesetzt, und für solche einen Genossen gefunden, der ihm auch ohne persönliche Bekanntschaft bald der innigste Freund wurde. Dies war der Freiherr von Kirchberger in Bern, mit dem er in lebhaften Briefwechsel über die höheren Wahrheiten kam, und den er dabei hauptsächlich auf Jakob Böhme hinwies. Ihre Freundschaft bewährte sich auch in weltlichen Dingen. Als in Frankreich die Werthlosigkeit der Assignaten alles verwirrte, und auch Saint-Martin in die größte Bedrängniß gerathen war, sandte Kirchberger unaufgefordert ihm zehn Louisd'or, die er mehr aus Demuth als aus Noth dankbar annahm, dagegen aber auch später die Gelegenheit fand, dem in Murten durch französische Plünderung hart betroffenen Freunde einiges Silbergeräth als Nothhülfe darzubringen. Beide Freunde haben einander nie gesehen, aber ihre Bildnisse gegenseitig ausgetauscht. Ihr Briefwechsel ist noch vorhanden, in mehreren Abschriften, deren eine in den Besitz des russischen Staatsraths Alexander Turgeneff kam; auch sind Auszüge daraus im Druck erschienen. —

Saint-Martin war in dieser Zeit auch als Schriftsteller ungemein thätig. Im Jahr 1792 gab er in Paris die bedeutende Schrift Ecce Homo heraus, die von Friedrich Schlegel als der Kern der ganzen Lehre betrachtet wurde. Sie ist aber vielmehr eine Gelegenheitsschrift, die vorzüglich seiner geliebten Freundin, der Herzogin von Bourbon, galt, und indem sie unmittelbar auf die höchste Hülfe hinweist, gegen die Wunderhülfen zweiten Ranges warnt, wie Somnambulismus, Wahrsagekünste, und anderes dergleichen, dem die Herzogin, sonst ein Muster von Tugend und Frömmigkeit, sich sehr zuneigte. In demselben Jahre folgte le Nouvel

Homme, ein seltsames Buch, das er später nicht recht mehr anerkennen wollte, weil es nicht der Reife entsprach, die er erst durch die Kenntniß Jakob Böhme's erlangt hatte. Er hatte dasselbe 1790 in Straßburg, kurz vorher ehe er daselbst jene Kenntniß erlangte, und unter dem Einflusse des Ritters Silverhielm, eines schwedischen Predigers und Neffen Swedenborg's geschrieben. Drei Jahre nachher (1795) kam das geistvolle Sendschreiben sur la Révolution française heraus, zwei Jahre später (1797) die damit in Zusammenhang stehende Schrift Eclair sur l'association humaine; dann erschien im Jahr 1798 das wunderliche Prosagedicht le Crocodile, dessen Witz und Laune jedoch als gänzlich verfehlt gelten muß. Das im Jahr 1800 erschienene Buch de l'Esprit des choses erregte größeres Aufsehen, und man fing an eifriger nach dem Verfasser zu fragen, der unter der bescheidenen Hülle eines unbekannten Philosophen so tiefe Gedanken vortrug. Dies war noch mehr der Fall bei dem zwei Jahre später gedruckten Werke le Ministère de l'Homme-Esprit, unseres Erachtens dasjenige, in welchem die eigenthümlichsten Ansichten Saint-Martin's in ihrer reifsten Gestalt mitgetheilt sind. Inzwischen war auch schon seine Uebersetzung der Aurora von Jakob Böhme hervorgetreten, der die des Buches von den drei Prinzipien folgte; andere Uebersetzungen von Jakob Böhme kamen erst einige Jahre nach Saint-Martin's Tode heraus, so wie zwei Bände Oeuvres posthumes. Eine äußerliche Merkwürdigkeit ist bei allen diesen Schriften schon die Jahrszahl, man traut seinen Augen kaum, wenn man sieht, daß Zeitläufte wie die, an welche man bei jener denken muß, auch solchen Gehalt im Stillen mittrugen.

Nachdem die Zustände wieder ruhiger geworden, behielt er seinen Aufenthalt fortdauernd in Paris, und lebte nur seinen Studien und Freunden. Seine Wißbegierde breitete sich nach allen Richtungen aus; bei seinem großen Geiste verschmähte er doch keine Gelegenheit, auch von Geringeren zu lernen, und noch wenige Monate vor seinem Tode besuchte er öffentliche Vorlesungen. Ohne sich der Gesellschaft absichtlich zu verschließen, blieb er doch einsam und zurückgezogen; seine Bescheidenheit und sein Ernst hielten den

Ruhm seines Geistes von seiner Persönlichkeit ab, und man konnte lange mit ihm umgehen, ohne zu erfahren, daß er der Autor sei, der unter dem Namen des unbekannten Philosophen verborgen sein wollte.

Er hatte Umgang mit den verschiedensten Menschen, mit Frommen und Freigeistern, und wurde mit allen gleich gut fertig. Der bekehrte La Harpe war ihm indeß besonders lieb geworden. Spät noch lernte er Chateaubriand kennen, den Verfasser des Génie du Christianisme. In seinen letzten Jahren verkehrte er viel mit Frau von Krüdener, die von seinen Geistesflügen sehr angezogen war, ohne ihnen doch folgen zu können, ihre Frömmigkeit sank in grobes, abergläubisches Wesen hinab. Saint-Martin soll an ihrem Roman Valerie nicht geringen Antheil haben. Mit Oelsner stand er in freundlichem Vernehmen, und zog ihn bei seinen Uebersetzungen des Jakob Böhme häufig zu Rath; wenn indeß der Deutsche das Sprachliche leicht erklärte, den Inhalt aber als unverständlich verwarf, lächelte Saint-Martin nur, und meinte, der mache ihm keine Schwierigkeit.

Er sah seinen nahenden Tod lange voraus. In seinen nachgelassenen Schriften sagt er vom 18. Januar 1803: „Dieser Tag, der meine sechzig Jahre erfüllt, hat mir eine neue Welt eröffnet. Meine geistlichen Hoffnungen wachsen immer mehr. Ich nähere mich, Gott sei es gedankt, den großen Genüssen, die mir seit langer Zeit verheißen sind, und durch welche die Freuden auf's höchste steigen werden, von denen mein Dasein in dieser Welt immer wie begleitet war."

Im Sommer besuchte er zum letztenmal seine Vaterstadt Amboise, wo er, so wie in Orleans, sich des Wiedersehens guter Freunde freute, dabei jedoch beklagte, daß er noch keinen auf der Höhe gefunden, die seinem Bedürfniß geistigen Austausches entsprochen hätte. Dies Bedürfniß war um so erregter in ihm, als er aus mancherlei Zeichen schließen konnte, daß sein Leben bald enden würde, ein Gedanke, der ihn keineswegs erschreckte. Mit diesem lebhaften Vorgefühl kehrte er im Herbste nach Paris zurück.

Ganz kurz vor seinem Hinscheiden freute er sich noch

einer längst gewünschten Unterredung mit einem gründlichen Mathematiker über die Zahlen, in welchen die Eingeweihten einen geheimen Sinn finden, und über die er selbst einen ausführlichen Aufsatz handschriftlich hinterlassen hat, von dem Franz von Baader eine Abschrift besaß. Diese Unterredung mit Herrn de Rossel fand am 12. Oktober 1803 in Gegenwart des Herrn Gence Statt, der in seinem biographischen Abrisse Saint-Martin's davon berichtet: „Am Schlusse sagte er uns: «Ich fühle, daß ich scheide; die Vorsehung möge mich rufen, ich bin bereit. Die Keime, die ich auszusäen bemüht gewesen, werden Frucht bringen; ich gehe morgen zu einem Freund auf's Land; ich danke dem Himmel, daß er mir diesen letzten Wunsch noch erfüllt hat.» Er sagte Herrn de Rossel darauf Lebewohl, und drückte uns die Hände."

Am 13. Oktober fuhr er in der That nach dem Landsitze seines Freundes des Senators Grafen Lenoir-La Roche, in Aunay bei Chatenay, welcher Ort ihm schon immer wohlgefallen hatte. Nach einem leichten Mittagsmahl, als er sich eben auf sein Zimmer zurückgezogen, erlitt er einen Schlaganfall. Doch verlor er die Sprache nicht völlig, und sagte seinen herbeigeeilten Freunden, er wisse, daß alle menschliche Hülfe hier vergeblich sei, sie möchten gleich ihm auf die Vorsehung vertrauen, und unter einander als Brüder, in evangelischer Liebe leben. Einen Priester, den man herzugerufen, wollte er nicht annehmen, er glaubte sich dessen, was dieser ihm geben könnte, schon theilhaftig, die Weihe seiner geheimen Wissenschaft stand ihm höher als das Priesterthum. Indem er still zu Gott betete, verschied er sanft und freudig gegen 11 Uhr, am 22. Vendemiaire des Jahres XIII oder 13. Oktober 1803.

Wir lassen die Geheimlehren dahingestellt, und halten uns an seine offenbare Erscheinung. Er war ein reiner und edler Mensch, seine Tugend entsprach seinem Geiste; beide waren von höchster Art. Still und bescheiden verhehlte sein Aeußeres die Schätze, die sein Inneres hegte; mild und freundlich in seinem Benehmen, heiter und lebhaft im Gespräch, konnte er unter Freunden hinreißend liebenswürdig sein.

Der Baron von Gleichen, welcher ihn zu Paris genau gekannt hat, und einigermaßen sein Schüler war, giebt von seiner Person folgende Schilderung: „Jung, liebenswürdig, hübsch, sanft, bescheiden, einfach, gefällig, sich zu jedermann auf gleichen Boden stellend, nie von Wissenschaften redend, am wenigsten von seiner, glich er gar nicht einem Philosophen, eher einem kleinen Heiligen; seine Frömmigkeit, seine äußerste Zurückhaltung, und die Reinheit seiner Sitten, erschienen bei einem Menschen seines Alters ganz außerordentlich; er war sehr unterrichtet, sprach mit vieler Klarheit und Beredsamkeit, und seine Unterhaltung war sehr angenehm, außer wenn er von seiner Sache sprach, dann wurde er streng, geheimnißvoll, geschwätzig oder schweigsam, und aus Furcht zu viel gesagt zu haben, läugnete er heute was er gestern eingeräumt hatte. Er war oft unerträglich durch sein plötzliches Innehalten, grade wenn man seine Geheimnisse zu erfahren hoffte, er glaubte dann eine innere Warnungsstimme zu vernehmen. Er hielt seine Schüler mehr ab, als daß er sie anzog, er fürchtete den Mißbrauch, der von seinen Lehren gemacht werden könnte."

Saint-Martin gehört zu den auserwählten Geistern, die von Zeit zu Zeit gleich Wesen einer höheren Ordnung unter den Menschen wandeln, damit die ursprüngliche Würde und Schönheit des Geschlechts in Abbildern sichtbar bleibe. Seine zahlreichen Schriften tragen das Zeichen eines eigenthümlichen Geistes von außerordentlicher Kraft und Tiefe, aber seine Wissenschaft ist in Geheimnisse gehüllt, die einen großen Theil seiner Bücher verdunkeln, und in welche auf gewöhnlichem Wege einzudringen nicht möglich ist. Dem Unbefangenen wird jedoch immer genug Vortreffliches darin verständlich sein, um für das Unverständliche kein übereiltes Verdammungsurtheil zu gestatten. — Seine in den Oeuvres posthumes enthaltene Selbstschilderung nebst anderen Bekenntnissen, Einzelsätzen und Bemerkungen, dürften der beste Eingang sein, um sowohl den Menschen als auch den Schriftsteller näher zu erkennen. —

1821.

Zwei Gespräche Saint-Martin's.

Von Saint-Martin, dem edlen Jünger einer wahrhaft liebenswürdigen Weisheit, dem unbekannten Philosophen, wie er sich nannte, ist in neuerer Zeit häufig die Rede gewesen, und in Deutschland durch Rahel, in Frankreich durch Custine, Sainte-Beuve, und andere höhere Schriftsteller, sein Andenken zu steigender Verehrung ausgebreitet worden. Seine Schriften jedoch finden sich selten irgendwo beisammen, und manche sind gar nicht zu bekommen. Noch seltener sind die Hülfsquellen, aus welchen Nachrichten über sein Leben und Wirken, über seine Verhältnisse zu Personen und Gesellschaften zu schöpfen wären. Manches mag für immer verloren sein, manches aber ist gewiß noch vorhanden, und liegt wer weiß wo in Frankreich, England oder Deutschland, verwahrt und versteckt! Sein Verhältniß zur Herzogin von Bourbon, der Tante des jetzigen Königs der Franzosen, wäre schon für sich allein einer Darstellung werth. Grade hiefür dürfen wir vielleicht mit nächstem die Eröffnung reicheren Stoffes erwarten, als uns noch zur Zeit vorliegt.

Einstweilen versagen wir uns nicht, ein paar kleinere Reliquien des trefflichen Mannes mitzutheilen, die wir unter litterarischen Trümmern hervorgesucht, wo schwerlich so leicht wieder ein Blick sich hinverirrt. Es sind dies zwei kleine Gespräche, die nicht er selbst, sondern der jedesmalige Mitsprecher aufgezeichnet hat. So gering der Umfang ist, so giebt sich doch der ganze Karakter, und besonders die Erscheinungsweise des Mannes, in den wenigen Worten zu erkennen.

Das erste dieser beiden Gespräche hat uns Herr Tourlet aufbewahrt, ein Schriftsteller, der vor einigen dreißig Jahren in französischen Zeitschriften eines nicht unverdienten Rufes genoß, der indeß freilich nicht im Stande war, über Saint-Martin ein gültiges Urtheil aufzustellen. Da eine große Zahl von Menschen aber niemals ihrer Sache gewisser sind, als wenn sie gar nichts davon verstehen, und dann das geheime Mahnen ihres Nichtwissens in absprechendem Hohn und ärgerlicher Grobheit zu ersticken suchen, so dürfen wir uns nicht wundern, daß ein sonstiger Schätzer Saint-Martin's denselben mit fast rohem Unglimpf abfahren läßt. Er macht diesen mehr als wieder gut durch die Aufrichtigkeit, mit der er am Schlusse bekennt, wie seine Verdrießlichkeit von Saint-Martin's sanftem Gleichmuth beschämt worden, und durch das Zeugniß, welches er dem ganzen Leben desselben zuletzt ertheilt.

Er trägt den Anlaß und Verlauf der kurzen Verhandlung folgendermaßen selber vor:

„Das ganz Unverständliche kann man nicht bestreiten, aber auch nicht annehmen, und so kam ich mit Saint-Martin über seine mystische Zahlenlehre einesmals in ein ziemlich scharfes Gespräch. Es war die Rede von einem griechischen Dichter, welchem Saint-Martin einiges Lob ertheilte. Ich fragte ihn, ob er nicht eben so wie ich fände, daß die Vergleichungen bei diesem Dichter allzu häufig vorkämen?

Saint-Martin. Aber man liebt immer die Vergleichungen, weil sie eine Wirklichkeit voraussetzen.

Ich. In der That, die Vergleichungen erheben und veredeln den Ausdruck der Natur.

Saint-Martin. Der Natur? was drückt die aus? Von was ist sie der Typus?

Ich. Ich liebe nicht, höher aufzusteigen. Die Natur umfaßt alles was ist.

Saint-Martin. Sie steigen nicht höher auf! ... auch nicht eine Sprosse höher ... eine einzige ... um zu der Allgemeinheit aller Wesen zu gelangen. ...

Ich. Das hieße zum Unendlichen aufsteigen.

Saint-Martin. Zum Unendlichen, wenn Sie diese

Bezeichnung vorziehen. Aber halten Sie an der Einheit, der Grundzahl.

Ich. Die Einheit ist dann nur eine abstrackte Zahl. Die Natur ist die Sammlung aller Individuen. Die Individuen allein existiren, aber ihre Sammlung, oder die Einheit ist nirgends.

Saint-Martin. Im Gegentheil. Jedes Individuum ist in der Einheit mitbegriffen. Die Tugend, die Kraft, kann nur in der Einheit sein. Die Einheit ist der Mittelpunkt, von dem die andern Zahlen ausgehen, wie ebenso viele Radien; diese Zahlen sind ebensoviele Wesen, die nur durch ihre Beziehung zur Einheit existiren. Wollen Sie denn, daß es Radien gebe ohne Mittelpunkt?

Hier zeichnete Saint-Martin ein Dreieck in einen Kreis. „Sie werden hier, fuhr er fort, die Tugend der Zahlen wahrnehmen." Dann deutete er Linien an, die aus dem Mittelpunkte nach dem Umkreis gezogen sein sollten, und bemühte sich, mir die Beziehungen von Eins zu Vier zu zeigen, fakultative Beziehungen, die eine Reihe immaterieller Wesen ausdrücken, sich der Grundeinheit anschließen u. s. w.

Ich. Und Sie sehen da die Tugenden der Zahlen!

Saint-Martin. Ja gewiß.

Ich. Ich bedaure Sie.

Saint-Martin. Ich ermahne Sie, zu suchen.

Ich. Aber ich habe ja Ihre Bücher, die hiervon handeln, und ich bedaure die, welche sie verstehen.

Saint-Martin. Die, welche sie verstehen, sind nicht zu bedauern, sie suchen nicht mehr, sie folgen dem Wege ...

Hier wurden wir unterbrochen; ich war beschämt, einige üble Laune gezeigt zu haben, während ich in ihm nicht die geringste Gemüthsbewegung bemerkt hatte. Wir schieden indeß jenes Tages noch ganz wohlzufrieden einer mit dem andern. Als ich ihn später wiedersah, nahm ich mich wohl in Acht, denselben Gegenstand zu berühren. Tourlet schließt seinen Aufsatz mit den Worten:

„Wollen wir den Mann beurtheilen; wohlan, sehen wir seine Handlungen an, und das ganze Leben des unbekannten

Philosophen zeigt uns nur eine unaufhörliche Anwendung der Vorschrift, die er oft in seinen Schriften empfiehlt, und die er besser als irgend jemand ausübte: „Es ist gut, immerfort die Augen auf die Wissenschaft zu richten, um sich nicht einzubilden, man wisse etwas; auf die Gerechtigkeit, um sich nicht für vorwurfsfrei zu halten; auf alle Tugenden, um nicht zu meinen, man besitze sie."

Das zweite kleine Gespräch ist von einem Herrn J. M. D., der in näherem Grade, als jener, den Namen eines Freundes verdient, und freilich auch mit einer Seite Saint-Martin's in Berührung kommt, die mehr, als die mystische Zahlenlehre, den allgemeinen menschlichen Sinn anspricht. Immer darf es ein merkwürdiges Beispiel sein, wie hier der Wohlthätigkeitseifer, und zwar der ganz gewöhnliche und gemeine, in einem tiefgeistigen und hochgebildeten Menschen die Herrschaft behauptet. Das Gespräch ist uns, wie folgt, überliefert:

„Ich. Sie gehen nicht mehr in's Theater, sagen Sie?

Saint-Martin. Seit fünfzehn Jahren war ich nicht dort.

Ich. Diese Vergnügungsart hat also wohl nicht mehr den früheren Reiz für Sie?

Saint-Martin. Die Aufführung mancher Schauspiele ist eine der Vergnügungen, die ich mit der meisten Leidenschaft geliebt habe und noch liebe.

Ich. Ich verstehe; Ihre moralischen Grundsätze verdammen das Theater.

Saint-Martin. Die dramatischen Erzeugnisse, von denen ich mir so viel Genuß verspreche, gehören nicht zu denen, deren Aufführung mir tadelnswerth dünken möchte. Denn der Genuß, den sie mir verschafften, könnte nur aus der innern Bewegung entstehen, die sich mit Anschauen einer auf die Scene gebrachten tugendhaften Handlung verknüpft, und aus der herrlichen Sympathie, die mich diese Empfindung

mit allen Zuschauern auf eine so einstimmige als ursprüngliche Weise theilen läßt.

Ich. Also ist es Mangel an Muße, der Sie verhindert hat, ein Vergnügen zu genießen, auf das Sie so großen Werth legen.

Saint-Martin. Noch weit weniger; in diesen fünfzehn Jahren bin ich oft unterwegs gewesen, um in's Theater zu gehen.

Ich. Und wer hat Sie unterwegs abgehalten?

Saint-Martin. Das kann ich Ihnen nicht sagen.

Ich. Ich möchte doch gar zu gerne hierüber Ihre Meinung vollständig wissen. Ist dabei irgend ein Geheimniß von Zahl, von Krokodil? Muß man eingeweiht sein, um Ihnen Ihr Geheimniß abzufragen? Ist es nicht genug, Ihr Freund zu sein?

Saint-Martin. Weder Geheimniß noch Einweihung giebt es hiebei. Aber wenn ich Ihnen die Ursache sagte, die mich auf meinem Wege gehemmt hat, so würden Sie mich für besser halten, als ich bin.

Ich. Nun wohl! Ich verspreche Ihnen, Sie nur für so gut zu halten, als Sie wirklich sind. Jetzt haben Sie keinen Vorwand mehr. Befriedigen Sie meine Neugier.

Saint-Martin. Ich werde es Ihnen jetzt also sagen, aber aus einem ganz entgegengesetzten Grunde, auf daß Sie nicht glauben, die Sache sei wichtiger und Ihrer Aufmerksamkeit würdiger, als sie ist. Nichts ist einfacher. Oft also bin ich von Hause weggegangen in der Absicht, die Français zu besuchen, oder vielleicht auch irgend ein anderes Theater. Unterwegs beeilte ich den Schritt, empfand eine lebhafte Erregung, durch den Vorgenuß des Vergnügens, das mich erwartete. Bald jedoch befragt' ich mich über die Beschaffenheit der Eindrücke, von denen ich mich so mächtig beherrscht fühlte. Ich kann es Ihnen sagen, ich fand in mir nur die Erwartung des berauschenden Entzückens, welches mich ehemals ergriffen hatte, wenn die erhabensten Tugendgesinnungen, in der Sprache Corneille's und Racine's ausgedrückt, den allgemeinen Beifall hervorriefen. Dann stellte sich unmittelbar eine Betrachtung ein. Ich will Geld ausgeben, sagt' ich

mir, für das Vergnügen, ein bloßes Bild der Tugend zu bewundern, oder vielmehr einen Schatten der Tugend. Mit derselben Summe . . .

Ich. Fahren Sie fort, ich bitte, lieber Saint-Martin!

Saint-Martin. Nun wohl, mit derselben Summe kann ich die Wirklichkeit dieses Bildes erlangen, ich kann eine gute Handlung ausüben, anstatt sie in einer flüchtigen Vorstellung abgebildet zu sehen . . .

Ich. Sprechen Sie's aus, ich errathe schon.

Saint-Martin. Ich habe diesem Gedanken nie widerstehen können. Ich ging zu irgend einem Unglücklichen, den ich kannte, ließ ihm den Betrag meines Parterre-Billets, genoß alles, was ich mir vom Schauspiel versprochen hatte, ja weit mehr noch, und ging ohne Reue nach Hause zurück."

1830. 1839.

Peter von Gualtieri.

Um von Gualtieri zu sprechen, fehlt uns alle Hülfe schon bekannter Anknüpfungspunkte. Er selbst hat sich durch Schriftliches wenig ausgesprochen, und sein Namen ist auch durch Andere selten erwähnt worden. Rahel aber nennt ihn mehrmals mit großer Vorliebe, und erwähnte seiner bei jeder Gelegenheit als eines frühen und treuen Freundes, dessen Originalität in dem ganzen damaligen Lebenskreise scharf hervortrat und vielfach wirkte. Einen besondern Zug seines Karakters führt Rahel in der Galerie der vier Eitlen an, wo man sich etwas wundert ihn dieses Zuges wegen eingereiht zu finden. Auch war seine sogenannte Eitelkeit eigentlich nur ein aus der Tiefe quellendes Gefühl des eignen Daseins, und dies Gefühl machte sich auch in geringen Dingen unwiderstehlich Luft.

Er stammte aus einem angesehenen italiänischen Geschlechte, und einige seiner Vorfahren waren in der katholischen Kirche zu den höchsten Würden aufgestiegen. Er selbst aber freute sich, einer protestantisch gewordenen Linie anzugehören, so wie auch seinen fremden Namen im Deutschen ganz fertig übersetzt als Walter vorzufinden. Seltsam genug, italiänische Abkunft und französische Bildung hatten sich in ihm durchaus zu deutscher Geistes- und Gemüthsart beugen müssen. Er war früh in Kriegsdienste getreten, hatte neben dem Waffenwesen sich immer geistig beschäftigt, galt für einen klugen Weltmann und originellen Selbstdenker, war zuletzt Major und Flügeladjutant des Königs, und wußte in dieser Stellung nur um so günstiger und auffallender seine freien und oft wunder-

lichen Sprüche und Auseinandersetzungen anzubringen. Er raisonnirte und dialektisirte unaufhörlich, ohne alle Kunst der Schule und Hülfe der Wissenschaft; daher oft unbeholfen, unvollständig und mehr Mißverständnisse verursachend als wegräumend, hartnäckig, unbezwinglich, wenn es nicht etwa gelang, ihm unerwartet auf seine Art beizukommen, und ihn plötzlich durch einen blitzenden Lichtstrahl zu überzeugen; dies konnte Rahel fast immer, und willig erkannte er ihre Ueberlegenheit, die ihn freute, dagegen ihn jede andere nur reizte und kränkte. Seine große Denkkraft und vielfache Unkunde brachten vereint die lebendigsten, tiefsten und witzigsten Aussprüche hervor, und da er bei'm Sprechen ganz an die Sache, aber kaum an die Worte, und gar nicht an die Umstände dachte, so beging er Verstöße und Verwirrungen in Menge. Dabei kam er niemals aus der Fassung. Er konnte von demselben Menschen das Widersprechendste aussagen, und abwechselnd bald das eine, bald das andere beweisen, die Schönheit, die Häßlichkeit, den Verstand, die Dummheit, und auch die Zuhörenden selbst wurden dann leicht in solche bedenkliche Gegensätze mithineingespielt. Hatte er eine Einsicht erlangt, eine Wahrnehmung gemacht, so gab es kein Mittel, ihn solche unterdrücken zu lassen; er hatte den Muth, unter jeder Bedingung und an jedem Orte alles zu sagen, was er meinte, am Hofe, zur Königin, dem Könige selbst. „Laßt uns über irgend einen Gegenstand streiten", pflegte er wohl von freien Stücken anzuheben, wenn er das Gespräch nicht belebt genug fand. Im Streiten aber kannte er keine Gränze als das Aeußerste; jedoch sprach er selbst nicht sowohl hitzig und lebhaft, als vielmehr nachdrücklich und sogar langsam, immer aus seinem Denken heraus, und in diesem durch nichts zu stören. Dabei stellte er mit tiefster Ueberzeugung den Satz auf, man könne nur mit solchen streiten, mit denen man Einer Meinung sei.

Seine Unkunde war übrigens nur eine in Betreff wissenschaftlicher Kenntnisse; keine der Welt und ihrer Formen. Er war ein gewandter und wohlkundiger Hofmann, von raschem und feinem Gesellschaftsgeist. Sein anscheinend bedächtiges Wesen bei der glühenden Regsamkeit seiner Laune

erhöhte sehr das Komische und Sonderbare seiner oft einzigen Aeußerungen.

Er war ein leidenschaftlicher Preuße, und als solcher ein großer Freiheitsfreund, in dem Sinne, wie die durch Friedrich den Großen beförderte Geistesbildung dazu machen konnte. Daß so viele Vorurtheile und Einbildungen durch die französische Revolution zu Grunde gingen, gereichte dieser Denkweise zum höchsten Vergnügen, welches sich auch ohne Hehl zeigen durfte. Gualtieri wurde durch seine Besprechung der damaligen Ereignisse, seine geistreiche und beißende Art, wie er Grundsätze und Thatsachen in die unmittelbare Umgebung hineinspielen ließ, und auf das Nächste anwandte, oft sehr peinlich, und um so peinlicher, je höher die Personen standen, von denen er sprach; hierin aber lag für ihn nur ein Reiz mehr, und seine Freimüthigkeit ließ sich durch niemanden beschränken. Die Siege der republikanischen Franzosen drängten sich damals der Einbildungskraft mächtig auf, der Heldenruhm Bonaparte's erweckte die größte Theilnahme, vielfache Vorstellungen und Reizungen wogten in den Gemüthern. Auch Gualtieri war lebhaft ergriffen von jenen Richtungen des Tages. Als nun aber die französische Republik in ein Kaiserthum verwandelt wurde, konnte er seinen Verdruß und Unwillen nicht verhehlen, fand die stolzen Krieger der Republik, die ihm wie Ritter, welche für die eigne Sache fechten, erschienen waren, jetzt ganz klein geworden, und faßte seine Geringschätzung mit Achselzucken in den karakteristischen Ausdruck zusammen: „Nun sind sie ja nichts weiter, als gemeine Kaiserliche Soldaten!"

Auch in Auffassung der geringfügigsten und gewöhnlichsten Dinge, welche sonst wenig beachtet werden, zeigte sich sein eigenthümlicher Sinn. So merkte er z. B. auf Hunde sehr genau, betrachtete ihre Sitten und Bezeigungen, und konnte ganz tiefsinnig darüber werden, und die beißendsten Vergleiche und Nutzanwendungen machen. Eben so las er Lafontaine'sche Fabeln mit wunderbarem Sinn und Nachdruck, sie wurden in seinem Vortrage ganz Leben, und zwei Verse, z. B.

Deux coqs vivaient en paix: une poule survint,
Et voilà la guerre allumée,

entfalteten in seiner Behandlung einen solchen Reichthum von Wahrheit und Komischem, daß man mit staunendem Lächeln ihm zuhörte, und ihn, wenn er aufhören wollte, gern zum Fortfahren ermunterte.

Den Frauen bezeigte er große Aufmerksamkeit, verlangte aber, daß sie großen Werth darauf legen, voll Dankbarkeit sein sollten, und war außer sich, wenn dies unterblieb. Im Grunde war ihm nicht so sehr an ihrer Gunst gelegen, und er hätte nicht alle erreichbare verbrauchen mögen, aber die Vorstellungen von Gelingen und Erfolg konnte er von seiner Person niemals getrennt denken lassen, das war ihm unmöglich, und so strebte er überall wenigstens den Anschein davon zu seinen Gunsten festzuhalten, und galt daher bald für einen feurigen Liebhaber, bald für einen Wüstling, ohne eines von beiden wirklich zu sein. War in der That seine Neigung berührt, hegte er anspruchslose und zartgeistige Empfindungen, so beging er doch lieber, um sie zu verbergen, die größten Härten und Unarten, als daß er sie eingestanden und dadurch einem verletzenden Spotte bloßgestellt hätte. Der Ehrgeiz, in Liebessachen ein starker Geist zu scheinen, wird immer unter den Schwachen herrschend bleiben.

Uebrigens war Gualtieri in einer Welt herangewachsen, wo wenig geglaubt und verehrt wurde, was nicht der Klugheit und dem Vortheil diente, und wo die Ueberzeugung galt, daß das Leben der großen Welt sich nach anderen Gesetzen entwickeln müsse, als den in Lehrbüchern der Sittenlehre aufgestellten. Er suchte sich aber auch hier einen höheren Standpunkt, und hielt aus diesem selbst manche Verderbniß für eine Zuflucht, welche das Richtige und Natürliche bisweilen gegen Heuchelei und Pedanterei zu gewinnen strebe, und aus der doch wieder manche ächte Lebensblüthe gedeihe, die sonst nicht möglich wäre. In diesem Sinne konnte er einen Gesandten, der eben aus Lissabon gekommen war und von dieser Hauptstadt erzählte, ganz unbefangen und ernsthaft fragen, ob auch gute Depravation dort wäre? und den gemessenen würdevollen Mann durch die unerwartete Anrede ganz außer Fassung bringen.

Den Vornehmen bemühete er sich gar gern und oft, die

Nichtigkeit ihrer Ansprüche zu zeigen; die Demüthigung jedes Dünkels war ihm ein Fest. Verstand und Geist gingen ihm über alles, diese sollten seiner Meinung nach immer obenanstehen, und dieser Aristokratie vor jeder anderen wollte er angehören. Auf diese war er hauptsächlich stolz, und seine Eitelkeit bestand darin, sich immer dessen zu rühmen, was Anderen bei manchen Gelegenheiten zu verläugnen bequemer dünkte. Alle Welt mußte es bis zum Ueberdruß von ihm anhören, daß er Goethe'n hatte kennen lernen, und sich darauf mehr einbildete, als wenn er am größten Hofe wäre vorgestellt worden. Er ließ die vornehmsten Personen stehen, um mit Gentz, dem damals noch wenig geltenden, aber von ihm anerkannten und gepriesenen zu sprechen; er ging oft aus der Hofgesellschaft weg, um, wie er vorsätzlich aussprach, zu Mlle. Levin zu gehen, wo die klügsten Leute zusammenkämen, und sogar der Königin rühmte er mit Absicht diesen geselligen Kreis als einen, um den man jeden anderen aufgeben darf.

Durch seine ansehnlichen Verhältnisse, die er bestens geltend zu machen wußte, war ihm eine bedeutende Laufbahn leicht eröffnet. Er wollte sich im diplomatischen Fache versuchen, und gleich sein erster Anfang war, daß er zum Gesandten nach Madrid ernannt wurde. Der damalige Minister Graf von Haugwitz war ihm jedoch nicht wohlgesinnt, und suchte seine Sendung, da er sie nicht rückgängig machen konnte, wenigstens zu verzögern. Es vergingen Monate, ein halbes Jahr, alle persönlichen Betreibungen, alle Fürsprache der höchsten Personen waren fruchtlos; daß in den Geschäften selber kein Grund zum Aufschub läge, erfuhr er mit Bestimmtheit. Da wählte er ein sonderbares Mittel, um seinen Zweck zu erlangen. Auf einer großen Assemblée trat er zu dem Spieltische des Grafen von Haugwitz, grüßte ihn feierlich, blieb dann ihm gegenüber stehen, und sah ihn immer an. Das wurde jenem schon unbequem. Allein Gualtieri ließ es dabei nicht, sondern spornte sich an, alles Abscheuliche und Beleidigende, was er dem Gegner hätte sagen mögen, in sich aufzurufen, und während er seine Blicke und Mienen dem ganzen Eindrucke seiner Gedanken überließ, die Worte

selbst jedoch nicht aussprach, gab er sich die Genugthuung, jenem seinen ganzen Groll in den bittersten Schimpfreden auf diese Weise schweigend in's Gesicht zu sagen. Diese magnetische Behandlung hielt der Minister nicht aus, sondern erhob sich beunruhigt, gab Gualtieri'n die Hand, sprach von dessen naher Abreise auf seinen Gesandtschaftsposten, und beschied ihn auf den anderen Tag in sein Kabinet, indem er ihm die Versicherung gab, alle Hindernisse seien jetzt gehoben, und in wenigen Tagen würde er seine Ausfertigung empfangen. Nun konnte er sein Spiel ruhig fortsetzen. Gualtieri empfing alle Schriften, deren er bedurfte, und reiste ab. Ein seltsames Mittel allerdings, die Säumniß der Kanzleien zu überwinden, und in diesem Fall durch den besten Erfolg bewährt! Indessen möchte dasselbe doch nicht allen Zöglingen der Diplomatik grade als musterhaft anzuempfehlen sein!

Gualtieri ging als Gesandter nach Madrid, lebte dort aber nicht lange. Er scheute die Sommerhitze nicht, er liebte sie vielmehr, die besondern Rücksichten, welche das Klima von Madrid vorschrieb, wollte er nicht beachten, er wurde krank, und da er, einem Familiengrundsatze getreu, keinen Arzt und keine Arznei wollte, so wurde seine Krankheit bald tödtlich. Er starb in Aranjuez den 27. Mai 1805 im einundvierzigsten Lebensjahre an einem Entzündungsfieber, das nur wenige Tage dauerte. Bei seinem Begräbniß warf das Volk mit Steinen; der Leiche des Gesandten konnte keine Scheu mehr gelten, nachdem sie für die eines Ketzers erkannt worden war!

1835.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen.

Diesem heldischen, genialen, vielfach getadelten, und noch keineswegs allgemein nach seinem wahren innern Werth erkannten Prinzen ein biographisches Denkmal zu stiften, lag längst in unserem Sinne, jedoch die Schwierigkeit des Stoffes, der in manche für jetzt noch unberührbare Beziehungen verflochten ist, hat unseren Vorsatz bisher vereiteln müssen. Weil indeß sein Bild in dieser Reihe nicht gänzlich fehlen soll, so stellen wir einstweilen, lückenhaft und sprungweise, wie sein Leben war, eine kurze Schilderung hin, deren gleichsam zusammengeraffte Züge doch den Grund seines Wesens andeuten können.

Prinz Louis, zu dessen Namen gewöhnlich, um ihn unterscheidend zu bezeichnen, noch der seines Vaters hinzugefügt wird, war der zweite Sohn des Prinzen August Ferdinand, des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen. Seine Mutter war eine Prinzessin von Brandenburg-Schwedt. Er wurde geboren zu Berlin den 18. November 1772. Von frühester Kindheit zeichnete er sich durch Stärke, Schönheit, Muth und stürmisches Wesen, so wie durch Herzlichkeit und Güte aus. Sein Erzieher, Geheimerath Bärbaum, war ein sanfter, frommer, ängstlicher Mann, der leicht die Liebe des feurigen Knaben, aber nicht so dessen Gehorsam erlangte. Im sechsten Jahre bekam er Unterrichtsstunden in Gemeinschaft seines Bruders Heinrich, der um ein Jahr älter und eines ganz entgegengesetzten Karakters war. Die Ruhe und Trägheit des älteren Bruders hätten eine ganz andere Behandlung erfordert, als die Wildheit und Geistesfähigkeit des jüngeren.

Ihr Lehrer, der nachherige Professor Großheim, ein wackrer und einsichtsvoller Mann, klagte sehr darüber, daß derselbe Unterricht beide Zöglinge vereinigen mußte. Jedoch waren die Lehrstunden nur leicht; an Latein wurde gar nicht gedacht: der ältere Prinz, der Liebling der Mutter, sollte geschont werden, der jüngere war nicht festzuhalten. Auch traten unaufhörlich Störungen und Zerstreuungen ein, welchen der Unterricht nachstehen mußte. Bei Hoftagen und Festen aller Art durften die Prinzen nicht fehlen, sie mußten den Besuch angesehener Fremden empfangen, und allen Lustbarkeiten und Genüssen beiwohnen, welche sich zur Ausbildung des Geschmacks oder körperlicher Fertigkeit darboten.

Louis entsprang den Lehrstunden, sobald er nur konnte, liebte und schätzte aber dennoch den Lehrer, dem er auch bis zuletzt mit Achtung und Freundlichkeit begegnete. Seine Lebhaftigkeit war immer gutmüthig; Almosen und Geschenke zu geben, war seine Freude; irgend eine Hülfe zu leisten, für Andere zu sorgen, etwas auszuführen, dazu stand er immer bereit. Die Freigebigkeit seiner Eltern und seiner nächsten Umgebungen wußte er schnell zu erschöpfen, schon früh sah er seinen guten Willen auf Mittel beschränkt, die ihm allzu gering dünkten, und die er zu seinem Unglück nie berechnen lernte. In all seinem Thun herrschte sichtbar das Menschliche vor; er sah sich besser gestellt, hielt sich aber nicht für mehr, als den Bettler, und Glanz und Vornehmheit machten auf ihn wenig Eindruck. Als er mehr herangewachsen und in das Heer eingetreten war, befestigte sich dieser Sinn nur noch mehr. Jeder Gemeine war ihm ein Kammerad, zu gleichen Gefahren und Ehren mit ihm berufen. Daß er Rang und Stand als etwas Zufälliges ansehe und vor allem den Menschen achten wolle, bezeigte er durch Wort und That. Einst begegnete er zu Wagen im heißen Sommer weit von der Stadt seinem Lehrer Großheim, der mühsam zu Fuß wanderte; augenblicklich ließ er halten, jener mußte einsteigen, und wurde von seinem ehemaligen Zögling nach dem Ziel gefahren, wohin er begehrte. Bisweilen auch sagte er wohl zu Großheim: „Ich muß jetzt ein bischen der Prinz sein, die Leute wollen es durchaus so haben."

Nur einen Gegenstand gab es, bei welchem Louis frühzeitig zusammengenommen und alles Ernstes und Fleißes wie aller Geduld und Beharrlichkeit fähig war, die ihm in anderen Richtungen fehlten. Dies war die Musik. Er hatte die größte Neigung und Anlage, sie zu erlernen und auszuüben. Er konnte ganze Stunden am Fortepiano weilen, und seine frühzeitige Fertigkeit, die allgemein bewundert und gepriesen wurde, genügte ihm nicht, er mußte in die Tiefen der herrlichen Kunst eindringen, und lernte die Tonsetzung. Wer mag ihm die erste Anleitung gegeben, wer seine glückliche Gabe richtig gelenkt haben? Der Werth seiner Musikstücke ist allgemein anerkannt; ein kräftiger Geist, eine großartige Eigenheit, läßt sie als Eingebungen eines ursprünglichen Talents erkennen.

Im zwanzigsten Lebensjahre starb sein Bruder Heinrich in Folge vernachlässigter Masern an der Auszehrung. Die betrübten Eltern, um sich zu zerstreuen, machten eine Reise nach Spa, und nahmen den nun ältesten Prinzen Louis und seine noch übrigen beiden Geschwister dorthin mit. Für Louis, der im neunzehnten Jahre stand, war diese Reise verhängnißvoll. Aller Unterricht wurde ganz eingestellt, der Wechsel neuer Gegenstände regte seine leidenschaftlichen Neigungen heftig an, besonders aber wirkte der Umgang vieler feingebildeten, den Jüngling durch reizende und schmeichelhafte Unterhaltung einnehmenden französischen Emigrirten, die sich in großer Anzahl dort aufhielten, sehr nachtheilig auf ihn ein. Die Grundsätze und Sitten dieser damals noch übermüthigen Wüstlinge waren tief verderbt, die Welt dünkte ihnen einzig für den Genuß und Witz der Klugen geschaffen, besonders in Betreff der Frauen zeigte sich der größte Leichtsinn. Louis widerstand einer solchen mit Geist und Anmuth ausgestatteten Denkart nicht, er nahm sich Art und Haltung der französischen Prinzen zum Muster, und kehrte ganz verwandelt nach Berlin zurück. Doch behielt am Ende sein biedres und einfaches Naturell die Oberhand. An Weltbildung hatte er gewonnen, wie an Fertigkeit und Geschmack des französischen Ausdrucks; er trat selbstständiger und freier auf; aber das Menschliche drang durch alle Bildung immer kräftig wieder hervor. Die Emigrirten drängten sich seitdem vorzugsweise

zu ihm, und er konnte sich ihrer durch alle Folgezeit kaum erwehren, selbst als er schon längst die meisten verachtete, und ihre feindlichen Landsleute, die siegenden Freiheitskämpfer, weit höher stellte.

Der gegen Frankreich im Jahre 1792 ausbrechende Krieg, in welchem Preußen eine Hauptrolle übernahm, eröffnete dem Prinzen Louis eine Bahn, die seinen strebenden Jugendkräften eine tüchtigere und ersprießlichere Beschäftigung verhieß. Er zog als Oberst eines Fußregiments mit in's Feld. Der Hauptmann von Bülow, später als Feldherr durch den Beinamen von Dennewitz ausgezeichnet, wurde ihm als kriegserfahrner Begleiter zugetheilt, und deßhalb zum Major befördert.

Beim Vorrücken in die Champagne, um die Mitte des Septembers 1792, läßt uns Goethe auf einen Augenblick den Prinzen wahrnehmen, und zwar in den wenigen leichten Zügen schon seinen vollständigen Karakter. „Wir trafen auf einen Husarenposten — erzählt Goethe — und sprachen mit dem Offizier, einem jungen hübschen Manne. Die Kanonade war weit über Grandpré hinaus, und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen solle. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir dann Alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein französischer Jäger sich von fern sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte, und sodann umkehrend eben so schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste, schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab, man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren, und jene trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unsern Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal angesehen, der zwischen seiner Pflicht und zwischen dem Respekt vor

einem Königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte: „Wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn, zurückzugehen, er setzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den strengsten Befehl, meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpré in einer festen Stellung gelagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in kurzem die ganze Vorpostenkette allarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht, was es heißen soll, und der erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld." Ich ritt an den Prinzen heran, und sagte: „Man erzeigt mir so eben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihre Hoheit zuzutrauen, deßhalb ich um geneigtes Gehör bitte." Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig gewesen wäre, denn er sah selbst alles vor sich, und war freundlich genug, mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten. Der Offizier dankte mir auf's verbindlichste, und man sieht, daß ein Vermittler überall willkommen ist.

Am 22. September trifft Goethe nochmals den Prinzen, jedoch unter von jenen früheren ganz verschiedenen Umständen, die er als artiges Bild mit kurzen Worten so schildert: „Im nach Hause reiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand, im freien Felde, auf einem hölzernen Stuhle sitzend, den man aus einem untern Dorfe heraufgeschafft; zugleich schleppten einige seiner Leute einen schweren, verschlossenen Küchenschrank herbei; sie versicherten, es klappere darin, sie hofften einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein starkbeleibtes Kochbuch, und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köstlichsten Küchenrezepte vor, und so ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert."

Der Feldzug bot außer der Kanonade von Valmy keine bedeutenden Gefechte dar, und die heiße Kampfbegierde des

jungen ungeduldigen Kriegers fand keine Gelegenheit zu persönlicher That. Um so stürmischer warf sich sein leidenschaftliches Gemüth in die Zerstreuungen, denen die Umstände eine unwiderstehliche Macht gaben. Frankfurt am Main und die ganze Umgegend reicher Landschaften und Fürstlicher Wohnorte vereinigten damals die höchste und glänzendste Gesellschaft, ein üppiges Wogen und Treiben in Lustbarkeiten aller Art löste die kriegerischen Beschäftigungen ab, der Glanz höfischer Festlichkeit, der Reiz des lieblichsten Umgangs, die Lockungen zu Liebesabentheuern, die Macht des Spielzaubers, alles wirkte wechselnd auf den erregten Sinn, der sich von herrlichen, unwiderstehlichen und fast unverwüstlichen Naturkräften getragen fand. Prinz Louis jedoch ließ von diesem Taumel sich nicht durchaus fortreißen; die edlern Ansprüche seines Wesens verläugneten sich nicht. Die Liebe zur Tonkunst überwog in ihm jede andere Leidenschaft, viele Stunden jedes Tages widmete er dieser Neigung, überall, wo Musik aufgeführt, vorbereitet, besprochen wurde, nahm er lebhaft Theil, wirkte er thätig ein. Alle Musiker, Liebhaber und Virtuosen, drängten sich an ihn, wollten sein Urtheil, suchten seinen Schutz. Auch sein menschenfreundlicher Freisinn nahm Gelegenheit, sich in diesem Gebiete schönstens zu bezeigen. Ein Virtuose, der in seinen Umständen unglücklich zurückgekommen war, wünschte sich durch ein Konzert aufzuhelfen, allein die Aussichten blieben sehr ungünstig, und Louis, auf dessen Fürsprache gerechnet wurde, sah nur geringen Ertrag voraus. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er doch helfen könne. „Kündigen Sie an, daß ich eine Klaviersonate in dem Konzert spielen werde", rief er, und der Erfolg war glänzend; um den Prinzen zu hören, strömte alles herbei. Ueberdies erregte die Genialität seines Spieles allgemein die größte Bewunderung. Und so mächtig war der Geist in ihm, so rüstig und willig die körperliche Natur, daß er nach einer durchschwärmten Nacht, am frühen Morgen heimkehrend, anstatt auf ein Ruhelager hinzusinken, sich zum Klaviere setzen und stundenlang herrlich phantasiren konnte, in der Begeisterung schöpferischer Kunst die wüsten Eindrücke auslöschend und die Sinne zu neuer Lebensfrische erhebend. Aber auch in anderen Richtungen

suchte sein Geist edle Nahrung. Er war unermüdlich in allem, was das Kriegswesen betraf, suchte lehrreiche Gespräche mit unterrichteten Offizieren, ließ sich leutselig mit den Soldaten ein, und war für jede neue Anschauung und Kenntniß offen, die sich ihm aus der bewegten Welt erhob. Er lernte wenig aus Büchern, aber kein Gegenstand berührte ihn, dem er nicht eine höhere Seite abgewann, denn in allem Strudel des Lebens hatte er etwas schweigsam Beobachtendes und Nachdenkliches, sein hoher Blick schweifte ahndungsvoll über die ihm dunklen Gebiete, und manche waren ihm hell, von denen man es nicht vermuthete. Wo er einen Mann von Geist, von eigenthümlichem Sinn und Verdienst antraf, ja wenn er letzteres auch nur auf Glauben annehmen konnte, da näherte er sich mit Wißbegier und Hochachtung. Und dieser Jüngling, der so entgegengesetzte Eigenschaften vereinigte, war erst zwanzigjährig!

Einen Theil des Winters brachte der Prinz in Berlin bei seinen Eltern zu. Seiner brausenden Jugend schien ein tüchtiger Begleiter nöthig, ein solcher wurde ihm in dem Hauptmann von Bülow, dem nachherigen Grafen Bülow von Dennewitz, zugetheilt, in welchem er bald einen wahren Freund erkennen mußte. Das Frühjahr 1793 führte beide an den Rhein. Der Feldzug war für die Kampfeslust ergiebiger als der vorjährige. Die Belagerung von Mainz, welche unternommen wurde, gab häufige Gefechte, hielt die Wachsamkeit täglich gespannt. Prinz Louis hatte auch hier wieder zunächst seine edle Menschlichkeit zu zeigen. Er lag im Chausseehause bei dem Dorfe Marienborn im Quartier. Unter seinen Fenstern war ein Vorspannsbauer im Gedränge vom Pferde gesunken, und ein Packwagen ihm über den Fuß gefahren. Es sammelten sich Leute genug, allein niemand brachte dem Wehklagenden thätige Hülfe. Da eilte der Prinz hinab, hob mit starken Armen den Bauer auf seine Schultern, trug ihn auf sein eignes Bett, schickte nach Wundärzten, und ließ ihn bis zur völligen Herstellung verpflegen. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai machten die Franzosen mit starker Macht einen Ausfall gegen Marienborn, und da sie gute Kundschaft und den Vortheil der Ueberraschung hatten,

so drangen sie lebhaft vor; Prinz Louis wurde durch plötzliche Schüsse, die ganz in seiner Nähe fielen, geweckt, sah die Franzosen in das Haus dringen, und mußte sich halb angekleidet zuerst auf das Dach retten, von wo er dann in der Dunkelheit leicht wieder zu den Seinigen gelangte. Der Herzog von Weimar an der Spitze der Reiterei, Prinz Louis mit den beiden Fußregimentern Wegner und Thadden, warfen sich darauf dem Feinde herzhaft entgegen, und trieben seine durch den unvermutheten Widerstand nun stutzig gewordenen Schaaren mit großem Verlust auf die Festung zurück. Das Gefecht dauerte anderthalb Stunden, und Louis überwältigte mehrere einzelne Trupps, die sich halten wollten, indem er mit dem Degen in der Faust seinen Soldaten voran auf sie einstürmte. Aus einem versprengten Trupp, dem er zurief, das Gewehr zu strecken, antwortete ihm ein Flintenschuß, der ihn am Fuße streifte. „Das sollst du büßen!“ ruft er im Schmerz aus, und seine Begleiter dringen an. Augenblicklich ist der Trupp entwaffnet, aber der Prinz befiehlt, des Thäters zu schonen; man solle ihn nur hindern, sagte er, schon launig, daß er ihn nicht auch in's andere Bein schieße!

Für die Gefangenen war immer gleich sein Mitleid rege, für die Verwundeten und Kranken bewies er die eifrigste Fürsorge. Am 14. Juli waren österreichische Plänkler gegen eine feindliche Stellung vorgerückt, mußten aber nach einem scharfen Gefecht wieder weichen, da ein Schwarm Franzosen, gedeckt im Rücken, lebhaft vordrang. Prinz Louis war zugegen, und sah mit Verdruß durch die wohlgezielten Schüsse des Feindes manchen braven Kämpfer an seiner Seite fallen. Ein Soldat des Regiments Pellegrini wird im Zurückweichen getroffen und sinkt, ruft aber den Kameraden zu, sie möchten ihn doch mitnehmen. Diese jedoch haben keine Zeit, der Feind drängt stärker heran, und schon liegt der Unglückliche mehr als vierzig Schritt zurück, dem Feinde schon näher als den Seinen. Louis ermuntert die Nächsten, jenen doch zu holen, er bietet große Belohnung, allein der Feind ist zu sehr im Vortheil, seine Schüsse fallen dichter, und niemand will sich in den eben verlassenen Zwischenraum zurück wagen.

Da entschließt sich Louis, kühn schreitet er durch den Kugelregen bis zu dem Verwundeten, packt ihn auf, und bringt ihn glücklich herüber, obgleich die Franzosen alle Schüsse auf ihn richten. Diese That machte in dem ganzen Heere außerordentliches Aufsehen, besonders bei den Oesterreichern, die den Namen des Prinzen mit Begeisterung nannten; die Generale und Offiziere bewiesen ihm die größte Zuneigung, die Soldaten jauchzten ihm entgegen, so oft er sich blicken ließ. Bildliche Darstellungen wurden im Heere und vom Volke begierig gekauft. In Berlin lieferte der Hofmedailleur Abramson eine Denkmünze. Der König beförderte den Prinzen zum Generalmajor.

Zwei Tage später, in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli, sollte eine feindliche kleinere Schanze, welche der sogenannten welschen Schanze vorgeschoben, den Fortschritten der Belagerer sehr hinderlich war, mit Sturm genommen werden. Prinz Louis erbat sich die Gunst, diesen Angriff zu befehligen. Sie wurde ihm gewährt. Die Schanze war sehr gut vertheidigt, besonders auch durch Reiterei, welche im nöthigen Augenblick aus sichrem Hinterhalt auf günstigem Boden vorsprengte. Prinz Louis erhielt daher Reiterei und Fußvolk, ließ durch jene die feindlichen Reiter zurückwerfen, und er selbst an der Spitze der Grenadiere von Manstein stürmte die Schanze, er war der erste, der sie erstieg, mit gefälltem Bajonet folgten seine Grenadiere, die sein Beispiel begeisterte. Ein Versuch des Feindes, die Schanze wieder zu nehmen, wurde zurückgeschlagen, und der Posten behauptet. Prinz Louis aber war durch eine Kartätschenkugel am Schenkel verwundet, und dadurch für einige Zeit kampfunfähig.

Er wurde zu Schiff nach Mannheim gebracht, wo er seine Heilung abwarten sollte. Der österreichische Gesandte, Fürst von Reuß, der dem preußischen Hoflager in's Feld gefolgt war, machte dem Prinzen, den er schon sehr gut kannte, hier seinen Besuch. Er sprach ihm mit Entzücken von der Heldenthat, die er als Krieger und Mensch durch Rettung jenes österreichischen Soldaten verübt, er schilderte ihm den Eindruck, welche sie in dem ganzen Heere, am Hofe des Kaisers und in der Hauptstadt gemacht, er ließ den

Wunsch blicken, der Prinz möchte unter so glücklichen Umständen in österreichische Dienste treten, wo ihm die glänzendste Laufbahn eröffnet sei. Der Prinz dankte lebhaft für die gute Meinung und Absicht, allein erwiederte mit Lächeln, ein preußischer Prinz dürfe nur in Preußen dienen, das sei seit dem großen Kurfürsten unverbrüchliche Regel, und er am wenigsten werde sie brechen, ja, wenn ihm ein fremder Thron angeboten würde, dürfte er noch zweifelhaft sein, ob er ihn annähme, und in keinem Fall anders, als wenn auch das Beste des Vaterlandes damit übereinstimme. Seine Schenkelwunde war nicht gefährlich, aber sehr unbequem, und machte ihn sehr ungeduldig. Als die Heilung schon in gutem Gange war, konnte er sich nicht mehr ruhig halten, warf sich hin und her, raffte sich von dem Lager auf, und hopste halbnackt auf dem gesunden Beine mit allerlei Possen im Zimmer umher. Plötzlich hieß es, der König komme. Den ehrenvollen Besuch mit Anstand aufzunehmen, warf sich Louis schnell unter das Deckbette, nahm eine ordentliche Lage, sein Mohr stand ihm zu Häupten mit einem Pfauenwedel zur Abwehr der Fliegen, und so empfing er den hereintretenden König ernst und schicklich, vernahm dessen Beileid und Tröstung mit gebührender Dankbarkeit, und führte ruhig und gehalten die angemessenste Unterredung. Kaum aber war der König fort, und er mit seiner früheren Gesellschaft wieder allein, so fingen auch die Thorheiten und Wagnisse wieder an, denen kein Einhalt mehr zu thun war.

Als nach erfolgter Uebergabe von Mainz später in Begleitung des Herzogs von Sachsen-Weimar auch Goethe den Prinzen in Mannheim besuchte, fand er ihn wohlgemuth, doch von seiner Wunde noch nicht völlig hergestellt, und voll Begierde, bald möglichst an den weiteren Kriegsereignissen Theil zu nehmen, denen sich nunmehr ein neuer Schauplatz eröffnen mußte.

Nach seiner völligen Herstellung nahm auch Prinz Louis auf kurze Zeit sein Quartier in Mainz. Der junge Krieger hegte solche Achtung für die Wissenschaften, und war schon damals der Namen, welche durch sie geehrt werden, so kundig, daß, als er hörte, Georg Forster's Haus stehe verlassen und

sei um so mehr der Plünderung ausgesetzt, als das Volk gegen alle Revolutionairs und Klubbisten Rache brüte, er sogleich Befehl gab, eine Schutzwache dort hinzustellen.

Den Winter von 1793 zu 1794 brachte der Prinz großentheils in Frankfurt hin, nicht ohne gelegentliche Abentheuer. Doch beschäftigte er sich auch ernstlich mit militairischen Dingen, unter anderen mit der Unternehmung, eine eigene Legion zum Dienste gegen die Franzosen anzuwerben, wozu eine Anleihe von fünfmalhunderttausend Gulden dienen sollte; der Husarenoberst Graf von Hompesch, welcher aus Ungarn den Ruf trotziger Kühnheit mitgebracht hatte, und später in englische Dienste trat, wollte ihm dabei behülflich sein; aber die Sache konnte nicht zu Stande kommen. Uebrigens galt der Prinz, obwohl von Emigranten umgeben, und eifrig im Kriege gegen die Franzosen der Revolution, in dieser Zeit als ein Freund der Freiheitsgrundsätze, und setzte die Leute nicht selten durch seine demokratischen Aeußerungen in Erstaunen. Im Feldzuge des Jahres 1794 finden wir das Bild des Prinzen ein paarmal von der ritterlichen Hand Fouqué's aufgefaßt, der als Kornet in jener Zeit seine ersten Kriegsdienste that, und dessen edler Sinn wohl geeignet war, einen Helden zu würdigen, der zwar gezeigt hatte, wer er sei, aber noch nicht, was er zu leisten im Stande wäre. Fouqué giebt uns in harmloser Traulichkeit folgende ansprechende Erzählung:

„In der Nacht vom 22. auf den 23. Mai rückte unser Regiment aus dem niedlichen Oertchen Grünstadt in der Pfalz vorwärts, um den bei Meckenheim aufgestellten Feind mit anzugreifen, wenn's sein könnte, überfallen zu helfen. Die Neuheit eines Nachtmarsches ließ lange keine Müdigkeit in meine Augen kommen. Minder noch der Gedanke, nun geht es dem herrlichen Prüfungsschauplatze entgegen, und morgen um diese Zeit, wenn du überhaupt noch da bist, kannst du dich rühmen: Auch ich habe mit im Feuer gehalten und ausgehalten als ein erprüftes Ritterkind!" — —

„Ich ritt hinter meinem ehrwürdigen Obristen, der mich einstweilen zum sogenannten Galopin oder zweiten Adjutanten erkoren hatte, theils weil ich Unerfahrener noch zum eigentlichen

Zugführer nicht zu gebrauchen war, theils auch wohl that er's, um deutlich zu sehen, was ihm da eigentlich an Kriegsfähigkeit und Kriegesmuth für ein Subjektlein in das Regiment hereinbescheert worden sei."

„Ich aber verehrte selbigen Obristen, ob er gleich für meine Begriffe von Eleganz einen viel zu langen Zopf am Hinterhaupte trug, dennoch in ehrerbietiger Scheu als einen donnernden Jupiter. Welche Verwunderung nun, als ein hochschlanker Jüngling auf edlem Rosse — so viel ließ sich in den Nachtumrissen erkennen — an den furchtbaren Zeus heranritt, und ihn mit: „lieber Obrist!" anredete, und ihn ganz unbefangen versicherte, an eben dieser Stelle müsse die Infanterie vorgezogen werden, er aber, der liebe Obrist, irre sich! — Ein Wetterstrahl meines Jupiter, dachte ich, müsse alsbald den frevelnden Titanensohn in sein Nichts zurückschmettern. Aber dem geschah nicht also, sondern der liebe Obrist kapitulirte ganz liebreich mit ihm. „Wer ist der Mensch?" flüsterte ich in das Ohr eines Adjutanten und hätte fast hinzugesetzt, — wenigstens in meinem Innern klang es so —: „hat ihn ein Weib geboren?" —

„Es ist Prinz Louis Ferdinand", kam die ganz einfache Antwort zurück, und nun war mir auf Einmal alles klar, und meine Seele lauter Gluth. Hatte ich ja doch von diesem jungen Achilles des Heeres schon so viel Herrliches vernommen! Seine kühne Fröhlichkeit, seine siegbringende Verwundung vor Mainz im vorigen Jahr, sein allwärts begeisterndes Voranfliegen auf Sieg und Tod! — Früher noch hatte ich ihn einmal in einer Hofumgebung erblickt: ich Knabe damals noch, er ein werdender Jüngling nur. Und nun dem edel aufleuchtenden Gestirn so nah in der uns alle so ernst vorbereitenden Nacht! — Hätte nicht mein Obrist und Zeus dazwischen gehalten, — wer weiß: hätte ich nicht an den preußischen Achilles ein paar kühne Worte gewagt, und wer weiß, wie er sie aufgenommen hätte: vielleicht etwas hochfahrend, vielleicht sehr gut! Wie es nun einmal die Art solcher gewitterdurchblitzten jungen Heldenseelen ist. — Aber nein! Auch ohne meinen Zeus hätte ich wohl geschwiegen. Wohlgezogenheit und Stolz hielten mich gleichermaßen von

solchen Uebereilungen fern. Hin flog mein fürstlicher Stern vorwärts durch die Nacht, und langsam und ernst rückten unsere Reitergeschwader nach." — —

„Was unser dasmaliges Gefecht betrifft, — es stand. — Lebhaft beschossen wir einander, Neufranken und Altpreußen, und hatten uns auch schon hin und her in kühneren Angriffen versucht, ohne daß einer von beiden den rechten Punkt zum Anfassen finden konnte."

„Da geschah, was in solchem Verhältniß wohl öfters nach dem Verlauf einiger heißen Stunden zu geschehen pflegt. Beide Partheien begaben sich wie in's Ausruhen; keineswegs verabredet, aber das Geschützfeuer ließ nach, die Reiterei saß zum Theil ab, und nur Tirailleurs und Flankeurs trieben sich als eine Art von Interims-Bevollmächtigten mit einzelnem Knallen und Waffenblitzen zwischen den Massen herum, während diese neue Kräfte sammelten zu entscheidenderm Ringen." —

„Mein wackerer Obrist ritt zum Anführer des Korps, dem damaligen Erbprinzen von Hohenlohe, ihm zu melden, was bisher das Regiment an Leuten und Pferden verloren habe, und über sonst anderes unmittelbare Befehle von ihm einzuholen. Es war dies der als Fürst von Hohenlohe nachher wegen der Kapitulation von Prenzlau so viel gescholtene, auch nicht mit Unrecht getadelte Feldherr. Wer ihm aber einen irgend unwürdigen Beweggrund seiner Handlungen unterzuschieben vermochte, hat gewiß nie in schöneren und glückbestrahlteren Zeiten unter ihm gefochten, dem freundlichen, frisch entschlossenen, an seine eigene Gefahr nie denkenden, vielmehr sein Leben oft allzu rasch in's Spiel werfenden Heerführer!"

„Heiter stand er auf von dem augenblicklichen Ruheplatz, welchen er mit seinem Gefolg eingenommen hatte, und ging dem braven Obristen ein paar Schritt entgegen. Ein Gespräch über die Stellung des Feindes erhob sich, woraus ich wohl abzunehmen vermeinte, wir beständen hier eigentlich den Feind mehr, um ihn von einer Unterstützung des bei Kaiserslautern vom Feldmarschall Möllendorf angegriffenen Hauptpostens abzuhalten, als um unmittelbar Entscheidendes in's

Werk zu richten. Doch wollte der Erbprinz gern den Scheinangriff zu wirklichem Erfolg erhöhen, und dazu war uns vorzüglich das gegenüberliegende Dorf Meckenheim im Wege, durch einen breiten Wiesenbruch und schmal überhinführenden Damm von uns getrennt. — „Ja, wenn wir Meckenheim weg hätten", — hieß es ein oder ein paarmal."

„Da erhob sich aus dem schon hochaufgeschossenen Frühlingskorn, worin er bisher schlummernd gelegen hatte, ein hoher schlanker Jüngling mit verwildert dunklem Gelock, und sprach mit tief wohllautender Stimme zum Feldherrn: „Geben Sie mir das brave Infanterieregiment Romberg, und — mein Wort darauf — ich nehme das Dorf!" — Lächelnd entgegnete der Feldherr: „Der mögliche Vortheil ist nicht entscheidend genug, um so gar vieles dran zu setzen, lieber Prinz." — Und unwillig verstummend tauchte die Jünglingsgestalt wieder unter die Frühlingshalme zum Schlummer unter. Es war abermals Prinz Louis Ferdinand gewesen." —

„Laßt mich bis jetzt bei ihm verweilen, bei dem großen herrlichen Fürstenjüngling, wie ich ihn später an andern Tagen wiedersah, und mag das Gefecht von Meckenheim nun für uns weiter gehen, wie es wollte und konnte. Es ging einen Gang, wie viele Gefechte in der Masse der Kriegsgeschichten: nicht eben glänzend, nicht eben schlimm, ehrbar genug für die Geschwader, unentschieden, beinah gleichgültig für den Erfolg."

„So aber stand es nie um Prinz Louis Ferdinand. Für den war jeglicher Augenblick des Lebens bedeutungsvoll, und bedeutungsvoll jeder Augenblick seiner Erscheinung für den, welcher mit ihm in Berührung — sei es auch nur in die scheinbar entfernteste — gerieth. Unentschieden und gleichgültig war da nichts. Man konnte ihm vielleicht zürnen, aber bewundern mußte man ihn dennoch, und wer die Empfänglichkeit für heroisch zündende Funken im Busen trug, mußte ihn lieben, auch selbst im Gefühle vielleicht nicht unbilligen Tadels gegen ihn. — So war er vor den Schaaren, so war er in des Tanzes, in aller Geselligkeit fröhlichen Reihen. Ob irgend jemand wagen darf, sein Leben zu be-

schreiben, weiß ich nicht. Am wenigsten weiß ich, wo er die Farben dazu hernehmen sollte: es sei denn, Wolkenschatten und Blitzeslichter und Nacht und Frühroth und andere ähnliche unmahlbare Dinge gäben sich ihm zur Ausführung seines Werkes dienstbar her."

„Aber so wird es wohl unabgebildet bleiben durch Worte, jenes früheste Heldengestirn meines Lebens, und so vieler andern Leben gewaltig vorleuchtendes Gestirn: Prinz Louis Ferdinand!" —

Noch Einmal erwähnt Fouqué des Prinzen Louis bei Gelegenheit eines munter durchfochtenen Tages, des 2. Juli 1794, wo sich der Sieg auf der Seite der Preußen gehalten hatte, und dem Prinzen ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden war. „Hübsch war es anzusehen, sagt er, wie der blühende Held mit dem von der Kugel halb weggerissenen Ueberrock lachend umher ging."

Gleich wieder am 13. Juli, in dem Gefechte bei Edesheim, wo der damalige Oberst von Blücher mit seinen Husaren die feindliche Reiterei warf, drang Prinz Louis an der Spitze des Fußregiments Romberg gegen das starkbesetzte Dorf an, nahm dasselbe mit stürmender Hand, und der Feind wurde mit bedeutendem Verlust weit zurückgetrieben.

Der Krieg nahm bekanntlich eine unglückliche Wendung, und auf der Seite der Verbündeten häuften sich zu dessen Fortsetzung so große Schwierigkeiten, daß Preußen rathsam fand, der thätigen Theilnahme an den Feindseligkeiten zu entsagen, und seine Streitkräfte in Westphalen zum Schutze des nördlichen Deutschlands aufzustellen. Prinz Louis war nun schon Generallieutenant und Inhaber eines Fußregiments, das in Magdeburg seinen Standort hatte. Die Stimmung im Heere war sehr getheilt. Es gab angesehene Militairpersonen, die sich freuten, nicht mehr gegen Frankreich fechten zu müssen, welches ihnen, ungeachtet seiner für den Augenblick abschreckenden Gewalthaber, doch immer der richtigste Verbündete für Preußen zu sein schien; Andere dagegen sahen das Ausscheiden aus dem Kampfe gegen die Revolution als den größten politischen Fehler an, welcher einst bitter zu bereuen sein würde. Prinz Louis war ganz dieser letzteren

Ansicht, die auch von den Emigrirten mit Heftigkeit verfochten wurde, und bei den jüngeren Offizieren durchaus vorherrschte. Er befand sich in dem Hauptquartiere des Feldmarschalls von Möllendorf, als dort von dem in der Nacht vom 5. auf den 6. April 1795 zu Basel unterzeichneten Frieden zwischen Preußen und Frankreich die erste Nachricht ankam. Laut sprachen sich viele Gesinnungen gegen diesen Vertrag aus. „Vorzüglich stark sprach dagegen — so wird uns im Leben des Geheimen Raths von Dohm berichtet — der junge Prinz Louis Ferdinand, der in angebornem Heldensinn, und in jugendlichem Feuereifer für Preußens Ruhm, sogar so weit ging, in zahlreicher Gesellschaft, zum Erstaunen Dohm's und vieler Anwesenden, zu wünschen, daß die Armee sich weigern möchte, den Frieden anzunehmen, da er dann selbst sich an die Spitze derselben stellen wolle. Ein solches Aufbrausen konnte den Beifall des besonnenen Staatsmanns nicht erhalten; auch glaubte Dohm, als er noch öfter den Prinzen gehört und selbst mit ihm geredet hatte, wahrzunehmen, daß dieser mit gewissen allgemeinen Sätzen, nach gewöhnlicher Art junger Leute, über Vorfälle und Ereignisse im wirklichen Leben abzurtheile, und gern Aufsehen mache. Aber doch verkannte er nicht die vorzüglichen Talente desselben, und glaubte, daß er, bei guter Leitung, zu außerordentlichen Hoffnungen berechtigen werde." Man sieht, dieser Bericht kommt von keinem Manne her, der zu günstig von dem Prinzen dachte. Jedoch trifft grade jener Vorwurf ihn persönlich minder stark, denn es war in dem damaligen preußischen Heere die Ungebühr dreisten Tadels, und mißvergnügter Redensarten allgemein; ganz andere Männer noch, durch reifes Alter und hohen Dienstrang bedeutend, gefielen sich von jener Zeit her in Trotz und Unwillen, und wenn die Aeußerungen des Prinzen mehr bemerkt wurden, so geschah es besonders deßhalb, weil jedes auch mindere Wort in seinem Munde Nachdruck und Geist gewann. Seinen Verirrungen dieser Art lag doch nur ein zu starkes Erglühen pflichtgemäßer Gesinnung zum Grunde, und nie sind unbesonnene Worte zu strafbaren Handlungen auch nur im leisesten Beginn bei ihm übergegangen. Ohnehin wurde dem kampflustigen, tapfern, für die Sache des Vater-

landes begeisterten jungen Prinzen unter Kameraden nicht jedes Wort auf die Wage gelegt. Erst in der Folge, da man ihm eine Rolle andichten wollte, welche ihm niemals in den Sinn gekommen, und nachdem die Richtung, der er angehörte, sich unglücklich gewendet, haben dergleichen Aufwallungen eine Bedeutung erhalten sollen, die sie in ihrer Entstehung durchaus nicht hatten.

Die nächsten Jahre, wo die Preußen sich darauf beschränkten, im nordwestlichen Deutschland eine Demarkationslinie besetzt zu halten, während der Krieg zwischen den übrigen Theilnehmern lebhaft fortgeführt wurde, mußten freilich eine harte Prüfung für kampflustige, ungestüme Gemüther sein, deren das preußische Heer gar viele zählte. Wenn jedoch Prinz Louis als ein aufbrausender, unwilliger Krieger geschildert wird, so ist glücklicherweise damit seine ganze Erscheinung keineswegs ausgesprochen. Seine wahrhaft edlen und liebenswürdigen Eigenschaften, seine Großmuth und Menschenfreundlichkeit, sein höheres Geistesstreben, wirkten immerfort und gewannen ihm Achtung und Zuneigung. Wir können hievon ein bezeichnendes Beispiel anführen. In Lemgo lag eine preußische Besatzung von dem Regimente des Prinzen, und dieser kam deßhalb öfters dorthin zum Besuch. Der Vorsteher der gelehrten Schule daselbst, Prorektor Reinert, lebte in bescheidener Stille und dürftiger Zurückgezogenheit, der Prinz aber fühlte den trefflichen Mann bald heraus. Hören wir, was Wilhelm von Blomberg, der wackre Biograph Reinert's, bei dieser Gelegenheit sagt: „Der Prinz war von der Natur mit reichen Gaben ausgestattet. Sein Geist war hingegeben allem Wissenswürdigen, allem Schönen. Wenn sein Rang und seine Jugend ihn mitunter im Strome der Welt, zumal der großen, zu reich und üppig gebotenen Vergnügungen hinriß, so war der Drang in ihm doch unverdorben und rein, und nie ließ er seinen Geist ohne Nahrung, welche die Einflüsse des Verderbens abhielt. Es war ihm nichts zu gering und zu niedrig, um sich darüber Aufklärung zu verschaffen. In den Wohnungen des Handwerkers theilte er zu Zeiten die Arbeit, um sich in die Fertigkeiten und die Weise der Handhabung solcher Gewerbe einzuweihen. Musiker,

Künstler und Gelehrte bildeten, außer seinen militairischen Freunden, seinen nächsten Umgang, und er fühlte sich glücklich in eigenen Produktionen, die sein Genie ihm leicht und gelingend machte. Dabei trieb er eifrig seine militairischen Studien, und ein verdienter Heldenname schien ihm die Krone seiner Zukunft zu sein. Sein Gemüth drückte sich in der ausgezeichneten Form und Größe seines Körpers einnehmend und herrlich aus. Es war etwas Erhabenes und doch sehr Herablassendes in seinem Aeußeren; liebenswürdig und kräftig zugleich, populair und fürstlich, gewann er sich Aller Herzen; selbst seine Schwächen und Ausgelassenheiten standen ihm wohl an, da eine ausgezeichnete Körperkraft ein immer blühendes Aussehen unterstützte. — Dieser Prinz lernte Reinert kennen, und gewann eine besondere Neigung für den seltenen Mann bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihm. Reinert wurde gleichfalls nicht durch die Schätzung seines hohen Ranges, sondern aus Neigung für seine Eigenschaften, lebhaft an ihn angezogen. Der Prinz unterhielt sich nun oft mit Reinert über wissenschaftliche Gegenstände, und entschloß sich, da er die Gelehrsamkeit Reinert's bald beurtheilte, bei ihm Unterricht im Griechischen zu nehmen. Er würde dies auch in Ausführung gebracht haben, wenn ihn nicht eine andere Bestimmung seines Regiments von Lemgo abgerufen hätte. — Reinert hatte den Prinzen so lieb gewonnen, daß dessen späterer Tod auf ihn den Eindruck machte, als habe er einen seiner nächsten Freunde verloren." — In der Würdigung des Prinzen ist ein Zeugniß wie dieses gewiß am wenigsten zu übersehen.

Nach Aufhebung der Demarkationslinie zogen die Truppen in ihre früheren Standorte zurück, Prinz Louis mit seinem Regimente nach Magdeburg. Auf der Citadelle daselbst lebte als Staatsgefangener Alexander von Lameth, bekannt aus der früheren Revolutionszeit. Obgleich von sehr entgegengesetzter politischen Denkart, machte Prinz Louis doch gern seine Bekanntschaft, erleichterte seine Lage, und schenkte ihm sogar sein Zutrauen. Der Aufenthalt in Magdeburg war jedoch nicht von Dauer. Die gewöhnliche Dienst- und Waffenübung konnte hier seinen schwungvollen Geist unmöglich

befriedigen, er suchte größeren Lebensreiz und Zerstreuung in Berlin. Am Hofe war er eine glänzende Erscheinung, im Militair genoß er des höchsten Ansehens, ältere Generale ehrten ihn als einen Heldenjüngling, jüngere Offiziere wünschten sich ihm anzuschließen. Ihn aber konnten auch diese gegebenen Verhältnisse nicht erfüllen; sein reger Geist, seine mächtigen Sinne bedurften neuer mannigfacher Gegenstände, und diese fanden sich allzuleicht, wenn gleich nicht immer würdige. Sein starker, kraftvoller Körper konnte jeder Anstrengung trotzen, und was Anderen Ein durchschwelgter Tag und schlaflose Nacht, das that ihm oft kaum eine Reihe derselben. Nach diesem Maßstabe kann in ihm manche Uebertretung, die für Andere schon die äußerste gewesen wäre, noch als eine gewöhnliche betrachtet werden. Wie sehr indeß auch hier Ernst und Genuß bei ihm gesteigert und verbunden waren, schildert ein Emigrirter, der General Dampmartin, welcher in dieser Zeit als belehrender Gesellschafter von ihm aufgenommen wurde. „Sein langer Vormittag, erzählt dieser, war in mehrere Beschäftigungen vertheilt, deren keine unbedeutend war. Das Studium der höheren Mathematik begünstigte seine Arbeiten über die Kriegskunst, der er leidenschaftlich nachhing. Seine Lektüre in Bezug auf Litteratur, Geschichte und Philosophie, zeugte von gesundem Geschmack, von feinem Sinn und lebhafter Einbildungskraft. Der Uebergang von einem Buche zum andern pflegte der Musik Raum zu geben; er spielte das Fortepiano mit der Stärke eines ersten Meisters. Ich konnte nur bewundern und mich gerührt fühlen. Er trug alle Keime eines großen Mannes in sich. Die Gefahren des Krieges, die Fortschritte der Wissenschaften, der schönen Künste, und die großherzigen Gesinnungen, die ihm Gewohnheit waren, erglühten ihn zu heißem Eifer. Acht Stunden, gewöhnlich unter großer Geistesanstrengung hingebracht, nöthigten ihn zu der doppelten Aushülfe der Vergnügungen und der Leibesübungen. Ich vermochte diese Lebensart nicht lange mitzumachen."

In den Leidenschaften des Prinzen Louis behielt immer eine bessere Seite die Oberhand. Seine Kampflust war stets großmüthig, und der heftigen Aufwallung folgte die mildeste

Versöhnlichkeit, ohne irgend einen Groll. Das Spiel, dem sich die niedrigsten Antriebe so leicht verknüpfen, reizte ihn gar nicht, er machte die Wagnisse mit, weil es Wagnisse waren; eben so wenig war er dem Trunk ergeben, er trank in Zerstreuung und im Einflusse geselliger Aufregung, nicht aus Weinliebe, überhaupt war wohl selten ein Mensch, dem man es so sehr nachgesagt, wirklich so wenig berauscht. Den Hauptanlaß zu gegründetem Tadel gegen ihn gab seine Neigung gegen die Frauen. Aber grade diese Richtung, die zu völliger Rohheit sinken kann, erhebt sich eben so leicht in edle Regionen, und Prinz Louis hat dargethan, daß der zarteste Sinn für Liebe bis zuletzt in seinem Herzen bewahrt geblieben.

Hier seien überhaupt zwei Punkte ein für allemal festgestellt, zu welchen das Urtheil über den Eindruck und die Geltung des Prinzen Louis stets zurückkehren muß. Kein Mensch ist jemals in irgend einer Weise persönlich bedeutend und groß gewesen, ohne starke Sinnlichkeit; diese ist gleichsam das Lebensfeuer, welches alle anderen Eigenschaften des Geistes und Gemüthes beweglich erhält; freilich ist ein Unterschied zwischen gesunder Wärme und verzehrender Hitze; die Sinnlichkeit soll nicht herrschen, sondern der Sitte und Schönheit huldigen. Aber auch das Uebermaß bezeugt noch den Reichthum der Begabung, dessen Mißbrauch in unserem Falle wenigstens eben so sehr ein Unglück heißen könnte, als eine Schuld. Die persönliche Gegenwart wirkte in diesem Betreff gewiß immer nur Theilnahme und Bedauern, niemals Verdammniß und Unwillen. Das Zweite, welches wir anzumerken haben, steht hiemit in nahem Zusammenhang. Die Tapferkeit ist ein Gemeingut, das kein Mann sich absprechen läßt; indessen giebt es eine Höhe des Muthes und der Todesverachtung, die das Unterscheidungszeichen des Helden ist, und überall Ehrfurcht und Bewunderung wirkt; auch hier kann Uebermaß und Verirrung eintreten, aber den guten Grund, aus welchem sie hervorgehen, wird man deßhalb nie verkennen dürfen, und die Krieger, gleich den Frauen, werden oft grade denjenigen für ihren Liebling und mit Recht erklären, den sie hinwieder zu tadeln Ursache haben.

Im Jahre 1797 befand sich Prinz Louis mit dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten, der ihn sehr liebte und ihm vieles nachsah, in Pyrmont, wo der unheilbar erkrankte Monarch vergeblich Genesung zu finden hoffte. Nebst anderen hohen Personen hatte sich auch der Prinz Adolph von England dort eingefunden; jung, schön und lebhaften Geistes, konnte er in manchem Betracht wohl als ein Nebenbuhler des Prinzen Louis auftreten; er wurde es bei einer schönen Dame, der jeder ausschließlich huldigen wollte. Schon wollten beide Prinzen zum Degen greifen, und den Zweikampf ihre Ansprüche entscheiden lassen, als noch zu rechter Zeit eine hohe Vermittelung zwischen sie trat und ihren Streit beilegte.

Die ungeordnete Lebensweise des Prinzen mußte in der Folge um so mehr auffallen, als der Hof in dem jungen Königspaar, welches im Jahre 1797 den Thron bestieg, ein hohes Vorbild häuslicher Tugend und reiner Sitte zeigte. Zu den ärgerlichen Geschichten, und den noch oft schlimmeren Erzählungen, welche sich an den Ruf des Prinzen hefteten, kamen bald noch andere Nachtheile, die für ihn sehr ernst und fast verhängnißvoll wurden. Von Jugend an freigebig, zum Aufwande geneigt, des Geldes bedürftig und seiner nicht achtend, weder voraus- noch nachrechnend, sah er sich frühzeitig über die Gränze der ihm zugemessenen Mittel hinaus getrieben. Er machte Schulden, leichtsinnig, arglos, wurde mißbraucht und betrogen, ging im drängenden Augenblicke jede Bedingung ein, und gerieth in ein Gewirr von Verlegenheit und Störung, das ihm fortan als unselige Lebensplage beigesellt blieb. Auch dieses Uebel war schon mehrmals in Ausbrüchen zu Tage gekommen, welche höchst anstößig wurden. Da das Beispiel des Prinzen, sein ungebundenes und rücksichtsloses Treiben, eben so verführerisch als lästig wirkte, so schien es nöthig, ihn zu den angemessenen Schranken seines nächsten Berufs zurückzuführen, und er empfing den Befehl, sich in Magdeburg bei seinem Regiment aufzuhalten. Hier gewann er in kurzer Zeit alle Herzen. Immermann erzählte mir, in seiner Knabenzeit habe er stets von dem Prinzen Louis Ferdinand mit Bewunderung reden hören, die ganze Stadt habe von ihm gesprochen, und fast nur von ihm.

Der Jugend sei er wie ein Achilles erschienen, er sei ihrer Aller Held und Liebling gewesen.

Doch nicht lange konnte er hier ausdauern; der Langenweile zu entfliehen, und seinem unruhigen Drange neue Gegenstände zu finden, machte er einen Ausflug nach den Hansestädten. In Bremen sah den Prinzen um diese Zeit Dohm wieder, und bewunderte auf's neue dessen Kenntnisse und Talente, stimmte aber doch im Ganzen seine Meinung über ihn sehr herab, „überzeugt, daß ohne innere Haltung und ein erhebendes Bewußtsein, welches vom würdig Vollbrachten zu dem noch zu Vollbringenden geleitet, der Mensch nicht wahrhaft Großes zu leisten vermöge." Die Unzufriedenheit des jungen Mannes, „der nicht an seinem rechten Platze zu sein, sich nicht gehörig erkannt und seiner würdig beschäftigt glaubte," und dafür in einem wüsten Leben Ersatz suchte, war dem achtungswerthen, aber pedantischen, und seine eigene Unzufriedenheit zu verbeißen gewohntem Geschäftsmann ohne Zweifel zu anmaßend und erschreckend.

Schlimmer noch für den Ruf des Prinzen Louis wurde der Aufenthalt in Hamburg. In einer so vielbeschäftigten, bei üppigen Reichthümern doch immer auf Fleiß und Ordnung gegründeten Volksmenge pflegen sich zu bloßem Genußleben und Müßiggang meist nur zweideutige und wohl gar mißachtete Personen auszusondern. In solche Gesellschaft mußte der Prinz nothwendig zuerst gerathen. Allzuleicht nahm er jeden sich Heandrängenden auf; er zeigte sich an öffentlichen Orten mit Leuten, denen er sich besser entzogen hätte. Man trug sich mit Berichten von allerlei Aergernissen. Es half nichts, daß der Prinz seine guten und ernsten Stunden höheren Interessen widmete, die Weltbedeutung des Ortes einzusehen strebte, mit unterrichteten Männern die gründlichsten Gespräche führte, den Dichter Klopstock zu ehren bemüht war; er selber rühmte sich dessen nicht, die Betheiligten sprachen davon höchstens in bescheidener Stille. Doch die abenthenerlichen Vorgänge, die Einfälle des Uebermuths und Handlungen der Thorheit, waren im Munde alles Volks. Um das fortgesetzte Aergerniß, welches der Ruf auch in Berlin noch gehässig ausbreitete, endlich aufzuheben, war kein

anderes Mittel, als den Prinzen, auf dessen Gehorsam für schriftliche Befehle schon nicht mehr zu rechnen schien, durch einen persönlich Beauftragten abholen zu lassen. Der Oberst von Massenbach vollführte diesen Auftrag ohne Schwierigkeit, Prinz Louis selber war jenes Treibens längst überdrüssig.

Im Jahr 1801 wurde Prinz Louis gerichtlich zum Verschwender erklärt; allein dies vermochte den guten Willen der Leute, die für ihn eingenommen waren, nicht zu hemmen. Gleich nachher lieh ihm der Bankier Abraham Gans in Berlin, der Vater des berühmten Rechtsgelehrten Eduard Gans, bereitwilligst eine Summe von sechsundfünfzigtausend Thalern, um ihn aus dringender Verlegenheit zu retten. Er hat durch des Prinzen Tod diese ganze Summe rein verloren. Doch selbst nach diesem Verluste noch betheuerte er, an des Prinzen redlichem Willen habe er nie zweifeln können, und der Prinz würde, wenn er gelebt hätte, diese Schuld und alle seine Schulden haben bezahlen können, und gewiß bezahlt haben.

Bei Magdeburg fand eine Revue Statt, welche durch die Anwesenheit französischer Generale und Stabsoffiziere als eine besondere Merkwürdigkeit betrachtet wurde, Prinz Louis vorzugsweise hatte sich mit diesen Fremden zu beschäftigen. Er mußte manchen Widerwillen überwinden, empfand aber auch manche Anziehung. Die kriegerische Bildung der Franzosen erschien ihm höchst bedeutend; der fröhliche Muth und heitere Sinn, welcher ihn ehemals an den Emigrirten erfreut hatte, zeigte sich in diesen Zöglingen der Freiheitskriege mit strengerer Tüchtigkeit gepaart, und Prinz Louis fand sich zu mannigfachen Vergleichungen hingezogen, zu nachdenklichen Erwägungen und forschenden Blicken in eine verhüllte Zukunft. Aber je vortheilhafter im Ganzen das französische Kriegswesen ihm erschien, desto mehr durchdrang ihn die Empfindung, daß eine fremde, eine feindliche Macht in Deutschland nicht Fuß fassen dürfe, desto lebhafter fühlte er für Preußen die Aufgabe, zum Kampfe hervorzutreten. Die Franzosen ihrerseits waren dem Prinzen bald gewogen, sie hielten sich gern zu ihm, seine Leichtigkeit des Lebens und Umgangs gab ihnen Behagen und Zutrauen. Als er einst

in grüner Jacke nachlässig mit französischen Generalen im Garten vor seinem Fenster stehend plötzlich die Nachricht erhielt, der König komme, darauf, anstatt drei Schritte davon die Thüre zu gebrauchen, mit einem Satze zum Fenster hinein voltigirte, und augenblicklich, wie durch Zauber, in voller Uniform würdig und ernst hervortrat, glaubten jene diesen Zug als einen der im besten Sinne ganz ihrer Nationalität würdig sei, rühmen zu dürfen.

Als ein Beispiel seiner munteren und gütigen Sinnesart, die jeder menschlichen Schwäche nachsichtig, und doch wieder überlegen war, diene noch folgender scherzhafte Zug. In Magdeburg besuchte er einmal mit einer ganzen Gesellschaft die Kunstübungen englischer Reiter, und gab, als der Teller zum Sammeln umherging, für sich und seine Gesellschaft ein Goldstück, was den Umständen nach weder zu verschwenderisch, noch zu karg sein mochte. Ein kleiner verwachsener Kaufmann, später bekannt als Kommerzienrath Ezechel, der dicht dabei stand, wollte die Gelegenheit den Königlichen Prinzen zu überbieten, nicht vorbeilassen, und gab mit auffallender Art zwei Goldstücke auf den Teller. Einer von des Prinzen Gesellschaft machte diesen auf die Hervorthuung des kleinen Kaufmanns aufmerksam; der Prinz aber zog sogleich den Hut ab, und sagte, mit einem lachenden Blick auf das Gold, gleichsam betroffen: „O davor habe ich den größten Respekt!"

Abwechselnd wieder in Berlin nahm Prinz Louis in vollem Maße an allem dortigen Leben Theil. Eine vielseitige Geistesregsamkeit hatte sich bedeutend ausgebreitet, die gesellige Bildung war zu hohen Stufen gediehen, sie führte in ihrem Verkehr Stücke gediegensten Gehalts. Gentz, Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Schleiermacher, Fichte, Bernhardi, lebten hier; die auffallendsten Ansichten, die kühnsten Meinungen über Kunst, Wissenschaft und Leben wurden zu Tage gebracht. Der Prinz kannte diese Männer zum Theil genau, ihre Vorlesungen, ihre Gespräche zogen ihn an. Gustav von Brinckmann und Major von Gualtieri vermittelten die Litteratur mit der Diplomatik und dem Hofe; der General von Phull, die Obersten von Scharnhorst und von Massenbach standen im Kriegswesen als wissenschaftlich und gebildet voran.

Auch Heinrich von Bülow ist hier zu nennen, dessen bittere Tadelschriften die Einrichtung der Heere und die Führung des Krieges durchaus umwandeln wollten, und von dem der Prinz witzig urtheilte, er sei wie ein Donnerwetter, er führe Blitze, aber auch vielen Wind mit sich. Später kam Johann von Müller in diesen Kreis; dann ein Besuch Schiller's, welchen der Prinz sogleich zu sich lud und mit liebreicher Aufmerksamkeit bewirthete.

Johann von Müller schrieb am 23. Februar 1804 an eine Dame nach Oesterreich: „Ich habe ein langes Gespräch mit dem Prinzen Louis gehabt. Ich war überhaupt sehr davon bezaubert: er ist einer der schönsten Männer; er weiß mehr, als ich erwartete (und hätte er's auch nur eine Stunde vorher gelernt, immer wäre es viel, so gut aufzufassen und so natürlich anzubringen, was er von Tacitus, Suetonius, Julianus, und von vielen alten und neuen Büchern sagte); er hat viel Geist und Energie, ganz gewiß. Er ist ein Mann, der in Zeiten der Noth dem Könige und dem Staate solche Dienste leisten wird, wie der große Friedrich sie von Heinrich erfuhr; er hat unendliche Hülfsmittel in sich: möchte er nur stets von Leuten umgeben sein, die für den König und das Vaterland wie ich denken; dies ist ein wichtiger Punkt bei einem Karakter wie der seine; Wissen und Geist haben großes Gewicht bei ihm, und ich würde nie glauben, daß er irgend etwas unternähme, was er von Personen mißbilligt sähe, deren Zustimmung ihm werth wäre."

Im Frühjahr 1804 kam Frau von Stael nach Berlin. Prinz Louis war täglich mit ihr zusammen, und sein muthiger Geist und freier Sinn gefielen ihr sehr. Sie sagt von ihm: „Er war voll Feuer und Enthusiasmus, aber in Ermangelung des Ruhms suchte er zu sehr die Stürme, welche das Leben aufregen. Am meisten zuwider in Bonaparte war ihm dessen Art, alle diejenigen zu verläumden, die er fürchtete, und selbst diejenigen, die ihm dienten, in der Meinung herabzusetzen, um sie auf allen Fall besser in Abhängigkeit zu erhalten. Er sagte mir oft: „Ich erlaube ihm, zu tadeln; aber moralisch zu meuchelmorden, das empört mich." — Frau von Stael erzählt ferner: „Ich wohnte in Berlin auf dem Kai

der Spree, und mein Zimmer war gleicher Erde. Eines Morgens um 8 Uhr weckte man mich um mir zu sagen, daß der Prinz Louis Ferdinand zu Pferde vor meinem Fenster halte, und mich sprechen wolle. Sehr verwundert über diesen so frühen Besuch, eilte ich aufzustehen und ging hin. Er nahm sich besonders gut zu Pferde aus, und seine innere Bewegung erhöhte noch den Adel seines Gesichts. „Wissen Sie," rief er aus, „daß der Herzog von Enghien im badenschen Gebiet aufgehoben, einem Kriegsgericht übergeben, und vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Paris erschossen worden ist?" Welche Thorheit! erwiederte ich; sehen Sie nicht, daß die Feinde Frankreichs ein solches Gerücht ausstreuen? — „Da Sie zweifeln," versetzte der Prinz, „so werde ich Ihnen den Moniteur schicken, wo Sie das Urtheil lesen werden." Mit diesen Worten ritt er fort, und der Ausdruck seiner Züge verkündete Rache oder Tod."

Der Musik wurde fortwährend mit Lust und Erfolg die eifrigste Bestrebung gewidmet. Der Kapellmeister Reichardt fand im Jahre 1803 zu Paris in Madame Moreau eine so große Meisterin auf dem Klavier, daß er in seinen Briefen von ihr sagen durfte, es sei kaum möglich, schöner, und ausdrucksvoller und zugleich fertiger zu spielen; fügt aber dann hinzu: „Und dennoch hab' ich später in Berlin die Erfahrung an einer Person gemacht, von der man es noch weit weniger glauben sollte, als von einer Dame, — an einem Prinzen. Es ist der Prinz Louis Ferdinand, der seine eigenen Kompositionen für das Fortepiano, voll Phantasie und tiefem Gefühl, voll hoher Seele und zugleich voll der größten und glänzendsten Schwierigkeiten, mit einer Vollkommenheit spielt, daß man oft nicht weiß, ob man mehr die Kraft und die Fertigkeit, mit der er die schwersten Sachen vorträgt, oder die Grazie und den Ausdruck des Vortrags bewundern soll. In jener übertraf er längst schon manchen berühmten Virtuosen; seitdem er im graziösen und edeln Vortrag an Dussek aus London auch das vollkommenste Muster bei sich hat und es benutzt, wie nur ein solches Genie einen solchen Meister benutzen kann, mag man wohl mit Wahrheit sagen, daß dieser genievolle Prinz, der alles kann was er will, auch zu den

ersten und größten Virtuosen im Fortepiano gehört." Mehrere Kompositionen des Prinzen kamen zur öffentlichen Herausgabe. In Sinn und Liebe für diese Kunst, wie überhaupt in herzlicher Zuneigung, begegnete er sich mit seinem Schwager, dem edeln Fürsten Anton Radziwill. Die Kapellmeister Himmel und Dussek waren unaufhörlich bei dem Prinzen zu finden, der häufig mit ihnen zusammen spielte; Dussek hatte sich ihm ganz angeschlossen. Doch die Art und Weise, wie diese Virtuosen sich gewöhnt hatten das Leben zu genießen, konnte nicht dazu beitragen, Ordnung und Maß in einem zerrütteten Haushalt herzustellen. Schon längere Zeit hatte eine liebliche, sanfte Neigung zu einem Frauenzimmer guter Herkunft den Prinzen Louis ernstlich eingenommen. Er schien dem unstäten Wechsel gern zu entsagen, und auf ein dauerndes Verhältniß einzugehen, besonders da er sich als Vater zweier Kinder beglückt fühlte. Sein unbewachtes Herz fiel jedoch unerwartet neuen heftigen Eindrücken und leidenschaftlichen Regungen anheim, deren Gewalt ihn wie durch Zauber gefangen hielt. Die Fähigkeit zu einer solchen Leidenschaft ist eine große und seltene Gabe, gleich anderen höchsten Auszeichnungen nur wenigen Menschen verliehen, und unter diesen den wenigsten zum Glück. Die Stellung der Umstände, frühere Verwickelungen, und gegenwärtige Unvereinbarkeiten, machten auch diese Leidenschaft zur Qual, und ließen mit scheinbar glücklichen die verzweiflungsvollsten Momente wechseln. An Ordnung und Zusammenhang der äußeren Lebensverhältnisse war nun nicht mehr zu denken; die Verwirrung mußte von innen wie von außen zunehmen. Der Prinz hatte in der Friedrichstraße nächst der Weidendammsbrücke ein Haus gekauft, wo er mit den Seinigen eingerichtet leben wollte. Mehr noch reizte ihn die Zurückgezogenheit auf seinem Gut Schricke im Magdeburgischen, wo er die ihm erwünschtesten Tage in ruhiger Einfachheit mit Jägern und Pächtern zubrachte. Allein es stand nicht mehr in seiner Macht, einer solchen Richtung zu folgen, die Forderungen des Lebens rissen ihn unwiderstehlich auf die andere Seite zurück.

Ein Ausflug, den er im Jahre 1804 nach Oesterreich und Oberitalien machte, kann auch als ein Versuch gelten,

sich den Verwirrungen aller Art, die ihn daheim beängstigten, zu entreißen. Er lernte auf dieser Reise den Fürsten Karl von Schwarzenberg kennen, und schloß freundschaftliche Verbindung mit ihm, wie auch mit dem Fürsten Aloys von Liechtenstein, dem Fürsten Ferdinand Kinsky, und anderen Oesterreichern; aus früherem Begegnen kannte er schon den Freiherrn von Tettenborn, den Grafen von Wallmoden, und den Fürsten von Ligne, der in dieser Zeit an Frau von Crayen schrieb: „Die beiden liebenswürdigsten und ausgezeichnetsten Männer, nicht nur Deutschlands, sondern Europas, der Herzog von Weimar und der Prinz Louis Ferdinand, sind Ihnen von ganzem Herzen zugethan."

Nach seiner Rückkehr machten die Zeitumstände eine mehr und mehr politische Stimmung in Berlin vorherrschend. Es schien unmöglich, den Zusammenstoß mit der täglich drohenderen Macht des Kaisers der Franzosen zu vermeiden, es schien rathsam, das Unvermeidliche nicht länger hinauszuschieben. Prinz Louis sprach seinen kriegerischen Eifer laut genug aus, und als im Frühjahr 1805 ein neues Bündniß zwischen Oesterreich, Rußland und England gegen den Kaiser Napoleon zu Stande kam, mußte Preußen zur Theilnahme vielfach angereizt und bewogen sein. Nach der Verletzung des preußischen Gebiets, welche die französischen Truppen in Franken begangen hatten, konnte man den Bruch für geschehen halten. Die preußischen Heere rückten in's Feld, doch hielten die siegreichen Fortschritte Napoleon's in Oesterreich die Unterhandlungen noch schwebend. Prinz Louis war bei den nach Sachsen vorgerückten Truppen, und traf mit dem Herzog von Weimar zusammen. Hier sah er auch Goethe'n wieder, und ließ die Mißstimmung fallen, die er bisher theilweise gegen ihn gehegt. Er schrieb aus Gera hierüber an seine Geliebte nach Berlin: „Ich habe nun Goethe'n wirklich kennen gelernt; er ging gestern noch spät mit mir nach Hause, und saß dann vor meinem Bette, wir tranken Champagner und Punsch, und er sprach ganz vortrefflich! Endlich deboutonnirte sich seine Seele; er ließ seinem Geiste freien Lauf; er sagte viel, ich lernte viel, und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig. Grüß heute die Kleine von mir,

und sag' ihr dies: dann bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitausend Thaler mehr werth!" Der Herzog erzählte nach vielen Jahren noch gern von dieser Zusammenkunft; er selber hatte sich früh zurückgezogen, die Anderen aber tranken die ganze Nacht, „ungeheuer viel, sagte er, um die Wette, und Goethe blieb nichts schuldig, er konnte fürchterlich trinken!"

Während die kampflustigen Gemüther auf diese Art des Augenblicks harrten, der sie gegen den Feind führen sollte, nahmen die Angelegenheiten für Preußen plötzlich eine Friedenswendung. Der Minister Graf von Haugwitz brachte aus Napoleon's Hauptquartier, wohin er gesandt worden, Verträge zurück, nach denen Preußen sich mit Frankreich sogar auf bedenklichen Ländertausch einließ. Die Umstände waren gebieterisch, nachdem so weit gegangen war, konnte man nicht zurück, zum Kriege war der günstige Augenblick schon vorüber. Im preußischen Heere jedoch wollte man keine politischen Gründe gelten lassen, man fühlte nur die Bitterkeit getäuschter Hoffnung, man war ausgerückt, und sollte ohne Schwertstreich wieder heimziehen; Scham und Ingrimm durchglühten die Gemüther. Prinz Louis vor Anderen hatte seine Rechnung auf den Krieg gestellt, der allein ihn aus der Unthätigkeit, aus den leidenschaftlichen Verwirrungen retten, und auf neue Bahnen des Ruhmes und Glückes führen konnte. Im Ausbruch seines Schmerzes hierüber konnte er unmäßig sein; die bittersten und dreistesten Reden war man von ihm gewohnt, bisweilen auch mischte sich gute Laune bei. Der von Freiligrath nach achtunddreißig Jahren noch besungene Vorgang, daß der Prinz, in Altenburg mit hundert Offizieren die Nacht durchzechend, plötzlich aufgesprungen sei, den Zöpfen ein Pereat gerufen, und sich von Dussek, den er vom Klavier abrief, mit scharfem Degen seinen Zopf auf dem Tischrande habe abhauen lassen, was ihm dann alle Anderen stürmisch nachgethan, gehört in den Spätherbst des Jahres 1805. Als der Prinz darauf nach Halle kam, und bei dem Kapellmeister Reichardt in Giebichenstein zu Mittag aß, wurde auch hier wacker getrunken und geschimpft; um recht deutlich auszudrücken, wie schmachvoll schon die Allgewalt Napoleon's gelte, rief Prinz Louis zuletzt: „Ja, wenn Bonaparte einmal

ein Gericht Prinzenohren haben will, so sind meine — und er faßte sich an beide — in Gefahr, denn bekommen wird er sie!"

In Berlin war die Verstimmung am heftigsten und lautesten. Auf dem Casino wurde eines Tages ein Aufsatz aus der englischen Zeitung Morning Chronicle vorgelesen, worin gesagt war, der Unwille gegen den Grafen von Haugwitz, der es mit Napoleon und den Franzosen halte, sei endlich in That ausgebrochen, und man habe dem von seinen unglücklichen Unterhandlungen zurückgekehrten Minister die Fenster eingeworfen. Die Sache war nicht wahr, Prinz Louis aber rief aus: „Noch ist es nicht geschehen, aber der Wink ist verständlich, und wer weiß, was geschieht!" In der nächsten Nacht geschah es wirklich, doch war Haugwitz grade nicht zu Hause, sondern in einer Assemblée bei'm sardinischen Gesandten, und erfuhr erst am anderen Morgen den Schaden. Allgemein beschuldigte man die Offiziere des Regiments Gendarmen und auch den Prinzen Louis dieser Verübung, doch ist gewiß, daß der letztere persönlich keinen Theil daran gehabt, eben so wenig, wie an der entgegengesetzten Veranstaltung, daß dem Minister Freiherrn von Hardenberg, welcher für den Krieg gesinnt war, aber deßhalb für den Augenblick aus den Staatsgeschäften scheiden mußte, bis zu seiner Abreise täglich unter seinen Fenstern militairische Abendmusik gebracht wurde. Sonst freilich standen jene Offiziere durch Sinnesart und Betragen in nahem Verhältnisse zu dem Prinzen. Woltmann in seinen Memoiren des Freiherrn von S—a, giebt davon diese lebhafte Schilderung: „Ein solches Gemisch von Bravheit und Dünkel, Biederkeit und verderbten Sitten, Bemühen und Eleganz des Benehmens und lautem tobenden Wesen, wie in den Offizieren der Gendarmen und Gardedükorps, läßt sich nicht beschreiben, muß man gesehen haben. — Ein Prinz im Königlichen Hause war gleichsam ein idealischer Repräsentant jener Offiziere, die sich als Repräsentanten des preußischen Offiziergeistes zeigten. Muthig bis zur Verwegenheit, mit glänzenden Eigenschaften so ausgestattet, als um sie bemüht; stolzer auf seine Persönlichkeit, als auf seinen Rang, und gleichwohl sehr

stolz, ein Prinz von Preußen zu sein; ein berühmter Reiter und Tänzer; voll Talent für die schöne Kunst, die das glänzende Leben am meisten anspricht, die Musik; der Liebe stets ergeben, und die Wollust höher achtend als Reinheit der Sitten; freigebig und selbst großmüthig, und dabei nicht durch Rechtlichkeit gehemmt; für Kriegsruhm flammend, weniger für Kriegswissenschaft, und gegen das neue Franzosenwesen, gegen den nicht fürstlich gebornen Machthaber Frankreichs von Verachtung so voll als von Grimm, war Prinz Louis Ferdinand für die Gendarmenoffiziere, und welche ihnen glichen, mit vollstem Recht das Ideal eines jugendlichen Helden und preußischen Offiziers. Was damals die öffentliche Stimme in Preußen hieß, darin war er der lauteste Tonangeber; und zu ihm gesellten sich verschiedenartige Elemente der Gesellschaft in Berlin, die alle den Haß wider die französische Regierung zum Attraktionspunkt hatten." In diesem Bilde sind gleichwohl manche Züge falsch, andere zu stark gefärbt. „Die Wollust höher achtend" ist ein schiefer Ausdruck; er war ihr ergeben, kann man sagen, indem er sie verachtete. Seine „Rechtlichkeit" war als Gesinnung streng und rein, der Leichtsinn ersieht nur nicht immer die Bedeutung und Verknüpfung dessen, was er begeht. Daß er auch Geist und Thätigkeit in der gewählten Richtung anstrengte, bezeugt die Abfassung einer politischen Denkschrift über die neueste Lage der Dinge, eine Denkschrift, deren Johann von Müller mit Lob erwähnt, so wie manche seiner Briefe, besonders das merkwürdige Schreiben an den Obersten von Massenbach vom September 1806, welches die damaligen, und nach beinahe fünfzig vergangenen Jahren noch eben so waltenden Gebrechen des preußischen Staates mit einer Schärfe des Urtheils bezeichnet, welche noch in späterer Zeit als eine Seltenheit gelten muß, bei einem Prinzen damals aber wunderbar erscheint. Gegen den Machthaber Frankreichs hegte er Haß, aber nicht Verachtung; die großen Eigenschaften desselben erkannte er, nur statt ihnen sich zu beugen, wünschte er sie zu bekämpfen. Woltmann erzählt dann weiter, wie Johann von Müller sich in dieser Gesellschaft ausnahm, wie er sich die unanständigsten Späße von dem Prinzen habe

gefallen lassen. Das kann wohl sein; denn Müller hatte Schwächen, welche den Muthwillen unwiderstehlich anreizen konnten! —

Die Spannung war zwischen Preußen und Frankreich durch die geschlossenen Verträge nicht aufgehoben, im Gegentheil steigerte sich das Mißverhältniß durch die weiteren Verhandlungen, und die Willkür und Falschheit, mit welchen Napoleon verfuhr, mußten endlich doch den Ausbruch herbeiführen, den man hatte vermeiden wollen. Der Sommer des Jahres 1806 ging in großen Aufregungen hin; Prinz Louis wurde von Gemüthsbewegungen aller Art umhergeworfen, doch sammelte er sich zeitenweise zu fester Aufmerksamkeit für die öffentlichen Dinge, und gedachte des Berufes, in welchem er früher oder später doch würde auftreten können. Er veranlaßte bei sich strategische Vorlesungen, welche der General von Phull mit Geist und Kenntniß hielt, und denen viele Offiziere beiwohnten, auch Johann von Müller, wie aus einem seiner Briefe hervorgeht.

Endlich, im September, rückte das Heer abermals in's Feld, diesmal versichert und entschlossen, mit den Waffen zu entscheiden. Prinz Louis, von gleicher Kampfbegier wie früher beseelt, war doch weit entfernt, in blindem Wahne den Sieg für gewiß zu halten. Seine Einsichten waren scharf, er wußte die Vortheile des Feindes zu würdigen, er kannte die Schwierigkeiten des zu führenden Kriegs. „Ich wünsche den Krieg", sagte er, „weil er nöthig ist, weil er das Einzige ist, was uns übrig bleibt, weil die Ehre ihn fordert; aber ich weiß sehr gut, daß wir auch unterliegen können." Der allzu großen Zuversicht seiner Mutter, der Prinzessin Ferdinand, welche alles Preußische für unerschütterlich hielt, setzte er die lebhafte Anrede entgegen: „Liebe Mutter, denken Sie denn, das könne niemals anders sein, es werde immer getrommelt werden, wenn Sie aus dem Thore fahren? Sie fahren einmal spaziren, und es wird nicht getrommelt, glauben Sie mir's!" Nach wenigen Monaten war die Weissagung schon erfüllt. Auch Woltmann läßt ihm in diesem Betreff Gerechtigkeit widerfahren. Er sagt: „Ich muß hier hinzusetzen, daß der eigentliche Held der öffentlichen Stimme, Prinz Louis

Ferdinand, nicht von dem blinden Stolz und Vertrauen auf Preußens unüberwindliche Waffen, womit viele Offiziere in den Krieg gingen, besessen war." Nur zwei Dinge waren ihm gewiß, daß er sich auf jeden Fall auszeichnen wolle, und daß er aus diesem Kriege nicht zurückkehren werde. Er ließ daher, ehe er in's Feld zog, sein letztes Vermächtniß aufzeichnen, und sorgte für das künftige Schicksal seiner Kinder und ihrer Mutter; aber ganz schien er außer Acht zu lassen, daß dazu, ihn als Feldherrn auszuzeichnen, seine Person allein nicht hinreichend war." Auch für seine Gläubiger war er besorgt, und suchte wenigstens die Berechtigung ihrer Ansprüche festzustellen; die eingereichten Forderungen von Handwerkern und Kaufleuten, welche augenblicklich zu befriedigen nicht möglich war, beglaubigte er durch seine Unterschrift, und schon im Felde, mitten unter kriegerischen Aussichten, ließ er sich dergleichen Fürsorge angelegen sein. Seine Schulden, zu dem Betrage von beinah einer Million Thaler angewachsen, sah er keineswegs als untilgbar an, und in der That würden ihm, wäre er am Leben geblieben, noch große Hülfsmittel zugeflossen sein.

Er begab sich im Anfange des Septembers nach Dresden. Hier war ein großer Zusammenfluß politisch thätiger Personen, unter ihnen ragte vor allen Gentz hervor. Aus seinen Jahresheften nehmen wir folgende Nachrichten auf: „Am 6. September Abends tritt der Prinz Louis von Preußen bei mir ein. Kurz zuvor war die Fürstin Bagration gekommen, die mit dem Prinzen sogleich eine Liebesgeschichte anknüpft. — Merkwürdige Tage zwischen den Vorbereitungen zu den größten Ereignissen, und tausendfältige Gespräche darüber; und dann zugleich ewiges Umhertreiben in der Gesellschaft, wo die Fürstin Bagration, Fürst von Ligne, die Gräfin Lanckoronska und unzählige Fremde und Durchreisende figurirten; die Prinzessin Solms, Schwester der Königin von Preußen, vermehrte noch die Bewegung. Diese unruhigen Szenen dauerten bis zum 23. September. An diesem Tage fuhr ich mit dem Prinzen Louis von Dresden nach Töplitz, und von dort am 25. nach Eisenberg, wo der Fürst Lobkowitz eine Jagd gab, und uns herrlich aufnahm. Der Fürst Karl Schwarzenberg

(nachmaliger Feldmarschall), sein Bruder Ernst, der Fürst von Ligne, die Fürstin Bagration und die Gräfin Subkoff waren die Hauptpersonen der Gesellschaft. Am 26. Abends um 8 Uhr, nachdem wir unter den Bäumen vor dem Schlosse gespeist hatten, stieg der Prinz Louis zu Pferde, und ritt das Gebirge hinunter nach Freiberg, um dort sein Kommando zu übernehmen. — Seit dieser Stunde sah ich ihn nicht wieder. —"

Er hatte die Bestimmung erhalten, auf dem linken Flügel des Heeres die Vortruppen anzuführen. In Leipzig hatte er eine Zusammenkunft mit den Generalen von Rüchel und Blücher, den tüchtigsten und ruhmvollsten des ganzen Heeres, mit denen er einen Todesbund einging, der sich an ihm alsbald erfüllen sollte. Er fand sich dann im Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe ein, welches inzwischen nach Jena vorgerückt war. Mit ihm waren seine Adjutanten, unter welchen Karl von Nostitz, ehemaliger Gendarmenoffizier, eine große Heldengestalt, voll Tapferkeit und Klugheit, ihm besonders ergeben und befreundet war. Auch Dussek folgte ihm in's Feld, und manche Stunde der Ungeduld und Schwermuth wurde durch Musik gemildert. Mit dem Herzoge von Weimar kam er mehrmals zusammen, auch Goethe'n sah er am 3. Oktober noch, der ihn „nach seiner Art tüchtig und freundlich" fand.

Der Kaiser Napoleon zog inzwischen sein Heer bei Bamberg zusammen, die preußische Hauptmacht stand in der Gegend von Weimar und Jena; die Vortruppen, welche Prinz Louis befehligen sollte, hielten das Saalthal besetzt. Er selbst aber befand sich einstweilen in Jena, da der Fürst von Hohenlohe nach Erfurt zu einem Kriegsrathe berufen war, und der Prinz, als ältester General dieses Heertheils, dem Namen nach, die Stelle von jenem vertrat. Die Zeit verging ihm hier in banger Erwartung. „Von inneren Besorgnissen", erzählt der Bericht eines Augenzeugen, „und einer Art bangem Vorgefühl ergriffen, daß bei der Sorglosigkeit, Verwirrung und geringen Spannung auf der einen, und der seltenen Verblendung und Verkehrtheit auf der anderen Seite, uns die unternehmende Verwegenheit des Feindes leicht unvermuthet

in's Verderben stürzen, ja daß uns vielleicht gar ähnliche traurige Schicksale betreffen könnten, wie vor einem Jahre die österreichischen Heere, lief der Prinz, voll Ungeduld die Rückkehr des Fürsten erwartend, auf dem Marktplatze von Jena auf und ab, und beklagte sich, mit der ihm eigenthümlichen Offenheit, laut gegen die ihm vertrauteren Personen, wie kränkend es für ihn sei, daß man so wenig Zutrauen in ihn setze, in so bedeutlichen Augenblicken, wie die jetzigen, den Theil des Heeres, auf dem die Sicherheit des Ganzen beruhe, lieber ganz ohne Führer sich selbst und dem Schicksale zu überlassen, als sie seiner Obhut und Leitung anvertrauen zu wollen, da man doch wisse, daß ihm vier Wochen früher der Oberbefehl über die gesammten schlesischen Truppen bestimmt gewesen sei."

Der Prinz, unzufrieden mit den Ergebnissen der bisherigen Berathungen, und düster besorgt wegen der weiteren Entwickelung der Dinge, kam den 7. Oktober auf dem Schloß in Rudolstadt an, wo die Fürstliche Familie ihn mit größter Auszeichnung und Herzlichkeit empfing. Einem reichen Mahl, das durch köstliche Weine, die der Fürst freigebig spendete, belebt wurde, folgte ein Ball, von dem aber die Fürstliche Familie sich mit dem Prinzen bald zurückzog, und dieser spielte dann noch über eine Stunde freie Phantasieen auf dem Fortepiano; die Zuhörer wurden durch das meisterhafte Spiel eines Prinzen, der im nächsten Augenblicke als Held auf das Schlachtfeld gerufen werden konnte, wunderbar erregt, und man trennte sich in hohen und schmerzlichen Gefühlen.

Am 8. Oktober früh kam der Fürst von Hohenlohe von Erfurt nach Jena zurück, beschied den Prinzen gleich zu einer Zusammenkunft, und hatte eine zweistündige Unterredung mit ihm. Seitdem war alle seine Munterkeit dahin, seine Hoffnung und sein Vertrauen schwanden, seine einzige Furcht war, die Gelegenheit zum Kampf, und vielleicht zum Tode, den er entschlossen war einer jeden Schmach vorzuziehen, möchte ihm entzogen werden. Er empfing den Befehl, sich beim Vorrücken des Feindes in kein Gefecht einzulassen, sondern seine Truppen auf die Division des Generals von Grawert zurückzuziehen, die bei Orlamünde stand. Der Prinz hatte mittler-

weile seine Truppen bis über Saalfeld hinaus vorgehen lassen, und wartete auf dem Schlosse zu Rudolstadt in düsteren Vorgefühlen der weiteren Ereignisse.

Von der Richtung und Absicht der Franzosen hatte man keine sichere Nachricht, noch weniger von ihrer Stärke; dem Prinzen war verboten, Streifpartheien auszusenden. Was er jedoch erkundete, mußte ihm für die Stellung des preußischen Heeres große Besorgniß geben. Am Abend des 9. Oktobers bat der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt nach der Tafel den Prinzen, der am nächsten Morgen früh nach Saalfeld reiten wollte, er möchte zum Abschiede noch etwas auf dem Fortepiano spielen. Die Fürstin aber versetzte, damit solle man ihn jetzt nicht belästigen, er habe ein ganz anderes Spiel vor, und gewiß alle Gedanken darauf gerichtet, dieses Spiel nicht zu verlieren. Der Prinz, plötzlich tief ernst und schmerzlich bewegt, erwiederte der Fürstin mit Nachdruck: „Es ist schon ohne Rettung verloren!“ Er zog sich darauf in sein Zimmer zurück; der Mond schien hell in seine Fenster, und er phantasirte noch ein paar Stunden für sich allein auf dem Fortepiano. Nur Dussek war bei ihm. Als in der Nacht der erste französische Gefangene, ein rother Husar, eingebracht wurde, wollte der Prinz ihn ausfragen, und ließ ihn vorführen. Nachdem er ihn wieder entlassen, rief er nach seinen Pferden, und Dussek sagte gleich nachher einem anderen Musiker, der sich in des Prinzen Diensten befand (und der noch in Darmstadt lebt): „Freund, der Prinz hat gesagt, die preußische Armee ist verloren!“ Es ging später das Gerede, der Prinz habe die Nacht viel getrunken, und so auch am Morgen noch; aber ganz im Gegentheil! Er war den Abend sehr mäßig geblieben, und sein Frühstück am nächsten Morgen bestand nur in einer Tasse Schokolade, nichts anderes genoß er an diesem Morgen, durchaus sonst nichts. Der Fürst und die Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt, der Freund des Prinzen, der in österreichischen Diensten stehende Graf von Mensdorf-Pouilly, der ihn besucht hatte, Dussek, jener Musiker Steingrübner, und seine Adjutanten von Nostitz und von Valentini, haben dies gleichmäßig

bezeugt, und jede entgegengesetzte Versicherung bleibt als eine verläumderische abzuweisen.

Dem Prinzen war gleichzeitig mit dem Befehl, sich vor dem Feinde zurückzuziehen, von guter Hand ein Entwurf mitgetheilt worden, demzufolge die Preußen über die Saale gehen, und den Feind angreifen sollten. Diesen Entwurf zu verwirklichen schien ihm schon werth, einige Gefahr und Verantwortung deßhalb zu übernehmen. Als nun die Meldung kam, die Franzosen zeigten sich, und schienen mit ganzer Macht anzurücken, vermochte der Prinz es nicht über sich zu gewinnen, ohne Kampf vor ihnen zu weichen. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, man müsse sich auf den Feind werfen, wo man ihn träfe, er fürchtete, wenn nicht er den Krieg anfange, würde es nie dazu kommen, er hielt es für eine Wohlthat, auf so viele Märsche, Anstalten, und Säumnisse endlich ein ernstes Gefecht folgen zu lassen. Ueberdies waren die Entwürfe, Absichten und Befehle der preußischen Feldherrn in jenen Tagen so widersprechend, veränderlich und bedingt, daß einem Generale zunächst am Feinde wohl einige Wahl freistehen mußte.

Am 10. Oktober vor Tagesanbruch drängten die Vortruppen des unter dem Marschall Lannes über Gräfenthal herandringenden französischen Heertheils die preußischen Posten, die über Saalfeld hinaus standen, gegen diesen Ort zurück. Prinz Louis eilte auf diese Nachricht, und da er selber schon das Gewehrfeuer der Plänkler hörte, plötzlich wieder heiter und zuversichtlich, mit sechstausend Mann von Rudolstadt gegen Saalfeld vor. Bald aber entwickelte sich die Stärke des Feindes, sie betrug gegen dreißigtausend Mann. Die Preußen waren überall im Nachtheil, doch unterhielt der Prinz den Streit fünf Stunden lang. Er zweifelte nicht, daß der Fürst von Hohenlohe, den er benachrichtigt hatte, zur Unterstützung heraneilen würde. Bei den theilweisen Unfällen, welche gleich anfangs eintraten, zeigte er in einem hohen Grade, der bei seiner sonstigen Leidenschaft in Erstaunen setzte, gelassene Ruhe und besonnene Thätigkeit. Er führte die Reiter in's Gefecht, und gesellte sich zu dem Fußvolk, er ritt unter den Schützen umher, und ermunterte zur Aus-

dauer. Allein die Reiterei konnte die feindlichen Massen nicht hemmen, die zusammengeschossenen Bataillone mußten weichen, die Unterstützung kam nicht. Der Prinz wollte nicht zurück, auf einer Wiese ordnete er versprengte Jäger zu neuem Kampfe, die Franzosen drangen heran. Getümmel von Reitern und Fußvolk riß ihn mit fort. Um nicht gefangen zu werden, mußte er über einen Zaun setzen, aber sein sonst vortreffliches Pferd blieb mit dem einen Fuße hängen, ein feindlicher Reiter sprengte heran, und hieb den Prinzen in den Hinterkopf. Darauf stürzte ein Wachtmeister des zehnten französischen Husarenregiments, Guindé, der ihn als einen Befehlführer erkannte, auf ihn los, und rief ihm zu, er solle sich ergeben. Der Prinz antwortete durch einen Säbelhieb. Augenblicklich empfing er selbst einen Stich in die Brust; mit zwei tödtlichen Wunden hielt er sich noch eine kleine Strecke zu Pferde, geleitet von seinen herbeigeeilten Adjutanten, dem Hauptmann von Valentini und dem Lieutenant von Nostitz, von welchen dieser auch schon im Arm verwundet war. Der Feind drängte heftig nach, der Prinz sank vom Pferde, und auf grünem Boden, am Ufer eines klaren Baches, gab er seinen Geist auf. Als er den Stich in die Brust bekam, soll er noch ausgerufen haben: „Est-il possible!“ Dann aber gab er weder Laut noch Zeichen mehr. Feindliche Husaren wütheten noch gegen den schon Todten. Mit dreizehn Hieb- und Stichwunden fand man ihn zerfetzt und nackt ausgeplündert.

So fiel Prinz Louis. Er hatte das vierunddreißigste Jahr noch nicht zurückgelegt. Aber sein kurzes Leben hatte für ihn genug Inhalt gehabt, er war mit der Welt fertig, und ihm wäre weiterzuleben immer schwieriger geworden. Hätte er die Erhebung des Jahres 1813 erleben können, so wäre ihm freilich ein großes Loos zugefallen; selbst ein französischer Schriftsteller meint, daß er die Lorbeeren Blücher's wenigstens getheilt haben würde. Ueber seinen Tod hat man gestritten. Man schrieb den üblen Ausgang des Gefechts nur seiner unzeitigen Kühnheit, seinem strafbaren Ungehorsam zu. Uns aber scheinen die Worte eines wichtigen Beurtheilers hier den richtigsten Aufschluß anzudeuten. In seinem Werke

über die Thaten und Schicksale der Reiterei sagt nämlich Canitz: „Wohlunterrichtete Männer behaupten, der Tadel der Unvorsichtigkeit sei dem tapferen Prinzen ganz mit Unrecht gemacht worden. Er habe sehr gut gewußt, wie die Sache stand, und nicht unüberlegte Kampflust, sondern der ernste edle Entschluß, sich für das Wohl des Ganzen aufzuopfern, habe ihn bestimmt, dem Gefecht bei Saalfeld nicht auszuweichen, in welchem er keinen Triumph suchte, aber ein ruhmgekröntes Grab fand." Auch Müffling war dieser Meinung.

Seine Leiche wurde von den Franzosen nach Saalfeld gebracht, und daselbst in der Fürstengruft beigesetzt. Die Herzogin von Koburg schmückte den Sarg mit einem Lorbeerkranz. Später wurden seine Ueberreste nach Berlin in die Domkirche gebracht.

Allgemein im Heere waren die Trauer und Bestürzung über seinen Tod, man sah ihn als ein Unglückszeichen an. Auch im Volke war die Theilnahme sehr groß. Die großen Schicksalsschläge, welche folgten, konnten diesen ersten nicht vergessen machen. Seine Schwester, die Prinzessin Louise von Preußen, vermählte Fürstin Radziwill, ließ dem geliebten Bruder im Jahre 1823 an dem Orte, wo er fiel, durch Schinkel und Friedrich Tieck ein Denkmal errichten. Der Feind aber war durch seinen Tod nicht versöhnt. Napoleon verfolgte sein Andenken noch jenseits des Grabes. Als in Berlin die Geistlichkeit vor dem Kaiser erscheinen mußte, fuhr dieser, wie gegen die Königin, auch gegen den Prinzen Louis heftig los, und erzählte die unwahre Anekdote, derselbe sei mit dem Degen an der rechten statt linken Seite auf die Parade gekommen, und habe sich entschuldigt, alles jetzt werde ja in verkehrter Weise gemacht. Der Kaiser fuhr in seinem Grimme fort: wenn Prinzen von Geblüt sich das unterstünden, so müßten sogar ihre Köpfe fallen, und machte dabei eine so heftige Bewegung, daß er den neben ihm stehenden Prinzen Hieronymus fast in's Gesicht traf. In allen öffentlichen Erwähnungen wurde der Prinz Louis geschmäht, die gehässigsten Unwahrheiten auf seinen Namen gehäuft, jede Lüge und Uebertreibung gern aufgenommen und verbreitet. Eine Menge

falscher oder entstellter Angaben erhielten auf diese Weise unverdienten Glauben, Aeußerungen und Handlungen, welche nie Statt gefunden, wurden mit Zuversicht behauptet, weil sie gedruckt zu lesen waren. Noch nach dem Frieden von Tilsit wollte der Intendant Bignon dem Prediger Ancillon nicht erlauben, durch die Zeitungen einer falschen Anekdote zu widersprechen, wobei man ihn als Zeugen genannt hatte, und die er durch das einfache Wort: „Ich würde nicht dazu geschwiegen haben, noch dageblieben sein"; bündig widerlegte; dergleichen würde dem Kaiser, meinte Bignon, sehr unangenehm sein, der seine Feinde in der Meinung herabgesetzt aber nicht erhoben sehen wolle.

Im vaterländischen Sinne feierten seinen Heldentod, nicht ohne Kühnheit in damaliger Ungunst der Zeiten, die Dichter Fouqué, Stägemann, Sinclair, der in Homburg unter dem Drucke der französischen Gewalt seine freimüthige Deutschheit nicht verläugnete, Fräulein von Uttenhoven, Theodor Körner, Gustav von Brinckmann, der auch in früheren Anlässen dem liebenswürdigen Prinzen deutsche und französische Gedichte, und sogar eine lateinische Elegie gewidmet hatte.

Ueber den Karakter des Prinzen Louis wird immer Lob und Tadel in dem Urtheile gemischt bleiben, in wechselndem Verhältnisse, je nachdem der Urtheilende seinen Standpunkt wählt. Aus reinmenschlicher Ansicht, von Seiten des Herzens, des Strebens, des innerlichen Daseins wird man ihn stets rühmen und wahrhaft lieben müssen. Von diesen Seiten vorzugsweise zeigte er sich dem Sinne Rahel's, die seine Mängel genug einsah, und rügte, aber ihn mehr noch beklagte, als verurtheilte. Außer den Zügen, welche in einigen Briefen von ihr an Fouqué den gefallenen Freund betreffen, finden sich noch folgende auf einem besonderen Blatt von ihr aufgeschrieben, die zur Kenntniß seines Wesens nicht unwichtig sind.

„Louis sagte tausendmal: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht; wenn wir solch Unglück haben, sterbe ich." — Und dieser Gedanke war das Ressort seines ganzen Lebens, und in seinen Leidenschaften, in seiner großen Liebe, erlaubte

er sich nur alles, weil er dies ununterbrochen dachte, und nun alles Uebrige nicht der Mühe werth hielt.

Sein Umgang war freilich schlecht zusammengesetzt, aber während er die Schlechten nur eben nicht verstieß, zog er die Besseren an, und wußte sie zu schätzen. Auch kannte er seine Leute genau, und trug im Inneren ein viel schärferes Urtheil über sie, als die Gleichförmigkeit seines gegen Alle gütigen Benehmens äußerlich zeigen konnte. So sagte er einmal, als man ihm Vorwürfe machte, daß er manche Leute in seinem Hause sähe und vor der Welt als seine Freunde gelten ließe, die seiner doch gar nicht werth wären, und zum Beweis einen bekannten Schwelger nannte, der sich beinahe täglich bei ihm einfand: „Ich weiß alles von ihm, sagte er lächelnd, aber er ist mir wie so ein großer Hund, den ich im Zimmer habe, ich rufe ihn mal heran, klopfe und poddle ihn ein bischen, und laß' ihn wieder, ohne an ihn zu denken."

Daß er auch Lob und Bewunderung nur nach wahrem Werthe schätzte, und sich durch falsche nicht bestechen ließ, zeigt Folgendes, was er von einer angesehenen und gefeierten Frau, die ihn zum Gegenstand ihres Lobpreisens gewählt hatte, gelegentlich, am Fenster stehend, gegen mich äußerte: „Nichts geht wirklich in ihr vor; ihre große Anhänglichkeit, die sie einmal auf mich geworfen hatte, war ganz eben so willkürlich, wie alles andere; sie wußte gar nichts von mir, und sie kann sich eben so hinaufreizen, und sich gegen den Mann, der da geht — es ging ein Handwerker in blauem Rock vorüber — eben so betragen, wenn sie von ihm gehört hat, nicht ein Funken von Urtheil ist in ihr." Von der und ihrer Klasse konnte er gar nicht aufhören.

Ein andermal fragt' ich ihn nach einem Manne, den ich nicht kannte, wohl aber seine sehr schöne Frau, und wollte deßhalb wissen, was denn an dem Manne sei? Louis wurde ganz wie verlegen, und halb ärgerlich gegen mich, weil ich schon öfter gefragt hatte; dann sagte er nach einer Pause sehr gelassen und gesammelt, und, wie er wohl pflegte, als ob er halb in Gedanken wäre: „Das ist so ein gewöhnlicher Mensch, daß ich Ihnen gar nichts von ihm sagen kann, — der ist nichts als ein preußischer Offizier — (und wie hoch

hielt er die in anderem Sinne wieder!) — kurz, um Ihnen mit Eins zu zeigen, was er für ein Mann ist, will ich Ihnen weiter gar nichts sagen, er trägt die Uniform ohne Hemde auf bloßem Leib, damit sie knapp sitzt."

Er war einmal sehr böse gegen einen Gesandten, den er bei sich zu sehen pflegte, und betheuerte, ihn nicht mehr sehen zu wollen. Eines Abends sitzt er in der Dämmerung bei mir, und der Gesandte wird mir angesagt. „Nehmen Sie ihn nicht an! ruft Louis, wenn Sie eine Freundschaft für mich haben!" — Gut! sage ich. — „Nehmen Sie ihn nicht an!" — Ich hatte schon Nein sagen lassen. Ich vergaß dann die ganze Sache. Zwei Tage nachher nimmt er mich zum Mittagessen mit nach Hause; ich finde den Gesandten, und er geht aus und ein wie immer. Es hatte sich weder in seinem Zorne noch in seinem Vorsatz etwas verändert; er konnte nur niemanden in's Gesicht widerstehen.

Von einer Frau, die er sehr liebte, aber doch nicht in allem Betracht hoch stellen konnte, sagte er mit schmerzlichklarem Bewußtsein: „Sie fällt mir nie ein, wenn ich Fortepiano spiele, bei meinen edelsten Stimmungen und Ideen!" Auch sagte er einmal verwunderungsvoll: „Wie kann man auf Zwei so eifersüchtig sein!" Und ein andermal: „Wir outriren Alle!" und lächelte.

Er war in seinem Inneren unaufhörlich beschäftigt, rang mit Empfindungen, verarbeitete Gedanken, und überraschte nicht selten durch wahre Geistesblitze, innigen Sinn und tiefe Wahrheit, wie man sie ihm oft am wenigsten zutraute. Sein Geist reichte sehr weit, und alles eigentlich Menschliche faßte er tief und lebhaft auf. Seine Gedanken hatten immer das Eigenthümliche des freien und selbstständigen Weges, auf dem er zu ihnen gelangt war, daher er auch, bei ungeheurer Fülle dessen, was er gesehen und erfahren hatte, nicht mit leichtem Redeflusse seine Gedanken anhaltend vortragen konnte, obwohl er im Feuer des Augenblicks vortrefflich und mit Begeisterung fortreißend sprach. Er wußte aber auch jenes sehr gut. Ich war einmal Abends mit ihm und seinem dreijährigen Knaben am Theetisch, und das Kind lief immer um den Tisch, und wollte etwas sagen, ohne damit fertig

werden zu können. Er sah mit der größten Innigkeit und Stillschweigen eine Zeitlang des Kindes Treiben an, und sagte dann lächelnd zu ihm: „Es geht dir, wie deinem Vater; du sprichst auch mit großer Schwierigkeit.“ Er hatte zu seinen und für alle Kinder die größte Liebe.“

Zur Vervollständigung dieser Züge, und zur klarsten Einsicht in das Wesen der angedeuteten Freundschaft, sind einige der wenigen noch geretteten Briefblätter des Prinzen mitgetheilt worden, in deren letztem derselbe, kurz vor seinem Tode, und gleichsam als Zeugniß und Denkmal seines Innersten, die Richtung seines bewegten Gemüths und sein Vertrauen zu Rahel liebenswürdig ausspricht. Er schrieb in jener Zeit an Rahel fast täglich; aber fast alles ist verbrannt. Eine Reihe anderer geretteter Briefe dürfte für jetzt noch nicht mittheilbar sein. *)

1835.

---

*) Diese letzteren sind seitdem gedruckt erschienen in „Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.“ Leipzig, 1867. Zwei Bände.

David Veit.

Gäbe es in der Welt bloß diejenigen Talente und Bedeutsamkeiten, welche sich unmittelbar im Glanze der Oeffentlichkeit darstellen, und hier zu Namen und Ruf gelangen, so wäre der Lebensinhalt auch der Zeiten, die scheinbar die reichsten sind, doch nur für gering und armselig zu halten. Wenn wir aber betrachten, wie sehr in jenem Betreff das Spiel des Zufalls zu walten scheint, und ganz achtlos bald Geringeres an das Licht hebt, bald das Werthvollste im Dunkel hält, so gewinnen wir die tröstliche Ueberzeugung, daß die Welt viel reicher ist, als ihre jedesmalige Außenseite zu erkennen giebt. Nichts kann uns wehren sogar vorauszusetzen, daß neben dem Größten und Besten, welches wir sehen, noch ebendergleichen zahlreicher im Verborgenen weilt, und uns darum nicht minder zum Gewinne lebt. Tritt nun, früh oder spät, aus dieser unbekannten Größe, als Zeugniß ihrer Wirklichkeit, irgend ein neues Bild hervor, mit dem erkennbaren Gepräge aller der Möglichkeiten, in welchen dasselbe hätte gelten können, so dringt sich uns ein Gefühl heiterer und erhebender Befriedigung auf, dem vergleichbar, welches ein Reicher empfindet, der seine zu Tage geförderten Schätze doch nur als einen Theil derer weiß, die unerforscht und unberechenbar im Dunkel liegen.

Mit gutem Rechte giebt uns der Name David Veit zu dieser Betrachtung Anlaß. Die ausgezeichnetsten Gaben und Kräfte waren hier in einer Weise verbunden, wie sie es selten sind. Die Art der Verbindung nämlich ist eine noch ganz besondere Eigenschaft, wodurch das Verbundene auf eine

Stufe gerückt wird, wohin die einzelnen Gaben nicht reichen würden. Die letzteren, je einzelner, beschränkter auf ein äußeres Ziel gerichtet, je mehr den Menschen verdeckend und erschöpfend sie wirken, desto leichter nehmen sie nach außen Raum und Gestalt. Das Gleichmaß aber, die Zusammenstimmung, der innere Verkehr, alles, was dem Menschen für sich selbst als Leben und Bildung zu Gute kommt, wodurch er als Person für seine nächste Welt am bestimmtesten gilt und wirkt, ist unläugbar von höherem Werthe, als die einseitige Virtuosität, welche so bequem sich nennen und in offene Register einschreiben läßt.

Veit war ein Mensch, der seine Anlagen vollständig entwickelt, sie bis zur höchsten Reife ausgebildet hatte, nach allen Seiten, wohin eine innere Möglichkeit es zuließ. Daß er ein höchst ausgezeichneter Arzt war, gehörte in den Kreis dieser Bildung, erschöpfte ihn aber keineswegs. Sein philosophisches Denken war kein metaphysisches, schlug aber wie lodernde Flamme sich um jeden dargebotenen Gegenstand und verzehrte das Unhaltbare daran. Er hatte weiten Ueberblick für große Gesammtheiten, und bemerkte dabei scharf auch das Kleinste. Sein klarer, fester Verstand war von lebhafter Einbildungskraft begleitet; für Poesie war sein Sinn höchst empfänglich. Geneigt und willig, sich einnehmen zu lassen, staunend aufzumerken, zu bewundern, ließ er sich doch niemals hinreißen, sondern hielt sich prüfende Besonnenheit und unbestechliches Urtheil frei. Seine umfassenden wissenschaftlichen Kenntnisse waren in ihm kein todter Vorrath, sondern zu dem regsten Verkehr belebt. Er schrieb vortrefflich, in der Weise der wenigen aber besten unserer Schriftsteller, bei welchen, nach Lessing's und Mendelssohn's Vorbild, ein heller Verstand andere Gaben nicht ausschließt, aber führt. Ausgezeichneter noch war sein mündlicher Vortrag, lehrend, erzählend, gesprächsweise, immer lichtvoll, sachgemäß, leicht hinstreifend und gründlich eindringend, wie es der Augenblick forderte.

Was aber diese schönen Gaben als gemeinsames Band durchschlang und sie zur eigenthümlichsten Erscheinung erhob, das haben wir als eingebornen Humor zu bezeichnen, als eine tief in seinem Wesen wurzelnde Laune des Witzes, des

Scherzes, die in seinem Darstellungs- und Nachahmungstalent als possenhafter Muthwillen ausbrechen konnte, in seinen strengen Gedankenfolgen und Geistesübungen als heitere Ironie mitging. Was er schrieb und sprach, sein Auftreten, sein geselliger Verkehr, sein ärztliches Handeln, der Ausdruck seiner Empfindung, alles gehörte dieser gemeinsamen Quelle an.

David Veit wurde zu Breslau geboren den 8. November 1771. Obwohl von jüdischen Eltern, empfing er früh eine vorurtheilslose, allgemein geistige Richtung. Theils in seiner Vaterstadt, theils in Berlin durch guten Schulunterricht vorbereitet, bezog er im Jahre 1793 die Universität Göttingen, besuchte dann Jena, wurde in Halle Doktor der Arzneiwissenschaft, und machte darauf mit Abraham Mendelssohn eine Reise nach Paris, wo er ansehnliche und fruchtbare Verbindungen knüpfte, und insonderheit mit Rodrigues, dem Vater des Saint-Simonisten Olinde Rodrigues, vertrauten Umgang pflog. Hier widmete er der Ausarbeitung wissenschaftlicher Schriften großen Fleiß, und lieferte in Uebersetzungen, Auszügen und Anmerkungen vieles werthvolle Eigene. Zufällige Umstände bestimmten ihn, sich in Hamburg niederzulassen, wo er als Arzt anfangs mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Doch wurde ihm bald die Auszeichnung, trotz des Vorurtheils gegen seine Religion, zum Armenarzt erwählt zu werden. In dem edeln, geistvollen und einflußreichen Kreise von Reimarus, Sieveking, Schönborn, Voght, Poel, Perthes u. s. w. wurde er höchlich geschätzt und gesucht. Hierin allein schon ist das ganze Verhältniß Veit's in Hamburg für den ausgedrückt, der das Haus Sieveking in seiner Blüthe gekannt hat, wo die großartigste Weltverbindung und Gastfreundschaft vorzüglich dem geistigen Leben mit schönem Sinne gewidmet war. Hier lernte Veit auch Friedrich Heinrich Jacobi näher kennen, der ihn sehr liebgewann und ungemein beachtete. Von mehreren Seiten aufgefordert, hielt Veit vor gewählten Zuhörern Vorlesungen über Anthropologie, die er mehrere Jahre wiederholen mußte. Einzelne Aufsätze, meist augenblicklichen Eindrücken oder Zwecken angehörig, tiefe Gedankenreihen bisweilen, aber auch wohl einmal scharfgeistige Theaterkritik, gab er, wie einst Justus Möser, anspruchslos

den Tagesblättern hin, wo sich die meisten namenlos verlieren mußten. Es waren oft Meisterstücke darunter. Bei dem Doktorjubiläum des trefflichen Johann Albert Heinrich Reimarus lieferte er eine eigene Schrift zu Ehren des herrlichen Greises, dessen Verdienste er schön und würdig dargestellt hat. In späteren Jahren mußte die litterarische Thätigkeit der zunehmenden ärztlichen weichen, sie wurde von dieser endlich ganz erstickt. Während der Herrschaft der Franzosen in Hamburg wurde Veit, als der französischen Sprache vollkommen Meister, mit neuen Obliegenheiten beschwert. In den harten Bedrängnissen seiner Mitbürger hielt er muthig aus; sein eifriger Besuch der französischen Krankenhäuser während der russischen Belagerung brachte ihm den frühzeitigen Tod. Durch ein bösartiges Fieber angesteckt, wurde er in seinem Berufe dahingerafft, und starb am 15. Februar 1814.

In den gegebenen Verhältnissen hat Veit nie vollkommen zeigen können, was er innerlich war, und was ihm zu leisten möglich gewesen wäre. Um dies zu ermessen, muß man sich ihn an eine Universität versetzt vorstellen, als mündlichen Lehrer, als wissenschaftlichen Forscher und Darsteller, inmitten aller Anreizung und Freiheit zu schriftlichen Arbeiten. Er würde, davon sind Alle überzeugt, die ihn gekannt haben, in solcher Laufbahn bald den Ersten und Berühmtesten beizuzählen gewesen sein. Litterarisch würde er in jedem Fache geglänzt haben. Es kann nicht gesagt werden, daß er seinen Beruf versäumt habe, sein Werth bestand für ihn und Andere in vollem Dasein, aber die Ausbreitung seines Verdienstes vor der Welt, die Rückwirkung solchen Erfolgs auf ihn selbst, diese bleiben versagt.

Sein Briefwechsel mit Rahel ist noch größtentheils vorhanden, und ein schönes Denkmal edlen Umgangs zwischen zwei jungen Personen, deren Zuneigung und Vertrauen ganz auf unbefangenem geistigen Streben beruht.*) —

1835.

*) Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. Leipzig, 1861. Zwei Bände.

Alexander von der Marwitz.

Wenn ein Jüngling aus dem griechischen Alterthum in unserer Zeit hervorträte: schön, geistvoll, fest, reinen Sinns, vollendeter Bildung, abgeschlossen in strenger Persönlichkeit, immer scharf im Wollen, immer ganz im Thun; allen Darbietungen der Welt offen, den Waffen, der Philosophie, der Landwirthschaft, den Geschichtsstudien; im Besitz aristokratischer Vorzüge stolz über sie hinaus, die Seele erfüllt von Schönem und Großem; die gemeine Welt verachtend und ihren Rücksichten und Künsten fremd; ein solcher Jüngling, im Gegensatz und Widerspruch mit allem Inhalte unserer neueren Tage, würde als auffallende, räthselhafte Erscheinung durch dieselben schreiten, und im trüben Gewirre statt verheißenen Heldenthums nur ein dunkles persönliches Geschick finden.

So dürfen wir uns Marwitz vorstellen. Mit allen höchsten Fähigkeiten des inneren Menschen ausgestattet, ohne die gemeinen Gaben der Mittelmäßigkeit, welche dem nächsten Gebrauch bequem sind, stand er in dem Leben, das ihn umgab, schroff und fremd, nichts ihm Aehnliches, nichts ihm Entsprechendes zeigte sich. Eine ungeheure Kluft schien ihn von allem Wirklichen zu trennen. Wer in die Geistesmacht, in die Thatfähigkeit zu blicken vermochte, dem blieb kein Zweifel, daß hier der höchste Beruf gegründet sei, zum Gebieten, zum Anführen, zum Vollbringen; als Fürsten, als Feldherrn, als Staatslenker dachte er selbst sich bisweilen, doch öfter und stärker ihn die Anderen. Dabei war er äußerlich nichts, als ein Lieutenant und Referendarius, und auch dieses Verhältniß haftete kaum an ihm, sondern schwand in seinen persönlichen

Eigenschaften ganz als Nebensache, wie etwa der vorübergehende untere Kriegsdienst bei einem Prinzen.

Alexander von der Marwitz wurde geboren den 5. Oktober 1787 zu Friedersdorf, einem unfern Küstrin auf dem linken Oderufer gelegenen Stammgute der Familie, die zu den ältesten und angesehensten der Mark gehört. Seine Knabenjahre brachte er in Küstrin zu, wo er bei einem Prediger mit großer Sorgfalt erzogen und unterrichtet wurde. Er war still und ernst, fleißig, durchaus edel und rein, aber bei eintretenden Anlässen unerhört auffahrend und heftig. Später kam er nach Berlin auf das graue Kloster, wo er besonders dem Studium der alten Sprachen und der Geschichte mit glänzendem Erfolg oblag. Er trieb alles mit Begeisterung und mit Gründlichkeit zugleich; seine Lehrer achteten und bewunderten ihn. Spalding schrieb am 25. Februar 1804 von ihm an Wolf nach Halle, indem er mehrere Zöglinge des Gymnasiums ankündigte: „Leider kann ich Ihnen jetzt noch nicht schicken eine ἁγνὴν ψυχήν, Alexander von der Marwitz; ein herrlicher Junge, voll Lust und Durst nach griechischem Schönen. Dieser muß vor der Hand nach Frankfurt an der Oder, wo der Salmasius nostri temporis doch so eigentlich nicht dem Schönen Thür und Thor öffnet." Er blieb nur ein Jahr in Frankfurt, und erlangte dann nach Halle zu gehen, wohin besonders Wolf's Namen ihn zog. Johannes von Müller, dessen Bekanntschaft er schon als Gymnasiast, begeistert vom Lesen der Schweizergeschichten, aus eigenem Antrieb und mit kühner Selbstdarstellung gesucht hatte, schrieb am 10. März 1805 an Wolf die bedeutenden Worte: „Ich brauche ihn nicht zu empfehlen, weil Sie selbst bald sehen werden, wie viel in ihm ist."

Halle befand sich damals im höchsten Aufschwunge. Außer Wolf und Bekker, und den philologischen Studien, beschäftigten den achtzehnjährigen Jüngling, dem schon Plato und Spinoza vertraut waren, die Vorträge von Schleiermacher und Steffens, die Tiefen des Denkens und die Gestalten der Natur und Geschichte. Seine Gemüths- und Geistesart bildeten sich immer strenger und gewaltiger aus, und in größter Einfachheit des Benehmens, aber in stolzer Selbstständigkeit, und in der

Bereitschaft, dem eigenen Sinne gemäß auch immer zu erscheinen und zu handeln, ohne je Rücksichten und Umständen sich zu beugen, galt er den jüngeren Freunden als ein leitendes Haupt, als ein auserwählter sicherer Anhalt.

Der Krieg des Jahres 1806 störte die Studien; noch ehe die Folgen der Schlachten von Auerstädt und Jena die Universität Halle trafen wurde Marwitz abgerufen, um statt seines in den Krieg ziehenden älteren Bruders die Verwaltung der Güter zu übernehmen. Er zog also nach Friedersdorf, leitete dort die Geschäfte mit Hülfe treuer Beamten sorgsam und tüchtig, und bestand mit Muth und Gewandtheit die schwierigen und drückenden Verhältnisse, welche der Einbruch und Aufenthalt des siegreichen Feindes in solcher Lage ihm aufbürdete.

Sein brennender Zorneifer verleitete ihn jedoch eine durch Nachbarn ihm zugefügte Unbill auf eine Weise zu rächen, welche als ein Mißbrauch der Gewalt und des Namens der Franzosen auch von diesen gestraft werden mußte. Er wurde Nachts durch französische Gendarmen von dem Gute geholt und in Fesseln nach Küstrin abgeführt. Man hielt ihn schon für verloren; doch wurde die Sache durch vielfach thätige Verwendungen noch glücklich beigelegt. Unter den Widerwärtigkeiten der damaligen politischen Lage, im Unmuthe aller persönlichen Hemmungen und der Bedrängnisse des Landes und der Freunde, gab er sich mit erhöhtem Eifer dem wissenschaftlichen Fleiße hin, von dem jedoch die Tagesangelegenheiten immer wieder abrufen wollten.

Als im Jahre 1809 der Major von Schill seinen eigenmächtigen Kriegszug unternahm, folgte ihm Marwitz nebst mehreren engverbundenen Freunden, verließ die Irrbahn aber bald wieder, als er sie ziellos in's Weite schweifen sah. Dagegen zog das österreichische Heer mit allen Lockungen des Sieges von Aspern mächtig an. Marwitz nahm Dienste in dem Klenau'schen Chevauxlegersregiment, wo ein jüngerer Bruder von ihm schon früher eingetreten und in der letzten Schlacht schwer verwundet worden war. Der Krieg dauerte nicht lange; nach den Schlachten von Wagram und Znaym erfolgte ein Waffenstillstand, während dessen Marwitz nach

Olmütz kam. Hier wohnte er als Kranker in einem Gasthofe, wo der Wirth, schon bekannt als ein wilder und heftiger Mensch, gegen ihn die rücksichtsloseste Ungebühr ausübte. Marwitz mußte zuletzt den Degen ziehen, und da jener fortfuhr zu toben und anzustürmen, sah er sich in dem unglücklichen Fall, ihn zu erstechen. Dieser Vorgang machte großes Aufsehen und auch auf Marwitzens Gemüth einen tiefen Eindruck; denn wiewohl er nur Nothwehr gebraucht hatte, auch von der richtenden Behörde so gut wie frei gesprochen wurde und bloß dem Namen nach eine Zeitlang in Verhaft blieb, so suchte er doch seitdem die Reizbarkeit und den Jähzorn seines Gemüthes strenger zu bewachen, und seine Handlungen mehr unter die Herrschaft besonnener Mäßigung zu stellen.

Noch einige Zeit diente er in Oesterreich, nahm dann den Abschied und begab sich wieder in die Heimath, lebte abwechselnd in Friedersdorf, in Berlin und endlich in Potsdam, wo er sich bei der Verwaltung anstellen ließ.

Sein Gemüth litt an der Lage der Welt und an manchen persönlichen Mißverhältnissen. Aber sein Geist und sein Karakter schritten den höchsten Entwickelungen entgegen. Sein rastloser Fleiß, seine tiefe Forschbegierde, seine umfassenden Kenntnisse und sein lebendiger Wahrheitssinn schienen zu irgend bedeutenden wissenschaftlichen Ergebnissen führen zu müssen. Edel bis in die kleinste Faser, unfähig zu jeder Nachgiebigkeit gegen Unwürdiges und Verkehrtes, erhaben über eigene und fremde Schwächen jeder Art, begeistert und doch niemals phantastisch, sondern von klarem, scharfem Verstande in seiner Begeisterung geleitet, schien er freilich mit der gemeinen Welt nur im Widerstreit und Kampf stehen zu müssen, und nach keiner Seite war für ihn eine fruchtbare und heitere Zukunft denkbar. Eine leidenschaftliche Zuneigung, welche bei der edelsten und reinsten Gestalt doch nur neue Verwirrung in sein Leben zu bringen drohte, vermehrte noch die Bedrängnisse, denen er sich ausgesetzt sah.

Der Krieg des Jahres 1813 unterbrach für den Augenblick alle Zweifel und Sorgen. Marwitz eilte voll Vaterlandsgluth in die Reihen der Kämpfenden. In einem hitzigen Gefechte bei Koswig an der Elbe focht er tapfer, verlor aber sein

Pferd, wurde von Polen umringt und grausam zerhauen, bis deren Oberst Szymanowski und ein Oberstlieutenant Skrzynecki, der nachher berühmte polnische Generalissimus, zu seiner Rettung herbeikamen und großmüthig für ihn sorgten.

Noch nicht geheilt von seinen Wunden kam er nach Prag, wo er längere Zeit blieb. Als aber die verbündeten Heere an den Rhein vorgedrungen waren, wollte er nicht zurückbleiben, sondern eilte zu Blücher's Heer, welches bald in Frankreich einrückte und auf die Hauptstadt losging. Doch auf diesem Marsche durch Napoleon überfallen, erlitt dies Heer bei Etoges, Champaubert, Montmirail und Vauchamp blutige Niederlagen, und bei Montmirail fiel mit vielen anderen Tapferen auch Marwitz. Er befand sich im heißen Gefecht unter den vordersten Streitern, da sahen Kameraden ihn mit der Hand an die Stirne greifen, und gleich darauf vom Pferde sinken, eine Kugel mußte ihn getroffen haben; der Drang und die Verwirrung des Zurückweichens ließen den Gefallenen unmittelbar in Feindes Gewalt gerathen, wahrscheinlich nicht mehr lebend, da keiner späteren Forschung gelungen ist, noch einige Nachricht darüber auszumitteln.

Marwitz hatte Rahel's Bekanntschaft kurz vor seiner Abreise nach Oesterreich gemacht. Er war gleich und ganz von ihr eingenommen, mit einer Ehrfurcht und einem Vertrauen, welche bisher in ihm noch für niemanden in solchem Grade wahrzunehmen gewesen. Seinem Freunde Adolf Müller schrieb er aus Igram den 18. August 1809 die gewaltigen Worte: „Solltest du in meiner Abwesenheit nach Berlin kommen, so befehle ich dir, die Bekanntschaft der Rahel Levin zu machen. Sie mag wohl jetzo das größte Weib sein auf Erden." Wenn Marwitz dergleichen sagte, so konnten seine Freunde staunen, aber kaum zweifeln, denn Grundloses und Irriges war man von ihm nicht gewohnt, und leere Uebertreibung auch nicht, sein Wort war immer wahr und tüchtig. Das spätere Zusammensein und ein eifriger Briefwechsel gaben diesem Freundschaftsverhältnisse zwischen Rahel und Marwitz die liebevollste Innigkeit und treuste Versicherung. So lange sie lebte, beweinte Rahel den zu früh geschiedenen

Freund, überdachte sein Wesen, und pries seine Eigenschaften, die sie sich lebhaft bei aller Gelegenheit vergegenwärtigte. Einst bei solchem Anlasse, da sie zur Bezeichnung seines Werthes mancherlei Worte gebrauchte, schloß sie die gesteigerte Reihe derselben mit dem Ausdrucke: „Dieser Künstler!" und eröffnete damit unwillkürlich gleichsam den innersten Kern seines Wesens. Denn ein Künstler war er im höchsten Sinn; nicht der Ausübung, aber der Stimmung nach; er dichtete nicht, mahlte nicht, musizirte nicht, aber was er sah und hörte, sprach und lebte, alles nahm und gab er als Künstler, als der Genosse einer höheren Bildungswelt, die er in sich darstellte und um sich her stets verlangte, ja nach seinen Kräften schuf.

So war Marwitz! Wer ihn gekannt hat, wird hier nicht zuviel gesagt finden, sondern noch vieles hinzusetzen können. Wer ihn nicht gekannt hat, möge beim Lesen seiner Briefe, falls er sie zum Maßstabe der Beurtheilung nehmen will, doch nie des Unterschiedes vergessen, in welchem auch die geistreichste Schrift gegen den lebendigen Menschen, von dem sie ausging, immer zurückstehen wird!

1835.

Karl Joseph Fürst von Ligne.

Umständlich und genügend über den Fürsten von Ligne zu sprechen, dürfen wir nicht unternehmen. Die frische Munterkeit und anmuthige Feinheit französischen Geistes, der ätherische Flattersinn und tapfere Materialismus eines verschwundenen Zeitalters müßten wieder auftauchen, und ein neues Jugendleben anfangen, um eine solche Gestalt und Liebenswürdigkeit, wie der Fürst von Ligne war, den ganz fremdartig dazu blickenden Augen unserer heutigen Welt gehörig zu vergegenwärtigen.

Geboren den 23. Mai 1735 zu Brüssel, aus einem der ältesten und berühmtesten Geschlechter der Niederlande, war er früh berufen, alle Vortheile der großen europäischen Welt glänzend mitzugenießen. Durch die Lage seines Vaterlandes und die Verhältnisse seines Hauses konnte er gleicherweise nach Frankreich wie nach Oesterreich gezogen werden, und wiewohl seine staatsbürgerliche Stellung ihn ganz dem letzteren Lande zueignete, so hatte er doch nicht minder in Frankreich eine Art gesellschaftlicher Heimath, die sich überall hin erstreckte, wo französische Lebensart und Bildung sich geltend gemacht hatten, also in jeder Hauptstadt und an jedem Hofe, bei Friedrich dem Großen in Potsdam und bei Katharinen in Rußland, wie in Wien, und in Paris selber.

Er zeichnete sich im siebenjährigen Kriege durch glänzende Tapferkeit aus, und gelangte nach und nach zu den höchsten Ehrenstufen des Kriegsdienstes. Er machte Reisen und knüpfte Verbindungen, welche politisch bedeutend waren. Er lebte am Hofe zu Versailles in der angesehensten und vertraulichsten

Wirksamkeit. Eben so am Hofe der Kaiserin von Rußland. Doch Wien war der Mittelpunkt seines Ansehens, seiner Ehren und Würden, des großen verwandtschaftlichen Zusammenhanges, in welchen Geburt und Rang ihn gestellt hatten. Aber alle Vorzüge und Würden, Auszeichnungen und Verdienste mußten sich bei ihm gleichsam unterordnen, und nur seine Haupteigenschaft tragen helfen, die liebenswürdige Gabe des Umgangs, der gesellschaftlichen Heiterkeit. Der tapfere Kriegsmann, der Feldmarschall, der Fürst, der Grand von Spanien, der Ritter des goldenen Vließes und Kommandeur des Marien-Theresien-Ordens, der Inhaber eines Regiments, der Verwandte der mächtigsten Häuser, der Gefährte und Liebling der größten Herrscher Europa's, alle diese verschwanden in der freundlichen Persönlichkeit, die nur gefallen, wohlthun, erfreuen, beleben, und dadurch allein gelten und gewinnen wollte.

Wir können hier das Bild dieser Persönlichkeit nicht besser andeuten, als indem wir die bezeichnenden Worte der Frau von Stael entlehnen, die vor dem Auszuge, den sie aus den Schriften des Fürsten gegeben, sich also über ihn vernehmen läßt:

„Das Gespräch von Männern, die durch ihren Geist der Unterhaltung berühmt sind, nicht selbst genossen zu haben, wird man immer bedauern müssen, denn was von ihnen erzählt wird, kann davon nur eine unvollkommene Vorstellung geben. Die Redewendungen, die Witzworte, alles, was sich festhalten und wiederholen läßt, kann nimmer diese jeden Augenblick erfüllende Grazie, dieses Treffende des Ausdrucks, diese Eleganz in den Manieren schildern, welche den Zauber der Geselligkeit ausmachen. Der Feldmarschall Fürst von Ligne ist von allen Franzosen als einer der liebenswürdigsten Männer Frankreichs anerkannt worden, und selten gestehen sie dieses Lob solchen zu, die nicht unter ihnen geboren sind. Vielleicht sogar ist der Fürst von Ligne der einzige Fremde, der in der französischen Geistesart Muster geworden ist, anstatt Nachahmer zu sein. Er hatte viele nützliche und gründliche Aufsätze über Geschichte und Kriegskunst in Druck gegeben. Er hat die Verse und die Prosa mitgetheilt, zu

denen er in seinen Lebensumständen Anlaß gefunden, immer ist Geist und Eigenthümlichkeit in allem, was von ihm ausgeht; allein seine Schreibart ist oft nur Sprechart (du style parlé), wenn man so sagen darf. Man muß sich den Ausdruck seines schönen Gesichts dabei vorstellen, die eigene Munterkeit seines Erzählens, die Natürlichkeit, mit der er sich dem Scherz überläßt, und man wird dann auch noch die Nachlässigkeiten seines Schreibens lieben. Ist man aber nicht unter dem Zauber seiner Gegenwart, so zergliedert man einen Schreibenden, den man stets hören muß, indem man ihn liest, als einen Schriftsteller; sehr mit Unrecht, denn selbst die Fehler seines Stils sind eine Grazie in seinem Gespräch. Was vielleicht grammatisch nicht ganz klar ist, wird es durch die glückliche Herbeiführung, durch die Feinheit des Blickes, die Tonbengung der Stimme, genug durch alles, was der Kunst zu sprechen tausendmal mehr Hülfsmittel und Reize verleiht, als die Kunst zu schreiben besitzt."

„Es ist demnach schwer, durch den todten Buchstaben diesen Mann darzustellen, dessen Gespräch von den größten Genien und den erlauchtesten Herrschern als die edelste Erholung gesucht worden. Um jenes indeß so viel als möglich zu erreichen, habe ich seinen Briefwechsel und seine einzelnen Gedanken gewählt. Keine Art von Schriften vermag die persönliche Bekanntschaft mehr zu ersetzen. Ein Buch ist immer nach irgend einem System gemacht, welches den Verfasser dem Leser in einige Ferne stellt. Man kann wohl den Karakter des Schriftstellers herausrathen, allein sein Talent selber muß zwischen ihn und uns eine Art Fiktion setzen. Die von mir gewählten Briefe und Gedanken über verschiedene Gegenstände drücken zugleich das Träumerische und das Vertrauliche des Geistes aus; zu sich selbst und seinen Freunden spricht man so: hier ist nicht, wie in La Rochefoucault, eine sich immer gleiche, immer folgerechte Meinung. Die Menschen, die Dinge und Ereignisse sind dem Fürsten von Ligne vorübergeschritten. Er hat sie beurtheilt ohne Absicht und ohne Zweck, ohne ihnen den Zwang eines Systems auflegen zu wollen, sie waren so, oder wenigstens schienen sie ihm so diesen Tag. Und wenn dennoch Einklang

und Zusammenhang in seinen Vorstellungen ist, so ist es der, welchen die Natürlichkeit und Wahrheit überall begründen."

„Ein Gespräch zwischen einem Freigeist und einem Kapuziner interessirt durch die liebenswürdige Kunst, mit welcher der Fürst von Ligne den Scherz auf den Unglauben zurückwirft, und seine eigene Grazie dem armen Kapuziner leiht, der die gute Sache vertheidigt. In der Mittheilung der Gespräche des Fürsten von Ligne mit Voltaire und Rousseau bemerkt man die tiefe Ehrerbietung, welche er für die Ueberlegenheit des Geistes hegte: man muß dessen so viel haben wie er, um weder Fürst noch großer Herr mit Männern von Genie zu sein. Er wußte, daß Bewundern edler ist als Beschützen; er war geschmeichelt von dem Besuche Rousseau's, und scheute sich nicht, diese Empfindung ihm zu zeigen. Einer der großen Vortheile eines hohen Ranges und eines erlauchten Blutes ist die Ruhe, welche sie in Betreff aller Eitelkeiten geben; denn, um sowohl die Gesellschaft als die Natur richtig zu beurtheilen, ist es vielleicht nöthig, beiden Dank schuldig zu sein."

„Am meisten dem Gespräch nähert sich der Briefwechsel, und durch den des Fürsten von Ligne kann man ihm in sein thätiges Leben folgen; man kann darin die unermüdliche Jugend seines Geistes wahrnehmen, die Unabhängigkeit seiner Seele, und die ritterliche Fröhlichkeit, die ihm besonders durch gefahrvolle Umstände eingehaucht wurde. Seine Briefe sind an den König von Polen, dem er von zweien Zusammenkünften mit dem großen Könige von Preußen Bericht abstattet; an die Kaiserin von Rußland, an den Kaiser Joseph den Zweiten, an Herrn von Ségur, über den Türkenkrieg; an Frau von Coigny, während der berühmten Reise in der Krim; diese Briefe flößen also durch ihren Gegenstand und durch die Personen, an die sie gerichtet sind, ein doppeltes Interesse ein. Der Fürst von Ligne hat Friedrich den Zweiten, und besonders die Kaiserin von Rußland, im Kreise der vertraulichsten Geselligkeit gesehen, und was er davon sagt, macht uns in dieser Gesellschaft mitleben. Das Bildniß des Fürsten Potemkin, welches man in den Briefen an Herrn von Ségur findet, ist wahrhaft ein Meisterstück. Es ist

nicht gearbeitet wie jene Bildnisse, die mehr den Mahler zeigen, als den Gegenstand. Man sieht den vor Augen, den der Fürst von Ligne beschreibt; allem giebt er Leben, weil er nirgends Kunst anwendet. Wer ihn kennt, weiß, daß es nicht möglich ist, jeder Art von berechneter Absicht mehr fremd zu sein; seine Handlungen gehen immer aus freiem, unvorbereitetem Antrieb hervor: er begreift die Sachen und die Menschen durch eine plötzliche Eingebung, und der Blitz, noch mehr als das Tageslicht, scheint ihm Leitung zu sein."

„Angebetet von einer liebenswürdigen Familie, geliebt von seinen Mitbürgern, welche in ihm die Zierde ihrer Stadt sehen, und sich mit ihm vor den Augen der Fremden wie mit einem Naturgeschenk schmücken, hat gleichwohl der Fürst von Ligne sein Leben in den Kriegslagern, aus Neigung und Hinreißung, weit mehr bloßgestellt, als seine Kriegslaufbahn es erforderte. Er glaubt sich glücklich geboren, weil er wohlwollend ist, und meint, daß er dem Schicksal eben so gefalle, wie seinen Freunden. Er genießt des Lebens wie Horaz, doch setzt er es der Gefahr aus, als hätte der Genuß desselben keinen Werth für ihn. Seine Tapferkeit hat die glänzende und ungestüme Art, die man gewöhnlich der französischen Tapferkeit beimißt. Man darf vermuthen, daß der Fürst von Ligne in den letzten Kriegen gewünscht habe, sich öfter die Gelegenheit dargeboten zu sehen, seine französische Tapferkeit gegen die Franzosen auszuüben; dies ist die einzige Stelle unbefriedigten Ehrgeizes, die man in einem Manne wahrnimmt, dessen philosophische Fassung man loben müßte, wenn für solche gelten dürfte, sich mit der Absicht des Gefallens und dem immerwährenden Gelingen zu begnügen."

„Er hat ein großes Vermögen mit einer bewundernswürdigen Sorglosigkeit eingebüßt, und einen sehr seltenen Stolz darin bewiesen, daß er nichts gethan, um diesen Verlust zu ersetzen. Nur ein einzigesmal ist seine Seelenruhe getrübt worden, durch den Tod seines ältesten Sohnes, der getödtet wurde, indem er sich in den Gefechten gleich seinem Vater bewährte. Da suchte der Fürst von Ligne vergeblich Hülfe bei seiner Vernunft und selbst bei dem Leichtsinne des Geistes, der nicht nur zur Anmuth dient, sondern bisweilen auch die

Schmerzen der Seele zerstreuen hilft. Er war in's Herz getroffen, und seine Bemühung, dies zu verbergen, machte die Thränen, die ihm entschlüpften, nur um so schrecklicher. Diese Furcht, gefühlvoll zu erscheinen, wenn man sich bisweilen über das Gefühl zu scherzen erlaubt hat; diese Scham der väterlichen Zärtlichkeit in einem Manne, der den Anderen immer nur seine Mittel, zu gefallen und zu bezaubern gezeigt hatte; dieser ganze Kontrast, diese ganze Mischung von Ernst und Munterkeit, von Scherz und Vernunft, von Leichtigkeit und Tiefe machen den Fürsten von Ligne zu einem wahren Phänomen: denn der Geist der Geselligkeit, in dem hohen Grade, wie er ihn besitzt, giebt selten so viele Grazie und läßt dabei so viele Tüchtigkeit bestehen. Man möchte sagen, die Bildung sei in ihm auf dem Punkte stehen geblieben, wo die Völker nie stehen bleiben, nämlich wenn alle rohen Formen gemildert sind, ohne daß irgend Wesentliches dabei gelitten hat."

„Wir wollen die einzelnen Meinungen des Fürsten von Ligne weder bestreiten, noch bestätigen. Uns genügt, einige zerstreute Züge einer stets wechselnden, stets pikanten Unterhaltung zusammenzustellen, wo die Wortspiele und die Gedanken, der Ernst und der Scherz immer an ihrer Stelle und jedem Tage gemäß sind, was man auch an anderen darüber sagen möge. Das Vorrecht der Grazie scheint zu sein, sich gleich gut mit allen Gattungen, allen Partheien und allen Ansichtsarten zu vereinigen. Sie berührt nichts rauh genug, um zu verletzen, noch selbst ernsthaft genug, um zu überzeugen, und niemals erschüttert sie das Leben, das sie verschönert."

„Ich könnte das Bildniß des Fürsten von Ligne noch lange fortsetzen, denn man sucht tausend verschiedene Wendungen, um zu schildern, was unaussprechbar ist, ein Naturell von Reiz erfüllt. Aber nachdem alle Worte versucht worden, müßte ich immer noch sagen wie Aeschines: Wenn ihr über das erstaunt seid, was ich von ihm erzähle, was würde es erst sein, wenn ihr ihn gehört hättet!"

Dieser treffenden Schilderung, welche der in solchen Auf-

gaben meisterhaften Hand der Frau von Stael zu verdanken ist, fügen wir noch wenige Worte hinzu.

Der Fürst von Ligne war mit einer Fürstin von Liechtenstein verheirathet. Sein ältester Sohn Karl fiel, im Kriege gegen die Franzosen, wie schon erwähnt, im Jahre 1792 bei Boux in der Champagne; er war Oberst und hatte sich im Türkenkriege beim Sturm von Sabatsch ausgezeichnet und den Theresienorden erlangt; ein jüngerer nahm an den Unruhen in den Niederlanden einigen Theil. Durch seine Töchter wurden der Fürst von Clary und Aldringen, der Graf von Palffy und der Freiherr von Spiegel seine Schwiegersöhne.

Seine sämmtlichen gedruckten Schriften betragen über vierzig Bände. Die bisherigen Auszüge sind nach allzu eingeschränkten Gesichtspunkten gemacht. Sein schriftlicher Nachlaß ist nicht vollständig mitgetheilt, sondern das Meiste unterdrückt worden. Er stellte allerdings nur in dem milden Maße, wie es bei seinem Karakter und in seinen Lebensumständen sein mußte, für die Welt, welche ihn zunächst umgab, eine Art Widerspruchs- und Tadelfreiheit vor, und manche seiner Scherze konnten ängstlichem Sinne verfänglich dünken. Die Rückwirkung davon konnte er auch bei Lebzeiten hin und wieder deutlich wahrnehmen.

Er hatte keine Gelegenheit, in den Revolutionskriegen als Befehlshaber zu glänzen, weil früher die durch einige Scherzreden gereizte Ungunst des Ministers Freiherrn von Thugut ihn von den Feldzügen ausschloß; späterhin that es sein Alter. In den Gesellschaften von Wien, in dem Badaufenthalt von Töplitz, den er alljährlich besuchte, lebte er in steter Ausübung der ihm angeborenen Eigenschaften ein regsames und erfülltes Leben, das ihm für den Tag genügen konnte. Seine Erzählungen, sein Witz und Scherz, meist ohne Bitterkeit und Haß, konnten doch bisweilen auch zu scharfen Waffen werden, und empfindlich treffen. Der Kaiser Napoleon fühlte solche Stiche, und ließ den leichten Aeußerungen eines Spottes, dem er nicht mit gleichen Waffen begegnen konnte, in seinen Zeitungen mit einiger Herbheit antworten, über welche jener dann wieder scherzte.

Man könnte aus seinen letzten Jahren noch eine Menge

Züge zusammenstellen, Munterkeiten, Einfälle, Witz und Scherz jeder Art, bisweilen in kleinen Abenteuern, woraus sich ein sprechendes Bild seines ganzen Wesens erheben müßte. Das Meiste ist bloß mündlich in Umlauf, und geht auf diese Weise unfehlbar unter. Unsererseits Beiträge zu liefern, müssen wir uns diesmal versagen, indem dazu mehr Raum und Freiheit gehörte, als wir uns hier erlaubt halten.

Ein kleiner Vorgang, eben so bezeichnend für Rahel als für den Fürsten, sei gleichwohl hier aufbewahrt. Im Jahre 1811 befand sich unter den Badegästen zu Töplitz ein Franzose, der seine geselligen Ansprüche bestens geltend machte, aber in dem Verdachte stand, dem Herzoge von Rovigo seine Wahrnehmungen zu berichten. Für ihn war der Fürst von Ligne eine unschätzbare Bekanntschaft, er drängte sich an die Personen, die jener zu besuchen pflegte. Eines Abends, in Erwartung des Fürsten, prahlte er gegen Rahel, wie er heute denselben auf die Kaiserin Katharina bringen wolle, und wie er das Gespräch dahin leiten würde. Als der Fürst gekommen war, wußte der Franzose gar nichts vorzubringen, sondern blieb in anmaßlichem Bemühen doch nur befangen sitzen. Dies mochte eine Stunde gedauert haben, als Rahel ungeduldig diese launige Wendung ersann. Der Fürst von Ligne saß neben ihr, sie ließ ihn das Ohr neigen, und flüsterte ihm zu: „Ich werde gleich eine dumme Frage an Sie richten!" Sehr wohl! erwiederte, leicht auch mit der ihm unbekannten Absicht einverstanden, der gute Fürst mit allerliebstem Gleichmuthe. Nach einer Pause fragte Rahel dann ganz laut: „Lieber Fürst, haben Sie die Kaiserin Katharina gekannt?" O gewiß! versetzte dieser, als wäre es ganz natürlich, dies Allbekannte nicht zu wissen, und ging nun ohne weiteres zu den lebhaftesten Erzählungen über. Mit welchen Gesichtern der Franzose diesen Einfall aufnahm und verarbeitete, ist unmöglich zu beschreiben, eben so wenig das Lachen und die Scherze, als dem Fürsten nachher der Zusammenhang erklärt wurde; diese Abfertigung des anmaßlichen Fürwitzes gefiel ihm ungemein.

Der Fürst von Ligne erlebte noch den großen Kongreß von Wien, wo die Feste leichter als die Geschäfte in Gang

kamen, und sein berühmtes Wort veranlaßt wurde: „Der Kongreß tanzt wohl, aber geht nicht.“ Bald nachher ward er ernstlich krank, er scherzte noch immer, seine gute Laune wich dem Schmerze nicht, noch der Gefahr; er verhieß ein neues, von den Fremden noch nicht gesehenes Schauspiel, das Begräbniß eines österreichischen Feldmarschalls. Als endlich Erstickungsanfälle kamen, wurde es ihm doch zu arg, ernstlich sagte er: „Das geht über den Scherz!“ Und nun war es mit ihm aus, nur in jenem Gebiete konnte er leben. Er verschied neunundsiebzig Jahr alt am 13. Dezember 1814.

Einige Verse und Briefe, wie er deren ergiebig an Freunde und Freundinnen zu richten pflegte, haben sich von ihm auch an Rahel, zum Theil in fremder Verwahrung, erhalten, und sie dienen zum Andenken des geistreichen und herzlichen Greises, dessen Gleichen die Welt so bald nicht wiedersehen wird. Viele andere Blätter sind verloren, zerstört oder auch wohl bittweise der ersten Hand entzogen worden, um in zweiter mit besserem Nutzen zu glänzen, als jene davon haben wollte. —

1835.

Karl Czechtitzky.

Als Künstler verdient er eine ehrenvolle Erwähnung, als persönliche Merkwürdigkeit aber darf er einen Theil des Interesses, das er für seine Zeitgenossen hatte, auch noch bei den Nachlebenden ansprechen.

In Prag geboren, durch ungünstige Umstände früh in wechselvolle Lebensart geworfen, die seinen vielfachen, reichen Anlagen zur raschen Entwickelung diente, kam er als ein junger, bildschöner Mann nach Berlin, wo er, nachdem sein Talent bisher meist auf untergeordneten Bühnen sich herangebildet hatte, bald als einer der besten und beliebtesten Schauspieler glänzte. Auch als Schriftsteller wollte er für die Bühne thätig sein, und sein „Graf Trenberg, ein Trauerspiel für Soldaten und Patrioten," wurde gespielt und gedruckt; doch kam der Erfolg des Autors dem des persönlichen Darstellers bei weitem nicht gleich. Er spielte die ersten Liebhaber mit außerordentlichem Glück, auch Chevaliers mit Gewandtheit und Anstand, und das damalige, nicht sehr ausgebreitete, aber von Eifer beseelte, wahrhaft gebildete und feinsinnige deutsche Theaterpublikum überschüttete ihn mit schmeichelhaftem Beifall.

Ueber seine Person und sein Talent urtheilt ein bewährter Bühnenkenner, der Professor Meyer (von Bramstedt), wie folgt: „Ein durchdringendes Auge, ein äußerst wohlklingender, in seinen leisesten Tönen durchaus verständlicher Tenor, der Anstand eines Weltmanns, durch immer geschmackvolle und zierliche, nie gezierte Wahl der Kleidung unterstützt, für deren Pracht, wo sie seiner Rolle entsprach, ihm keine Ausgabe

aus eigenen Mitteln zu hoch schien, ein gesunder Wuchs, dem die Fülle eines derben Fleisches nicht übel ließ, ein Gedächtniß von seltener Fassungskraft und Treue, und eine unerschütterliche Theaterfestigkeit, erwarben ihm, besonders in Rollen, die Witz und Laune erforderten, z. B. in dem launigten Liebhaber in der „Entführung," im Hauptmann in „Stille Wasser sind tief," in dem Sohn in „Allzu scharf macht schartig," verdienten Beifall; weil ein flüchtiger Wink, ein unerkünstelter Tonfall, eine leichte Bewegung bei ihm bedeutend wurden, und sich stark genug auszeichneten, um Verlegenheit, Verwunderung, Mißbilligung oder Ironie dem Zuschauer sichtbar werden zu lassen, ohne daß er dabei so lange verweilen durfte, daß es unnatürlich gewesen sein müßte, wenn solche nicht auch seinen Mitspielern aufgefallen wären. Eben deßwegen gelangen ihm auch die Rollen der feinen, gewandten, leise auftretenden, wollüstigen Bösewichter; indem man wirklich an ihnen gefällige Vorzüge des Geistes, des Körpers und der Erziehung bemerkte, die es bedauern ließen, daß eine unglückliche Richtung der Grundsätze ihnen nicht gestattete zum Guten zu wirken. Sein Jago, sein Sekretair Wurm in „Kabale und Liebe," waren glücklich ausgeführte Gemählde in dieser Gattung. Wußte er aber so viel Leben in die Ruhe zu bringen, so darf man sich nicht wundern, wenn seine Heftigkeit einem Theile der Zuschauer dann und wann zu leidenschaftlich, sein Ausdruck der Erhabenheit zu pomphaft, seine Ueberredung zu rednerisch, wenigstens sein Benehmen und seine Deklamation gegen die seiner Mitspieler zu abstechend, oder sein sprechender Blick, wo er sich nur mit seiner geheimen Seele berathschlagen sollte, zu mittheilend schien; indessen er, des inneren Gefühls, das ihn durchströmte, sich bewußt, der Wahrheit selbst zu huldigen glaubte, da er jenen Eingebungen sich überließ."

Czechtitzky hatte bald Gelegenheit zu entdecken, daß sein Auftreten auch in Rollen, die außerhalb der Bühne lagen, auf nicht minderen Beifall rechnen könne, und er wußte den vertraulichen, geheimen, mit dem öffentlichen glücklich zu verbinden.

Aber weit mehr noch, als in diesen Erfolgen, erschien er

in einem anderen beneidenswerth, der für die Augen der Menge statt aller zu gelten, und jeden persönlichen Vorzug zu überbieten pflegt.

Czechtitzky verstand nämlich nicht bloß das Spiel auf der Bühne, wo Gunst und Beifall zu gewinnen steht, sondern noch weit besser manches andere, das gradezu baares Geld zum Gegenstande hat. Im Billardspiel übertraf ihn niemand; wo er auf einem Kaffeehause sich zeigte, wurde er als furchtbarer Meister zitternd verehrt; wagte irgend ein Verwegener ihm die Spitze zu bieten, so war dessen Strafe gewiß.

Anfangs hatte mancher Ehrgeiz ihn bekämpfen wollen, aber ihm nur Gelegenheit gewährt, den Ertrag hoher Wetten einzustreichen, zu welchen er seine Gegner aufreizte, indem er Bedingungen einging, die unmöglich schienen, und die er dann siegreich lös'te. Er gewann große Summen, fand bald nirgends mehr eine Parthie, und es ging sogar die Rede, ihm sei das Billardspielen um Geld von Seiten der Polizei verboten worden. Desto eifriger wandte er sich nunmehr auf das Kartenspiel, welches er nicht weniger geschickt und mit noch größerem Glück handhabte. Der Boden von Berlin war nicht ergiebig genug, er suchte durch die Messen von Leipzig, an besuchten Badeorten und sonstigen Plätzen größeren Verkehrs den Kreis seiner glänzenden Erwerbungen zu erweitern. Glück und Geschicklichkeit blieben ihm treu, er gewann fast immer; Reichthümer häuften sich um ihn an. Er machte den größten Aufwand, schwelgte in Genüssen und gefiel sich in ausgesuchten Prahlereien, durch welche er bisweilen fürstliche Pracht und Anstrengung absichtlich überbot und verdunkelte.

Dabei mochte er der Bühne nicht ganz entsagen. Er blieb Schauspieler; aber freilich in sehr ungebundener Weise; er spielte nur, wann und was er grade wollte, und warf seine Rollen dem Publikum, das ihn nur um so mehr anstaunte und beklatschte, wie eine Gunstbezeigung hin!

Mit allen Triebwerken des Sinnlichen und Gemeinen, woraus sein Wesen zusammengesetzt schien, vereinigte sich aber in ihm ein mächtiger Zug, dies alles zu einem höheren Ansehen emporzuheben. Er wollte großartig und erhaben

sein. Da er hierfür aber nur gemeine Mittel aufzubieten hatte, und den ursprünglichen Stoff nicht verwandeln konnte, so entstand aus diesem Bemühen die seltsamste und barockeste Gestalt. Er gewöhnte sich ein feierliches Pathos, eine würdevolle Haltung an, und sprach mit nachdrücklicher Bedeutung wortkarg und ernst, mit dem Anspruch und der Ueberzeugung, seinen Sprüchen ein ungeheures Gewicht zu geben, während doch diese Außenseite keinen Augenblick täuschen konnte, sondern den geringen Stoff und Sinn nur in desto schlimmerem Gegensatze zeigte!

Denke man sich diesen pathetischen Gaukler, dieses verwöhnte Glückskind, diesen klugen Gewinner und thörichten Verschwender, nun noch obenein verliebt, leidenschaftlich, und in gewissem Sinne sogar unglücklich verliebt: so wird man zwar noch lange kein Bild, aber doch ungefähr eine Andeutung haben können der wunderlichsten Gebärdung und verzwicktesten Abentheuerlichkeit, wie sie Cervantes selber nicht toller erfinden und darstellen könnte.

Die liebenswürdige Schauspielerin Friederike Unzelmann war es, welche das Herz und die Sinne des in seinen Vorzügen sieggewohnten Czechtitzky zur maßlosen Leidenschaft entzündete! Hatte sie seine Huldigung auch keineswegs verworfen, so mochten doch der anmuthige Leichtsinn, die muntere, wechselvolle Scherzhaftigkeit und der launige Eigenwille der fesselfreien, unwiderstehlichen kleinen Frau sich nimmermehr den Empfindungen unterordnen, welche nun täglich und immer gefordert wurden. Ein Augenblick scheinbarer Erkaltung aber, ein nach anderer Seite gerichtetes noch so leises Interesse, waren hinlänglich, die heftigste Eifersucht anzufachen. Nicht zu wiederholen ist es, was Czechtitzky alles sagte und verübte, um die Größe seiner Hingebung darzuthun, sein Glück wie seine Verzweiflung auszudrücken! Er selbst erzählte es oft und gern in vertrautem Kreise, was alles er sich auferlegt, was alles er geleistet; allein nur er durfte sich solche Kontraste erlauben, mit emphatischem Schwung als Heldenthat anzupreisen, was denn doch sogleich etwa als unsinnigste Widrigkeit herauskam. Daß ein gepeinigter Liebhaber einst, um seiner Geliebten zu zeigen, was er alles in

der Leidenschaft zu thun vermöge, ein Gefäß mit Tinte ausgetrunken, das hörte Czechtitzky mit lächelnder Verachtung an, und trug mit rollenden Augen und erhabener Schauerlichkeit dann *seine* Stückchen vor, denen er mit allem Grunde zutraute, ein weit größeres Erstaunen bewirken zu müssen.

Sein anderweitiges Glück verließ ihn aber auch bei dieser Leidenschaft nicht; im Gegentheil, es schien durch Ueberfülle ihn trösten zu wollen! Seine Reichthümer, der Ertrag des beharrlichsten Spielgewinnstes, schwollen trotz der wildesten Verschwendung immer höher; sein Verstand schwindelte, wenn er sie betrachtete und sich in ihnen spiegelte.

Einst besaß er die volle Summe von hunderttausend Friedrichsd'or, eine halbe Million Thaler in wirklichen Goldstücken. Er hatte oftmals den Ausdruck gehört: „Sich im Golde wälzen;" er dachte, das müsse eine besondere Wollust sein, und beschloß, die bildliche Redensart *buchstäblich* wahr zu machen. Er belegte den Fußboden eines großen Zimmers in seiner prächtigen Wohnung (Leipziger Straße Nr. 1.) mit seinem ausgebreiteten Schatze, zog sich nackt aus und wälzte sich auf dem harten Gepräge hin und her! Einige vertraute Zeugen mußten das Wunder mit ansehen und nachher verkünden. Es ist kein Zweifel, daß er die Summe in Goldstücken besessen hat; namhafte Männer haben die Thatsache durch ihr Wort verbürgt. Wenn aber er selbst in seiner späteren Lebenszeit jenes Wälzen im Golde mit prahlendem Behagen erzählt hatte, dann pflegte er eine Pause zu machen, während deren seine Gesichtszüge sich verfinsterten, seine Augen den verachtungsvollsten Grimm ausdrückten; dann faßte er plötzlich einen der Hörer mit Heftigkeit und rief ungestüm, halb flehend, halb drohend: „Haben Sie mich verstanden? Im Golde *gewälzt* hab' ich mich, wie Sie mich da sehen! Aber jetzt — ich bitte Sie, thun Sie mir den einzigen Gefallen, spucken Sie mir in's Gesicht!" Und wenn man vor der unerwarteten Zumuthung zurückschreckte, so fuhr er gebietend fort: „*Spucken* Sie mir *in's Gesicht*, sag' ich! Sie *müssen*! Ich *verdiene* es nicht anders! *Denn* — hören Sie und spucken Sie mich an — ich habe von all dem Gelde *nichts mehr*! Ich hab' alles wieder

verloren!" Diese letzten Worte sagte er mit hinsinkendem weichen Tone, auch bei dem wirklichsten Unglück noch Schauspieler, der davon wenigstens den Vortheil retten will, mit mächtiger Wirkung zu überraschen und zu rühren!

In der That war ihm sein Glanz und Reichthum nach wenigen Jahren auf demselben Wege wieder entschwunden, auf dem er gekommen war. Zu sehr ächter Spieler, um im Glück aufzuhören, suchte er vielmehr immer neue und größere Wagnisse. Dazu kam ein nicht zu bändigender Ehrgeiz, sich mit vornehmen Personen, ja mit großen Herren in Gesellschaft zu finden, was nur durch Spiel möglich war, durch Spiel, in welchem Geschicklichkeit entweder keinen Raum fand, oder selbst durch die Eitelkeit, als Verlierer großer Summen sich ein schmeichelhaftes Ansehen zu verschaffen, zurückgedrängt wurde! Er dachte gering vom Gelde, er sah es als das gemeinste Mittel an, das nur um des augenblicklichen Zweckes willen Werth habe, und war im Bewußtsein der ihm zu Gebote stehenden Macht fest und sicher, daß es ihm jederzeit ein Leichtes sein würde, immer wieder zu gewinnen!

Doch diese Zuversicht betrog ihn. Er verlor unmäßig; und die Gelegenheit, seinen Schaden zu ersetzen, wollte sich in früherer Gunst nicht mehr darbieten. Seine Geschicklichkeit selbst vernichtete er durch eitles Prahlen; im Stolz auf seine Kenntniß und Gewandtheit in allen Kartenkünsten hatte er diese gar oft mehr gezeigt und aufgedeckt, als benutzt, und konnte sie nun nicht mehr anwenden, auch wenn er gewollt hätte. „Spielen Sie nicht gegen mich, Herr Graf! denn ich mache Sie! Sie sind verloren, Sie sind gemacht, ehe Sie noch die Karten berührt haben!" Solche Anrede und der Eindruck des Staunens und der Furcht, die ihr folgten, wenn er augenblicklich den Beweis gab, wie er dieses Machen in seiner Gewalt habe, waren ihm mehr werth, als aller Gewinnst, den er im Ernste davon hätte ziehen können. Das hochfahrende Pathos, mit dem er seinen Ruhm aussprach, die Erhabenheit großmüthiger Gesinnungen, die er zeigte, schien ihn ganz vergessen zu lassen, daß doch eigentlich von Dingen die Rede sei, deren man sich keineswegs rühmen kann.

Selbst der Zuhörer konnte einen Augenblick sich verwirren, und mußte sich erst besinnen, was und wen er denn vor sich habe, da denn der Kontrast uneigennützigen Edelmuths und solchen Handwerks einen unendlich komischen Eindruck hervorzubringen pflegte.

Nachdem Czechitzky seinen höchsten Vortheilen sich auf diese Art gleichsam frevelnd abgewendet, und nun auch das Glück ihm völlig den Rücken gedreht hatte, verschlossen sich ihm die großen Schauplätze und glänzenden Gesellschaften immer mehr, denen er seine früheren Siegeserfolge so willig aufgeopfert. Sein Talent für die Bühne, durch Jugend und reiche Erscheinung nicht mehr getragen, in sich selber vernachlässigt, und hinter den Ansprüchen einer aufstrebenden nationalen Bildung zurückgeblieben, erwies ihm selbst wie dem Publikum sich unzulänglich. Mißmuthig zog er sich aus der öffentlichen und großen Welt, wo er eine so bedeutende Rolle gespielt, in sein Vaterland Böhmen zurück.

Die Trümmer seines Vermögens gewährten ihm ein noch immer ganz anständiges Einkommen; er kaufte bei Prag ein artiges Landhaus, wo er viele Jahre mit einer jungen und liebenswürdigen Gattin, zwar eingezogen, aber ganz sorgenfrei und behaglich lebte. Die Erinnerung seiner vorübergegangenen Herrlichkeit, seiner Größe und Macht, begleitete ihn immerfort, und erfüllte ihn mit dem süßesten Nachgenusse, mit der stolzesten Selbstgefälligkeit. Fand er Personen höheren Standes, die ihn noch etwa zum Spiel aufforderten, so war er entzückt und gerührt; allein die Dankbarkeit für diejenigen, welche ihn so erfreuten, ließ ihn auf den Vortheil und Ertrag dieser Freude gern wieder verzichten. Mit liebevoller Väterlichkeit warnte er den jungen reichen Kavalier, den tapferen unkundigen Kriegessohn, der sich gegen ihn hervorwagen wollte, zeigte ihnen im voraus seine Ueberlegenheit, und daß sie unfehlbar gemacht sein würden, wenn sie mit ihm sich einließen. Nur wo ein unbeugsamer Trotz, ein vermessener Uebermuth ihn, aller Warnung ungeachtet, beharrlich herausforderte, da fügte er sich wohl noch der Nothwendigkeit, seine vergebliche Warnung durch eine wirksame Lektion zu unterstützen, und ärgerte sich hinterher, daß man seinen

Worten weniger als der That geglaubt hatte! Ein seltsamer Kauz, der seine technischen und psychischen Anlagen niemals in Uebereinstimmung bringen konnte, sondern wechselsweise die einen mit den anderen nähren mußte!

Als im Frühjahr 1810 Friederike Unzelmann von Berlin nach Prag kam, um dort Gastrollen zu spielen, regten sich in Czechtitzky mit großer Macht die alten Leidenschaften wieder. Zwar an neue Liebesneigung war in seinen und der ehemaligen Geliebten vorgerückten Jahren nicht mehr zu denken, aber zärtliche Erinnerungen umschmeichelten sein Herz, und ihm däuchte nichts reizender und ehrenvoller, als den schönsten Gewinn seines Lebens in dessen anfänglicher Erscheinung wieder aufzufrischen. Er kam in die Stadt und hatte die heiterste Begegnung, das angenehmste Zusammensein mit der bewunderten Künstlerin, und auch in reiferen Jahren noch lieblichen Frau. Sie fand es nicht minder angenehm und artig, wenn sie beide nochmals auf den Brettern zusammen erschienen. Czechtitzky, wiewohl schon längst der Bühne nicht mehr angehörig, erlangte von der Behörde leicht die Erlaubniß, ausnahmsweise wieder aufzutreten, als Liebhaber in jedem Sinn, als ein ächter Ci-devant, der in seiner ehemaligen Herrschaft noch einmal lustwandeln mag! Er spielte den Odoardo in Emilia Galotti, und hatte in der Szene mit Gräfin Orsina, in deren Rolle die Unzelmann herrlich war, den schönsten Erfolg. Doch wirkte die Gunst der ungewöhnlichen Umstände gewiß in dem Beifalle des unterrichteten und theilnehmenden Publikums lebhaft mit. In der Wiederholung und in gewöhnlicher Fortdauer würde sich das Talent Czechtitzky's schwerlich gehalten haben. Er fühlte dies und brach klüglich ab, noch ehe die Gastrollen zu Ende waren.

Mit erhöhtem Selbstgefühl, beglückt durch bestätigte Erinnerung, befriedigt durch eine noch ertragreiche Gegenwart, kehrte Czechtitzky in seine ländliche Häuslichkeit zurück, wo er sein behagliches Leben fortsetzte. Häufig kam er nach Prag, besuchte seine Freunde, zeigte sich im alten Schimmer des persönlichen Glanzes, des Reichthums, der Weltkunde, der Spielerfahrenheit. Noch im letzten Lebensjahre gewann er dem renommirtesten Markör des Kaffeehauses auf der Prager

Kleinseite eine Parthie Billard ab, welche den dichtgedrängten Zuschauern als eine Sache von wichtigster Entscheidung die gespannteste Aufmerksamkeit auferlegte. Großmüthig den Gegner entschuldigend und tröstend, ging er mit diesem Siege stolz von dannen; er hatte zum letztenmal diese Waffen geführt! Er starb wohlbetagt und in ruhiger Gelassenheit vor etwa zwanzig Jahren.

Von ihm darf gewiß das oft mißbrauchte Wort gelten: „Wenn ihr ihn erst selber gesehen und gehört hättet!" Wir dürfen hinzufügen: „Wenn er wenigstens, anstatt in unseren schwachen Umrissen, in der Schilderung eines Diderot, der den Rameau darstellte, euch entgegenträte!"

1836.

Alexander Graf von Tilly.

Von einer der ältesten Familien der Normandie stammend, geboren zu Mans im Jahre 1764, nachlässig erzogen und unterrichtet auf der Schule zu La Flèche, kam er mit dreizehn Jahren an den Hof zu Versailles als Page der Königin Marie Antoinette. Er war bildschön, gewandt, glänzend; Erfahrung und Genuß des Lebens wurden ihm reichlich zu Theil. Der schöne Tilly hieß er schon als Jüngling, und auch in seinem Alter konnte er sich noch so nennen hören. Er hatte zahllose Abentheuer, die seltensten Begünstigungen, man glaubte ihn dem berühmten Herzoge von Lauzun gleichstellen zu können, noch mehr aber ihn als für sich alleinstehend betrachten zu müssen, als einen Mann seiner eigenen Zeit, der weder in früheren ein Vorbild haben, noch in späteren irgend Nachfolger finden konnte. Nach kurzem Kriegsdienste lebte er ganz in dem Wirbel der großen Welt. Die Revolution störte ihn auf, er wurde einer ihrer heftigsten Gegner. Er bekämpfte sie durch beredte, scharfe Aufsätze; er verband sich mit Rivarol. Die Emigration warf ihn nach England, wo er mit Burke bekannt wurde und dessen berühmtes Werk übersetzen sollte, darauf nach Nordamerika, endlich nach Deutschland. Längere Zeit verweilte er in Leipzig, in Dresden, in Berlin. Ueberall glänzte er in der höchsten Gesellschaft, überall hatte er die merkwürdigsten Abentheuer; in Berlin das sehr unglückliche, daß die Frau eines Beamten, die zu gleicher Zeit die Entdeckung ihres Verhältnisses zu Tilly fürchtete und dasselbe von ihm treulos zerrissen sah, ihrer Verzweiflung durch den Tod in der Spree ein Ende machte.

Dieses Ereigniß gab seinem Gewissen einen Stoß, wie er ihn selbst nicht für möglich gehalten hatte. Noch blieb er in Berlin, allein er lebte zurückgezogen; am Hofe, wo er früher ausgezeichnete Aufnahme gefunden, wagte er kaum noch zu erscheinen. Nach dem Einrücken der Franzosen mochte er in Berlin nicht bleiben, er bekam die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren, und lebte eine Zeitlang in Paris, dann in Brüssel, in zerrütteten Umständen. Nach der Restauration der Bourbons erschien er wieder am französischen Hofe, trat als General auf, begegnete aber Widersachern, welche ihn beschuldigten, den Kaiser Napoleon gepriesen zu haben, und dadurch alle weitere Gunst für ihn vereitelten. Alt, überdrüssig, zerstört, ausgeschlossen von der Bahn des Glückes, lebte er zuletzt in Brüssel, und unwillig, sich länger jeden neuen Tag mit Noth und Pein erkämpfen zu müssen, machte er seinem Leben am 26. Dezember 1816 in einem Fiaker durch einen Pistolenschuß ein Ende.

Außer früheren, geistreichen, und sowohl heftigen als angenehmen Aufsätzen, hat er drei Bände Memoiren hinterlassen, die dem Fürsten von Ligne zugeeignet, und auch in's Deutsche übersetzt worden sind. Seine Schreibart ist lebhaft, geistreich, blühend, steht jedoch, allen gültigen Zeugnissen zufolge, weit hinter seinem mündlichen Vortrage zurück. Er war ein außerordentlicher Sprecher und Erzähler, die Sprache handhabte er nach allen Seiten mit größter Meisterschaft. Er konnte durch seinen Vortrag, durch die Raschheit und Sicherheit seiner Wendungen und die edle Vornehmheit seines Betragens selbst diejenigen Hörer bezaubern, die ihn wegen seiner Grundsätze haßten.

Rahel sagte von ihm, alle Franzosen hätten etwas von ihm, und unter der Hülle des verderbtesten Hof- und Weltmannes habe in ihm eigentlich nur ein ganz kleines unschuldiges Kind gesteckt. Er schätzte in Rahel hauptsächlich die Zuhörerin, deren würdigendes Aufnehmen, — das er in solcher Weise nur von seinen Landsmänninnen möglich geglaubt hatte — ihm eben solch Phänomen war, wie ihr seine Gabe zu sprechen.

1835.

Fleury. — Condorcet. — Tilly.

Der kürzlich in Paris erschienene vierte Band der Memoiren von Fleury enthält, gleich den früheren, einen Reichthum schätzbarer und angenehmer Schilderungen aus dem Leben des großen Schauspielers, der so lange Zeit eine Zierde der französischen Hauptbühne war. Die gesellige und litterarische Welt, besonders aber die Theaterwelt, wie solche im Anfange und unter den Einflüssen der Revolution sich verhielt, wird uns hier lebhaft vorgeführt. Der persönliche Standpunkt Fleury's, und daß er alles auf sein Fach, seine Kunst und sein Verhältniß bezieht, giebt seinen Mittheilungen ein eigenes Interesse, und macht sein Buch geradezu lehrreich für Alle, welche mit diesem Fache näher zu thun haben, ohne daß die Anziehung für andere Leser dabei zu leiden hätte. Wir können uns bei diesem Anlasse des Bedauerns nicht erwehren, daß wir in Deutschland bis jetzt nichts diesen Memoiren Aehnliches aufzuweisen haben; denn die Lebensgeschichte des Schauspielers Brandes, die Nachrichten von Meyer in Bramstedt über Schröder, sind nach einem allzuengen Zuschnitt, auch war die Zeit, welcher jene Schilderungen angehören, noch nicht reif und gebildet genug. Fleck oder Iffland, oder Schröder selbst, aber mit aufrichtiger Ausbreitung und Ergiebigkeit, hätten solche Darstellungen liefern müssen! Diese Männer hätten allenfalls mit unserem Autor an freiem Ueberblick, eigenthümlicher Auffassung und guter Beurtheilung ihrer eigenen und der sie umgebenden Kreise glücklich wetteifern können. Vielleicht finden sich Jetztlebende angeregt, in dieser Bahn ihre Kräfte zu versuchen. Einstweilen empfehlen

Dieses Ereigniß gab seinem Gewissen einen Stoß, wie er ihn selbst nicht für möglich gehalten hatte. Noch blieb er in Berlin, allein er lebte zurückgezogen; am Hofe, wo er früher ausgezeichnete Aufnahme gefunden, wagte er kaum noch zu erscheinen. Nach dem Einrücken der Franzosen mochte er in Berlin nicht bleiben, er bekam die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren, und lebte eine Zeitlang in Paris, dann in Brüssel, in zerrütteten Umständen. Nach der Restauration der Bourbons erschien er wieder am französischen Hofe, trat als General auf, begegnete aber Widersachern, welche ihn beschuldigten, den Kaiser Napoleon gepriesen zu haben, und dadurch alle weitere Gunst für ihn vereitelten. Alt, überdrüssig, zerstört, ausgeschlossen von der Bahn des Glückes, lebte er zuletzt in Brüssel, und unwillig, sich länger jeden neuen Tag mit Noth und Pein erkämpfen zu müssen, machte er seinem Leben am 26. Dezember 1816 in einem Fiaker durch einen Pistolenschuß ein Ende.

Außer früheren, geistreichen, und sowohl heftigen als angenehmen Aufsätzen, hat er drei Bände Memoiren hinterlassen, die dem Fürsten von Ligne zugeeignet, und auch in's Deutsche übersetzt worden sind. Seine Schreibart ist lebhaft, geistreich, blühend, steht jedoch, allen gültigen Zeugnissen zufolge, weit hinter seinem mündlichen Vortrage zurück. Er war ein außerordentlicher Sprecher und Erzähler, die Sprache handhabte er nach allen Seiten mit größter Meisterschaft. Er konnte durch seinen Vortrag, durch die Raschheit und Sicherheit seiner Wendungen und die edle Vornehmheit seines Betragens selbst diejenigen Hörer bezaubern, die ihn wegen seiner Grundsätze haßten.

Rahel sagte von ihm, alle Franzosen hätten etwas von ihm, und unter der Hülle des verderbtesten Hof- und Weltmannes habe in ihm eigentlich nur ein ganz kleines unschuldiges Kind gesteckt. Er schätzte in Rahel hauptsächlich die Zuhörerin, deren würdigendes Aufnehmen, — das er in solcher Weise nur von seinen Landsmänninnen möglich geglaubt hatte — ihm eben solch Phänomen war, wie ihr seine Gabe zu sprechen.

1835.

Fleury. — Condorcet. — Tilly.

Der kürzlich in Paris erschienene vierte Band der Memoiren von Fleury enthält, gleich den früheren, einen Reichthum schätzbarer und angenehmer Schilderungen aus dem Leben des großen Schauspielers, der so lange Zeit eine Zierde der französischen Hauptbühne war. Die gesellige und litterarische Welt, besonders aber die Theaterwelt, wie solche im Anfange und unter den Einflüssen der Revolution sich verhielt, wird uns hier lebhaft vorgeführt. Der persönliche Standpunkt Fleury's, und daß er alles auf sein Fach, seine Kunst und sein Verhältniß bezieht, giebt seinen Mittheilungen ein eigenes Interesse, und macht sein Buch geradezu lehrreich für Alle, welche mit diesem Fache näher zu thun haben, ohne daß die Anziehung für andere Leser dabei zu leiden hätte. Wir können uns bei diesem Anlasse des Bedauerns nicht erwehren, daß wir in Deutschland bis jetzt nichts diesen Memoiren Aehnliches aufzuweisen haben; denn die Lebensgeschichte des Schauspielers Brandes, die Nachrichten von Meyer in Bramstedt über Schröder, sind nach einem allzuengen Zuschnitt, auch war die Zeit, welcher jene Schilderungen angehören, noch nicht reif und gebildet genug. Fleck oder Iffland, oder Schröder selbst, aber mit aufrichtiger Ausbreitung und Ergiebigkeit, hätten solche Darstellungen liefern müssen! Diese Männer hätten allenfalls mit unserem Autor an freiem Ueberblick, eigenthümlicher Auffassung und guter Beurtheilung ihrer eigenen und der sie umgebenden Kreise glücklich wetteifern können. Vielleicht finden sich Jetztlebende angeregt, in dieser Bahn ihre Kräfte zu versuchen. Einstweilen empfehlen

wir allen Genossen und Freunden der Bühne die Memoiren von Fleury, und liefern zur Probe seiner Darstellungsart und Behandlung eines der vielen Bilder, die er von Menschen und Zuständen so bezeichnend zu geben weiß. Er spricht von dem Gesellschaftskreise der Frau von Sainte-Amaranthe, die Revolution hat schon angefangen, und zwei vornehme Herren, entgegengesetzter Meinungen und Ansichten, stellen sich dort einander gegenüber; es sind diese der Marquis von Condorcet und der Graf von Tilly, letzterer derselbe, der uns auch kürzlich in „der Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel" begegnet ist. Wir lassen nun Fleury reden:

„Der Marquis von Condorcet war kein täglicher Besucher des Hauses, und bisweilen vergingen Monate, ohne daß man ihn sah; wenn er aber kam, so wußte er seine Gegenwart so entschieden darzuthun, daß man ihm noch danken mußte, nur so wenige Stunden uns zu widmen. Ich habe mehrere seiner glänzenden Sprudelreden mit angehört, die wohl mehr zu seinem Rufe beigetragen haben, als seine Schriften. Er war das Muster eines litterarisch-gebildeten Vornehmen, und verstand, wie kaum ein anderer, die Unterhaltung im lässigsten Tone zu führen, ohne darin die geringste Nachlässigkeit zu gestatten. Ein eigenthümlicher Gedanke, den er sich in den Kopf gesetzt hatte, gab seinem Geiste einen besonderen Schwung; er glaubte an die unendliche Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts und zweifelte nicht, daß der Mensch es zu einer Art von Halbgott bringen werde; zur Unsterblichkeit, weniges abgerechnet; zur höchsten Vollendung, etwas bedingt nur! Nach einem Erziehungsplane, der aber noch erst aufzufinden war, wurde aus jedem Individuum ein Voltaire; nach einer Lebensweise, die er in Umrissen angab, mußte jedes Kind ein Herkules, jeder Greis ein Methusalem werden; und alle diese herrlichen Verbesserungen begannen — mit der Einnahme der Bastille!"

„Champcenetz spottete in seiner gewohnten Weise über diesen philosophischen Traum, und behauptete, wenn die Menschen nicht sind, wie sie sein sollten, so müsse man annehmen, sie sollten nicht anders sein. Der stärkste Einwand

gegen die Möglichkeit meines Systems der Vervollkommnung ist Champcenetz selber! sagte dann Condorcet."

„Doch sein stärkster Gegner, und gewiß sein erfolgreichster, war der Graf von Tilly, den man in der Gesellschaft nur den schönen Tilly nannte. Ich hatte meine Lust, beide im Kampfe gegen einander zu sehen; meistentheils schien mir Tilly recht zu haben; aber Condorcet glänzte dann nur um so mehr, und gleichwohl sprach dieser einzig um zu überzeugen, während jener nur um zu glänzen das Wort ergriff."

„Aber was für schöne Sachen auch prophezeihte Condorcet! Die Vorspiegelungen seiner Zauberlaterne waren so verführerisch! Seine neue Welt zeigte eine so vortheilhafte Verschiedenheit gegen die unsere, alles erschien bezaubernd! Die Weiber, wie waren sie schöngebildet, gut und getreu! Die Männer, wie groß, edel, imposant! Und nun gar unser Frankreich! Niemals hat Mohammed ein halbes Viertel der Herrlichkeiten geträumt, welche Condorcet zwischen dem Rhein und den Pyrenäen hervorrief! und dieses Musterland war bestimmt, den Nationen ein so gutes Beispiel zu geben! Ganz gebraten kamen die Lerchen der Civilisation, der Litteratur, der Kunst, des Ackerbaus; alles wuchs groß empor; welche Menschen! aber auch welche Blumen! welche Früchte! man konnte ein jetziges Dessert gar nicht mehr ansehen. Die Kirschen wurden wie Pfirsiche, die Pfirsiche so groß wie Melonen, und für die Sonne, welche dies alles reifte, war Condorcet freigebiger als der erste Schöpfer: er vergrößerte ihre Scheibe und vermehrte ihre Strahlen."

„Tilly zertrümmerte dieses ganze schöne Weltgebäude; er blies diese Luftschlösser wie Kartenhäuser um. Und darf ich es gestehen? es that uns leid: warum? Vielleicht, weil Condorcet's Art und Weise, Unrecht zu haben, ihren Reiz ausübte, dagegen die Art und Weise Tilly's, recht zu haben, einiges Mißvergnügen zurückließ."

„Von Condorcet ist vielfältig die Rede gewesen, und in unserer Geschichte gebührt ihm ein Platz unter den Männern, die sich mit großen, aber unanwendbaren Ansichten getäuscht haben. Aber Tilly's hat man noch gar nicht erwähnt, und

dies wundert mich; denn unter den Opponenten der damaligen Zeit ist er eine Koryphäengestalt, und verdient in seiner Eigenheit gekannt zu sein."

„Tilly hatte wirklich Geist, obgleich er darauf ausging und sich zu viel damit wußte; über Meinungen sowohl als über Thatsachen sollte man seinem Ausspruch immer beipflichten. Die Weiber hatten ihm eine große Eitelkeit angebildet, und er dabei ansehnlich mitgeholfen. Er ging etwas aus den Hüften, etwas aus den Schultern hervorschreitend; sein Haar trug er von Stirn und Schläfen weggestrichen, um der Begeisterung eine freiere Stätte zu gewähren. Seine Wäsche war etwas zerknittert, seine Weste ein wenig gelöst; bisweilen, im Zimmer, setzte er wohl aus Versehen den Hut auf, wie ein Herrscher, der sich der Krone nicht entwöhnen kann; den Daumen in der Hosentasche und die übrigen Finger draußen, trommelte er den Takt der Melodie aus der Karavane: „Vainement Almäide encore", während sein großes schwarzes Auge rings alle Frauen musterte: Almäide war der ganze Kreis, die Alten ausgenommen. Wenn er sprach, durfte man nur Zuhörer sein; und er sprach immer. Wenn er einem sagte: „Ich habe mit dem und dem ein Gespräch gehabt", so konnte man sicher sein, daß er „dem und dem" nur einen Monolog vorgetragen. Schade, daß er seine Geistesfülle durch eingeflochtene Maximen und seine Munterkeit durch Sentenzen verdarb! Er ordnete den lustigsten Unterhaltungstext methodisch in drei Theile, und endigte gern mit dem philosophischen Thema: die Leerheit der Vergnügungen und die Gewißheit des Todes; ungefähr wie es seitdem in den fröhlichen Gesängen der Liedertafel du caveau Gebrauch geworden, wo die Strophe von der Parze niemals fehlt. Er gab seinen Zuhörern am häufigsten Vorstellungen seiner selbst; allein er gab dem Schauspiel nicht Abwechslung genug. Niemals ließ er die nachstehende Reihefolge fehlen: oberflächlich leicht, und gründlich tief; anfangen in der Weise des Gentil-Bernard, endigen in der des Montesquieu; aus dem Requiem den Schwanz eines Vaudeville machen; im Anfange des Gesprächs die Schellen klingen lassen, um zum Schlusse die

Sturmglocke einer Feuersbrunst zu läuten. Mein Mahler hatte ihm zum Wappen einen Schmetterling über den Pyramiden flatternd ausgedacht."

„Und gleichwohl durfte Tilly sich mit Recht rühmen, einen starken Kopf, und vor allem einen starken Karakter zu haben. Als Mann von Entschlossenheit und Muth würde er, wenn er nicht nach dem Vorbilde des Chevalier von Grammont die Raserei gehabt hätte, zu seinen höheren Ansprüchen den eines Liebeshelden zu fügen, ohne Zweifel bei Hof mehr Eingang und Vertrauen gefunden haben, indem er seinen Plan vorlegte, wie man dem Fortschreiten der tollen Revolutionsmänner kräftig zu begegnen hätte. Sein Entwurf war allerdings ein rechter Entwurf von Dreinschlagen, allein, wenn überhaupt einer möglich war, war vielleicht dieser der einzige: Bonaparte hat es bewiesen. Tilly rechtfertigte seinen Plan bei dem Könige in gewohnter Weise durch eine Schlußmaxime: „Wenn man im Detail zu gut gewesen ist und alles hat geschehen lassen, so muß man im Großen böse sein, um alles wieder in Ordnung zu bringen." —

Späterhin läßt unser Autor den Grafen von Tilly nochmals in einem merkwürdigen, durch Erzählung wunderlicher Dinge ausgestatteten Gespräch als erklärten Widersacher Mirabeau's auftreten und läßt genugsam durchblicken, daß er Tilly'n nicht für zu gering halte, um dem Riesen der Revolutionsbühne in mancher Hinsicht entgegenzustehen; allein wir dürfen uns mit gutem Grund erlauben, hier von dem Autor abzuweichen, und bei aller Achtung vor dem Muth und Talente Tilly's doch zu meinen, daß er selber durch seine Lebenswendung am richtigsten seine Fähigkeiten abgeschätzt habe, und in seinen galanten Ansprüchen bei weitem mehr als in seinen politischen gegründet gewesen sei! —

Wie der Einfluß der Revolution auf die Theatersachen wirkte, welche Verwirrung, Verlegenheit und Spaltung er hier verursachte, das erzählt Fleury sehr anziehend, und mit einer lebhaften Partheinahme, die man ihm gern verzeiht. Ungemein belehrend ist alles, was er über die Ausübung

verfehlt oder verkümmert anzusehen, das nicht in bestimmter Wirkung ein anerkanntes Ziel erlangt. In diese Bezeichnung fällt allerdings auch Campan, ohne daß hiedurch seine Bekanntschaft an Werth verlöre. Wenn überhaupt unsere Sammlung mehr solcher dunklen Gestalten enthält, als anderer, durch öffentliche Beleuchtung schon ausgezeichneter, so darf ihr dies nicht als Vorwurf gelten; sie ist darum nur um so treuer ein Bild wirklichen Lebens- und Weltgemisches, das ohne den verborgenen Kern tiefer, wahrer und edler Menschen, die es zu keiner Berühmtheit gebracht, großentheils ohne Halt und Festigkeit wäre.

Nach den Schlachten von Auerstädt und Jena hatten die Franzosen schnell große Landstrecken überschwemmen können, und Napoleon war unverzüglich bedacht, diese zu seinem Vortheil auszubeuten. Aus früherem Gebrauche standen ihm hiefür die tauglichsten Werkzeuge völlig bereit, deren Thätigkeit er auch sogleich in Anwendung brachte. Die französische Kriegsverwaltung eroberter Länder kannte nur Einen Zweck: den augenblicklichen Gewinn auf die möglichste Höhe zu bringen, und diesem Zweck entsprachen die Mittel vollkommen; jede vorhandene Kraft anzustrengen, das Gegenwärtige rein auszuschöpfen, und selbst die Zukunft, sofern dies möglich, anzubohren, hiefür war alles sorgsam angeordnet, griff das ganze Räderwerk trefflich in einander. Mit rücksichtsloser Härte wurde das Land gedrückt, ausgesogen, zu Grunde gerichtet; unerschwingliche Leistungen häuften sich auf die Einzelnen wie auf die Gemeinden und Körperschaften, und während alle Nahrungszweige stockten, manche vernichtet waren, drängte unablässiger Zwang dem verarmten Leben noch jeden Ertrag ab, den es durch äußerste Schuldenverpflichtung irgend wie heranziehen konnte.

Bei diesem allgemeinen, aus dem oberen Machtgebote fließenden Verfahren, konnte auch der bisweilen schonende Willen eines Estève, Daru, Bignon wenig mildern; der üble Willen aber, von welchem andere und besonders die untergeordneten Beamten beherrscht wurden, ging meist in desto grausamere Strenge über, als neben den Forderungen des Kaisers auch noch die eigne Gewinnsucht befriedigt werden

wollte. Schien es bisweilen Grundsatz, dem Eigennutze seine räuberischen Erpressungen nachzusehen, weil ohne dieses Zugeständniß auch für den Eintrieb der öffentlichen Gelder kein rechter Eifer zu finden war, so empfand hinwieder in manchen Augenblicken der Kaiser den heftigsten Verdruß, durch die unwürdigsten seiner Diener immerfort betrogen zu werden, und mit ihnen seinen Beutegewinn gleichsam theilen zu müssen. In einer solchen Anwandlung berief er aus Paris eine Anzahl von Auditoren seines Staatsraths, denen er in Berlin die wichtigsten Verwaltungszweige übertrug, indem er Uneigennützigkeit und Eifer bei solchen jugendlichen Neulingen voraussetzte, und ihnen zugleich eine Schule größerer Geschäftskunde eröffnete.

Sie gehörten den besten Familien an, waren die Blüthe damaliger Auszeichnung, durften im Staatsdienste die glänzendsten Hoffnungen haben, und konnten in der That wenig versucht sein, für sich selber einen schnöden und verhältnißmäßig doch nur geringen Gewinn zu erstreben, der den größeren, welchen ihre Laufbahn verhieß, nur gefährdet hätte. Perregaux, Lafon, d'Houdetot, Taboureau, Campan, waren durch ihre heimischen Beziehungen wie durch ihre persönlichen Eigenschaften durchaus empfehlenswerth. Sie brachten Briefe von Paris mit, die ihnen sogleich die besten Häuser Berlins öffneten. Alexander von Humboldt war mit ihnen bekannt. Angesehene preußische Beamte mußten mit ihnen zum Besten des Landes in geschäftliche Bezüge treten, woraus, bei dem munteren und feinen Betragen der jungen Auditoren, leicht gesellschaftliche Anknüpfungen erwuchsen. Auch einige andere Franzosen guten Sinnes nahmen an diesem Umgange Theil; unter ihnen ist Bujac zu nennen, ein liebenswürdiger Mensch und tiefer Musikfreund, dann mehrere Kriegsmänner, welche man theils gezwungen, theils zufällig kennen lernte, und in denen die freie, kühne Denkweise, welche sogar den siegreichen Kaiser oft laut genug angriff, dem deutschen Gefühl ein Trost war. Diese Franzosen hatten keine feindliche Gesinnung, auf dem gemeinsamen Boden der Bildung und des Wohlwollens verschwanden die nationalen und politischen Gegensätze, und die drückende Kriegsgewalt wurde von den Besiegten

kaum schmerzlicher beseufzt, als von manchem dieser Sieger, dem die endlos erneuten Feldzüge schon widrig und verhaßt waren, und der nur unwillig dem großen Strome folgte.

Den jungen Auditoren besonders muß zur Ehre nachgesagt werden, daß sie in ihren wichtigen Stellungen, bei gewissenhafter Pflichtleistung, immerfort bedacht waren den Druck zu mindern, das Land zu schonen, demselben aus seinen Anstrengungen möglichst viel wieder zuzuwenden, und der Eigenmacht geringerer Gewalthaber zu wehren. Dies geschah in so ehrenhafter Weise, mit so guter Beachtung der Verhältnisse, daß der Dienst des Kaisers nicht dabei litt, noch dessen Einnahmen geschmälert wurden. Und es ereignete sich, daß einige deutsche Versuche, den guten Willen noch nachgiebiger zu stimmen und zu mißbrauchen, eben so scheiterten, wie die entgegengesetzten französischen, den Eigennutz aufzureizen und zur Härte zu verlocken. Mit ehrender Anerkennung gedenken wir dieser redlichen und wohlmeinenden Gesinnung, die inmitten der wilden Kriegswogen, unter gemeinem Haß und roher Gewalt, eine allgemein menschliche Theilnahme behielt, ja ein Friedens- und Freundschaftsleben aufthat und durchführte. Damals, und noch lange nachher, wäre es gefahrvoll gewesen, die jungen Männer deßhalb zu rühmen, und diese hätten sich einen solchen Ruhm dringend verbitten müssen; jetzt aber, nach so vielen Jahren, ist diese Erwähnung nur ein gerechter Zoll, den wir dem Verdienst um so lieber darbringen, als derselbe solch gute Neigung auf beiden Seiten für jetzt und künftig nur fortsetzen hilft.

Das ausgesprochene Lob hat im vollen Sinne von Campan zu gelten, der, damals noch nicht dreiundzwanzig Jahr alt, an die Spitze der Postverwaltung gestellt war. Was dieser junge Mann in seinem Wirkungskreise, theils für sich allein, theils mit Anderen verbunden, Gutes und Freundliches ausgeübt, wäre kaum aufzuzählen; er war bemüht, jeden preußischen Angestellten in Amt und Einkünften zu erhalten, gefährliche Anklagen abzulenken, Widerspruch auszugleichen; wo er es vermochte, ließ er Billigkeit walten, und nur mit größter Ueberwindung wandte er strenge Maßregeln an. Er sagte ohne Scheu, und bewies durch die That, daß er sich mehr

verpflichtet glaubte, seine Verwaltung zweckmäßig für die Sache, als sie gewinnreich für die Kassen zu führen; auch leistete dieselbe unter den schwierigsten Umständen alles Mögliche, der Kaiser selbst bezeigte seine Zufriedenheit, und fragte nicht, warum die Ueberschüsse nur so gering ausfielen. Das gehässige Geschäft des Brieferöffnens war der Aufsicht Campan's nicht untergeben, allein auch hierin waltete ein günstiges Geschick. Der Arzt des Gouverneurs Clarke, Doktor Harbaur, hatte fast gezwungen das Durchlesen der deutschen Briefe übernommen, stimmte aber ganz in Campan's menschenfreundlichen Sinn, und behandelte die oft gefährlichen Geheimnisse mit Bescheidenheit und Wohlmeinung. Manches Blatt wurde vernichtet, manches auf sicherem Wege befördert, Warnungen ergingen, unzähliges Unheil wurde verhütet oder erstickt, vieles Gute vermittelt; so daß jener edle Mann sich den Dank unzähliger Menschen, und darunter sehr hoher Personen, verdiente, und auch ärntete, wie denn seine nachmaligen bedeutenden Verhältnisse im niederländischen Staatsdienste zu Brüssel großentheils auch auf die Empfehlung mitbegründet waren, die er zu Berlin in jener früheren Zeit erworben hatte.

Für Rahel war in den Drangsalen des Krieges der Werth jedes allgemein menschlichen Gefühls nur erhöht. Mit demselben Eifer, mit welchem sie die Leiden der Landsleute auffaßte, mußte sie jedes gute Streben der Fremden anerkennen. Das gesellschaftliche Verhältniß mit diesen, welches ohnehin nicht zu vermeiden war, durfte unter solchen Umständen, wenn sogar noch geistiger Reiz und persönliches Wohlgefallen hinzutrat, sich in ein freundschaftliches erheben. Dies war der Fall mit Campan. Die ersten Tage, ja Stunden, der neuen Bekanntschaft zeigten ihn als einen stillen, sinnvollen, äußerst natürlichen und reinen Menschen, der immerfort ein Bedürfniß nach Höherem in sich trug, und dies auf die eigenste Weise oft ganz unbewußt offenbarte. Er fühlte sich mächtig zu Rahel hingezogen, und konnte um so inniger dieser Freundschaftsneigung folgen, als sein Herz bereits anderweitig eingenommen war. Gleich anfänglich sprach lebhaft für ihn der Eindruck seines sanften, bescheidenen

Wesens, das neben dem Interesse, welches der schon berühmte Namen seiner Mutter und deren ehrenvolle Gunst bei dem Kaiser allgemein ansprach, nur um so liebenswürdiger erschien. Bald aber thaten sich wahrhafte Sympathieen auf.

Campan liebte die Musik, und mit einer Wärme und Freudigkeit reinen Gefühls, mit einer Sicherheit angebornen Geschmacks, wie sie bei den Franzosen jener Zeit nur selten zu finden waren, und bei uns Deutschen, unter der Last von Kennerschaft und Gelehrtheit, die wir unserer Kunstliebe allzugern aufladen, selten sich lange frisch erhält. In dieser Musikfreude wetteiferte er mit seinem Freunde Bujac, dessen Begeisterung aber ausgebildeter war, und sich auf Erörterung und Kritik einließ, während Campan diesen auswich, und seine Neigung unmittelbar im Genuß abschloß.

Noch stärker stimmte Campan's Wesen mit dem Sinne Rahel's in einer anderen Richtung überein: er war ein leidenschaftlicher Freund der freien Natur, mit Luft, Wolken, Wasser, Feld und Auen im innigsten Zusammenhang, von dem Glanz und Dufte der Pflanzenwelt, von den Wechsellichtern des Tages, von allen Eindrücken ländlichen Reizes angesprochen und fortgerissen. Eine solche Kraft des Naturgefühls, ein solch offener Sinn für den unschuldigsten und erhabensten Genuß, gilt bei unseren Nachbarn, wo im Bezirk eingerichteter Geselligkeit so viele nähere Lockungen spielen, überhaupt als Seltenheit; findet sich aber bei ihnen diese seltene Naturliebe einmal glücklich vor, so verkündet sie gewiß ein tiefes, edles Gemüth, und läßt auf eigenthümliche Geistesgaben schließen. Bernardin de Saint-Pierre und Jean Jaques Rousseau sind hievon musterhafte Beispiele. Wir nennen diese bekannten Namen, nicht um eine Stufe des Talents, sondern nur um das Element anzudeuten, in welchem man sich Campan zu denken hat, der selber über seine Vorliebe und seinen Hang in solcher Unschuld dahinlebte, daß ihm nicht einfiel, in dieser Richtung etwas zu sein oder leisten zu wollen. Er wußte nur, daß ihm ein süßes Behagen, eine glückliche Hingebung der Seele gewährt war, und was sein Geist sonst von höheren Gedanken hegte, was sein Gemüth von allgemeinem und persönlichem Wohlwollen

in sich trug, fand in diesem Element Entwickelung und Gedeihen.

So strebte Campan denn auch in Berlin, beim ersten Frühlingsschimmer, täglich in's Freie hinaus, nahm eine ländliche Wohnung in Moabit, und nach der Unruhe und Arbeit des Tages hatte der junge, lebensfrohe, und von anderem Vergnügen vielfach gereizte Fremde doch kein größeres und lieberes, als seine stillen Gänge und Fahrten über Feld, seine Besuche in Charlottenburg bei Rahel, und seinen vertraulichen Austausch mit dieser älteren Freundin, die allerdings einem solchen Sinne mit schmeichelnder Anerkenntniß und bestärkendem Eifer lebhaft entgegenkam.

Wenn Campan mit Entzücken den Thiergarten, Moabit, Charlottenburg, Schöneberg, und andere solche Orte der Umgegend von Berlin besuchte, und in dieser nicht üppig ausgestatteten Natur doch mit ganzer Fülle der Empfindung schwelgte, ja noch in später Ferne, nachdem er die herrlichsten Länder gesehen und genossen, mit wehmüthiger Freudigkeit grade jene Erinnerungen gern zurückrief, so kann für den Werth und die Aechtheit seines Inneren kaum ein sprechenderes Zeugniß zu finden sein, ohne daß darum dem kritischen Verstande, der solche Wirkung etwas mühsam mit grade diesen Oertlichkeiten verknüpft, einiges Lächeln verwehrt sein möge!

Nur Einen Sommer dauerte die Freude. Die Anstellung und Wirksamkeit der jungen Auditoren in der Verwaltung des eroberten Landes war den meisten älteren Beamten hohen und niederen Ranges durchaus verhaßt. Jene zeigten sich in allen Beziehungen unbequem; ihr Diensteifer verdroß und hinderte die Lässigen und Schelme, man schalt ihn unzeitig und zwecklos; man mußte Vortheile aufgeben, weil sie dieselben verschmähten, man stieß auf ihren Widerspruch, man fürchtete ihre rücksichtslose Anzeige. Da jedoch aus allen diesen bei dem Kaiser ihnen keine Schuld zu machen war, so bediente man sich anderer Mittel, sie in übles Licht zu stellen, und wußte die Ränke hiezu geschickt einzuleiten. Man tadelte ihre Unerfahrenheit, man brachte einige Uebelstände, welche geflissentlich herbeigeführt wurden, auf ihre Rechnung, und

so gelang es, den Kaiser gegen sie zu stimmen. Schon im August 1807 schrieb Frau von Campan ihrem Sohne hierüber mit Besorgniß: „Je vois que l'on fait la guerre aux auditeurs. Il y a probablement plus de jalousie que de tort de leur part; mais ils n'ont pas été assez en défiance sur les rivalités de places. Songe à être un des moins battus dans cette petite guerre." Doch der eingeübten Arglist war in diesem Kampfe der Sieg gewiß; eines Tages rief ein Befehl des Kaisers die Auditoren aus den bisher ihnen übertragenen Verwaltungen ab, und schickte sie nach Paris zurück. Ungern sah man in Berlin diese jungen Männer scheiden, die man so vielfach Gelegenheit gehabt schätzen zu lernen; auch sie verließen ungern eine Stadt, deren Bildung ihnen imponirt und deren Geselligkeit sie angezogen hatte. Campan besonders konnte sich in den plötzlichen Abschied von Rahel gar nicht ergeben, er gelobte ihr für sein ganzes Leben die innigste Freundschaft, tröstete sich mit der Hoffnung, sie gewiß wiederzusehen, und drang auf die Zusage, daß der ihm so werth gewordene Umgang einstweilen durch Briefe fortgesetzt würde.

Merkwürdig und rührend ist in Campan's Briefen wirklich der treue Sinn, mit dem er auch in der Ferne, unter allen Zerstreuungen des Ernstes und der Lust, in der großen Hauptstadt, auf dem Lande, während weiter Reisen, stets an die Freundin denkt, sich nach ihrem Umgang sehnt, und gern durch die That beitragen will, ihre Ueberkunft nach Frankreich zu bewirken. Er wünscht befördert zu werden, um sie besser aufnehmen zu können, er hofft eine günstige Wendung seiner Angelegenheiten, damit er freier seinen Wünschen leben dürfe, in welchen die Nähe der Freundin stets voransteht, durch deren Umgang er zuerst geistig geweckt und erhoben zu sein bekennt. Selbst in Gedräng und Eile einer gefahrvollen Geschäftsreise nach Madrid wie im Wohlgefühl eines hoffnungsvollen Durchfluges durch Italien wendet sein Gemüth sich innig zu Rahel, und sinnt und rechnet auf ihr Wiedersehen. Immer drückt er dieselbe Sehnsucht, dieselbe Anerkennung und Dankbarkeit aus, immer dieselbe Zuversicht, durch Rahel's Gegenwart in seinem reinsten Dasein erquickt,

in seinem edelsten Streben gefördert zu werden. Wenn man erwägt, daß die ganze Anziehungskraft Rahel's für ihn nur darin bestehen konnte, daß er eine edle, reiche und wahrhafte Natur, eine tiefe und ächte Menschlichkeit in ihr erkannt hatte, daß keine andere Beziehung seinem Eifer und seiner Treue hier unterzulegen sein konnte, so ist man gezwungen, dieselben Eigenschaften, welche ihn in fremder Seele so anzogen, auch in seiner eigenen überreich vorauszusetzen.

Es ist, wie Goethe bemerkt, nicht ohne Reiz, die großen Begebenheiten, von welchen die Welt erschüttert worden, im untergeordneten Einzelleben als bedingende Nothwendigkeit wiederzufinden, wodurch die allgemeine Thatsache nun erst wahrhaft historisch und zugleich anschaulich wird. So sehen wir in Campan's Leben überall die Kaiserherrschaft Napoleon's durchstrahlen, und wir werden darauf hingewiesen, in welchen Länderumfang und in wie vielartige Thätigkeit jene große Willensmacht ausströmte. Der Lauf des Helden riß die Menschen unwiderstehlich in seine Bahn, und spaltete die Welt gleichsam in zweierlei Lebensgeschicke, in solche, die durch ihn litten und verdarben, und andere, die in seinen Erfolgen mitgingen. In dem letzteren Zuge fand sich Campan, und wohl war ihm bewußt, daß der Sieg und die Macht ihn trugen, und sein Ehrgeiz, bei den waltenden Verhältnissen, ein hohes Ziel wählen dürfe. Doch hatte nicht eigene Neigung ihn so gestellt, sondern die Fürsorge seiner Mutter, der verständigen, erfahrnen Frau, welche die weltlichen Vortheile gut einsah, und den Gewinn derselben durch und für den Sohn um so lebhafter wünschte, als ihr in eigener Person, bei allem Glanze der auf sie herabfließenden Gunst Napoleon's auch das größte Gedeihen doch nur in einem engen Kreise mußte beschränkt bleiben. Den Sohn aber lockten weder Ehrenstellen, noch Einfluß und Reichthümer, und da er seine Mutter im Wohlstande sah, der auf die Dauer gegründet und auch ihm gesichert schien, so glaubte er für seine bescheidenen Wünsche keine Anstrengung weiter nöthig, und faßte früh sogar den Gedanken, jene Bahn zu verlassen, und im ruhigen Genusse der Natur und seiner selbst einem inneren Berufe zu leben, den er zu litterarischem

Hervorbringen in sich verspürte. Dieses Vorhaben mußte in seiner Mutter eine entschiedene Gegnerin fürchten, und er hütete sich etwas davon zu verrathen, da ohnehin die Ausführung auf gelegene Zeit zu verschieben war; aber in den Schoß der Freundschaft legte er sein Geheimniß nieder, und rechnete von Seiten Rahel's nur auf Zustimmung und Kräftigung.

Einstweilen schritt er auf dem alten Wege fleißig fort, mit einem Erfolge, der zwar nicht allen Erwartungen entsprach, aber doch immer günstig genug war, um dabei bequem und ohne Ungeduld den Augenblick höheren Aufsteigens zu erharren. Seine mannigfache Brauchbarkeit und gewissenhafte Pflichtübung, verbunden mit der wachsamen Thätigkeit der Mutter und ihrer Freunde, mußten doch endlich durchdringen. Wirklich erfolgte nach einiger Zeit, daß der Kaiser ihn zum Präfekten ernannte, und hiedurch war sogleich jede weitere Aussicht eröffnet. Indeß, wie sorgsam auch verschwiegen, hatte der innere Hang und Sinn doch im Stillen nach außen gewirkt, und es war bemerkt worden, daß der junge Mann nicht in dem gewöhnlichen Geleise grober Selbstsucht wandle, er hatte nicht Eifer genug sich geltend zu machen, er vernachlässigte allerlei Weltklugheit, er ging in die Absichten der Oberen nicht unbedingt ein, und dies war Anlaß genug, ihn als Geschäftsmann bei dem Kaiser ungünstig vorzustellen. Seine schon ausgesprochene Ernennung wurde rückgängig. Dieses Mißgeschick wieder auszugleichen fehlte es nicht an Hoffnung und Mitteln, allein bevor sie noch ein Ergebniß brachten, war die Zeit Napoleon's abgeronnen.

Der Sturz der Kaiserherrschaft, den man lange schon besorglich vorhergesehen, aber so plötzlich und vollständig nicht erwartet hatte, änderte die bisherigen Lebenslagen von Grund aus. Das Verhältniß der Frau von Campan gehörte nicht zu den wenigen glücklichen, die sich in die neue Ordnung der Dinge hinüberretten konnten. Sie verlor ihre Stellung in Econen, ihr Wohlstand war zertrümmert, ihr Namen verabschent; alle Gunst und Ehre, deren Napoleon sie gewürdigt hatte, wurden ihr unter den Bourbons zum Verbrechen

gemacht. Dem Sohne gleicherweise war sein Amt genommen und jede künftige Aussicht versperrt. Der kurze Glücksschimmer in den hundert Tagen, nach der Rückkehr Napoleon's von Elba, führte nur zu tieferem Fall. Campan war jetzt wirklich Präfekt geworden, und sah das Heil Frankreichs in der Sache Napoleon's, aber nach dessen schnellem zweiten Sturze hatte er nun die Rache der Gegner in vollen Maßen zu erfahren. Eingekerkert und hart bedroht, als Verwandter des Marschalls Ney noch besonders angefeindet, mußte er sich glücklich preisen, nur Leben und Freiheit noch endlich gerettet zu haben.

Frau von Campan konnte diese Schicksalsschläge nie verwinden; sie blickte trostlos auf die vergangene Herrlichkeit zurück; vergebens bot sie allen Trotz und alle Klugheit auf, um das Unglück zu ertragen, zu mindern; ihre bittere Unzufriedenheit warf sich nach verschiedenen Seiten, aber nirgends fand sie den gewünschten Anhalt oder Eingang. Ihr Gemüth und zuletzt ihr Körper litten unter solchen Sorgen. Stille Zurückgezogenheit konnte kaum den Neid und Hohn, kärglichste Einrichtung nicht immer die Noth abwehren.

Leichteren Sinnes nahm Campan die unglückliche Wandlung hin; sein inneres Leben war von ihr nicht berührt, er blickte nicht trauernd zurück, sondern getrost vorwärts. Seine früheren Wünsche erwachten auf's neue; jetzt nicht gehemmt von der Mutter, sondern vielmehr gebilligt, richtete er sein Absehen auf das litterarische Feld. Doch hätte sie auch hier die für den Augenblick wirksame, und zu mannigfachem Erfolg führende, politische Schriftstellerei vorgezogen, während Campan diese Gattung, für die er weder Schärfe noch Schlauheit genug in sich fühlte, gänzlich zu meiden, und sich in harmloser Dichtung, in froher Naturbetrachtung zu ergehen wünschte.

Für solchen Zweck schon ernstlich mit mancherlei Prüfung und Vorbereitung erfüllt, mußte Campan doch dringender einstweilen noch sich der Sorge für den bedrohten Stand geschäftlicher Angelegenheiten widmen, und zugleich die Herstellung seiner schon immer leidenden, besonders aber in Folge der harten Kerkerhaft tiefzerrütteten Gesundheit unter-

nehmen. Beides erfuhr große und langdauernde Schwierigkeiten, die nur zum Theil besiegt wurden.

In dieser Zeit endlich konnte Campan auch seinen Briefwechsel mit Rahel wieder anknüpfen, von der erst die Kriegsläufte und dann der nachgefolgte Umschwung aller Dinge ihn während dreier Jahre völlig getrennt hatten. Mit Staunen vernahm er ihre Verheirathung, und daß sie jetzt in Karlsruhe lebe, so viel näher an Frankreich, und in derselben Stadt und in schönster Freundlichkeit mit einer Fürstin, welche durch ihre Tugend und Liebenswürdigkeit der höchste Stolz und das reinste Glanzbild der Erziehung von Econen war. Die Großherzogin Stephanie von Baden war als Verwandte der Gemahlin Napoleons der sorgsamsten Aufmerksamkeit der Frau von Campan anvertraut gewesen, und hatte unter deren Zöglingen die erste Stelle nicht nur durch ihren Rang, sondern auch durch ihre Eigenschaften erworben.

Jetzt konnte die Freundin, deren Loos eine leidlichere Wendung genommen, dem Freunde die Anerbietungen erwiedern, welche sie früher von ihm empfangen hatte. Sie blieben leider ebenfalls unbenutzt. Die Umstände verhinderten ein für beide Theile so erwünschtes Wiedersehen. Außer den erheblichen Gründen, welche Campan in seinen Briefen anführt, mochte es auch der rücksichtsvollen Mutter und dem zartfühlenden Sohne unziemlich dünken, den Aufenthalt jener verehrten Fürstin zu besuchen, ohne bestimmt vorher zu wissen, wiefern deren Sinn oder vielmehr ihr Verhältniß damit übereinstimmen dürfte. In solcher Ungewißheit und Zögerung verstrich die Zeit, und bald hatte sich abermals die Lage verändert, Rahel war nicht mehr in Karlsruhe, sondern nach Berlin zurückgekehrt, ungewiß, ob sie dort bleiben, oder an einen anderen Ort würde verschlagen werden. Die größere Entfernung, und mehr noch die sorglichen Zeitumstände, welche keiner freien Mittheilung günstig schienen, wirkten auch auf den Briefwechsel störend.

Inzwischen war es Frau von Campan gelungen, nach großen Entbehrungen und durch mühvolle Beharrlichkeit, ihre Angelegenheiten noch glücklich genug in Ordnung gebracht zu

sehen. Ungeachtet aller Verluste, die sie erlitten, waren ihr doch endlich zwölftausend Franken jährlichen Einkommens sicher, und sie lebte nun wieder in gutem Wohlstande. Ihr Sohn konnte nun den Gedanken einer Reise nach Deutschland auf's neue hegen, allein seine noch nicht genug erstarkte Gesundheit verursachte wiederholten Aufschub. Im Anfange des Jahres 1821 ging er nach Paris, um sich in Litteratur und Kunst umzusehen, erkrankte gleich nach seiner Ankunft, und ein Katarrh, der sich schnell verschlimmerte, raffte ihn nach wenigen Tagen hin.

Dieser Verlust traf die Mutter hart. Sie fühlte sich durch kein Band mehr mit der Welt verknüpft. Sie vermißte bei allem was vorging, immerfort den geliebten Sohn, rief sein Andenken unaufhörlich hervor, wollte stets ihn sehen, mit ihm reden. Sie kränkelte seitdem; zwar wirkte eine Reise nach Baden, und ein froher, zweimonatlicher Aufenthalt in Konstanz bei der Herzogin von Saint-Leu, sehr vortheilhaft auf ihre Gesundheit, aber ein Uebel an der Brust, das erst für spätere Zeit bedenklich zu werden drohte, entwickelte sich unerwartet schnell, und die beinahe siebzigjährige Frau mußte sich einer schmerzlichen Operation unterwerfen. Muthvoll und glücklich überstand sie dieselbe, doch ein hinzugetretenes Katarrhalfieber vereitelte den Erfolg, und schon nach zwölf Tagen, am 16. März 1822, schied sie gefaßt und sanft, nachdem sie schon längere Zeit sich auf ihr Ende vorbereitet. Noch wenige Stunden vorher hatte sie mit Freuden sich ihres Besuches bei der Herzogin erinnert, und dann dem Arzte, den sie mit einiger Heftigkeit angerufen, zur Entschuldigung gesagt: „Wie man doch gleich gebieterisch wird, wenn man zur Höflichkeit nicht mehr Zeit hat!" Ihr Arzt Dr. Maigne zu Montes hat ein Journal anecdotique über ihre letzte Lebenszeit nebst einigen ihrer Briefe, meistens an den Sohn gerichtete, herausgegeben. Die von ihr selbst geschriebenen Denkwürdigkeiten, die auch erst nach ihrem Tode herauskamen, sind allgemein bekannt, und mit Recht geschätzt, wenngleich die heutige Fassung mancher Abschnitte derselben nicht mehr überall der ursprüngliche Text, sondern ein nach besonderen Rücksichten nachträglich veränderter ist.

Von Campan's litterarischen Versuchen in Versen und Prosa hat sich nichts erhalten. Ob er ein bedeutendes Talent gehabt und großer Leistungen wäre fähig gewesen, muß dahingestellt bleiben. Gewiß aber fehlte ihm die tüchtigste Grundlage nicht, sofern die größte Reinheit des Sinnes und die tiefste Wahrheit des Gefühls dafür zu rechnen sind.

Möge man seine harmlosen naiven Briefe, die wir künftig mittheilen werden, so unbefangen lesen, als sie geschrieben worden! *) Wen der ächte Ausdruck eines wahren und wirklichen Menschen nicht reizen noch befriedigen kann, wer nur auffallende, krampfhafte und seltsame Züge zu sehen verlangt, der wende von diesem klaren Seelenbilde eines bewegten Stilllebens, wie wir es nennen dürfen, die Augen ab, doch ohne ihm für diejenigen, welche sich an einem solchen erfreuen, die geringe Stelle zu mißgönnen! —

---

*) Die Briefe von Henri Campan erschienen in den „Biographischen Portraits, von Varnhagen von Ense". Leipzig, 1871.

Denkwürdigkeiten Justus Erich Bollmann's.

I.

Wir nennen hier einen Namen, der dem größten Theil ...erer Leser, und besonders den jüngeren, unbekannt klingen ...d. Doch ist er einst laut genug erschollen, und hat ...en Tag erlebt, der ihn für Europa und Amerika zum ...egenstande der aufgeregtesten Theilnahme machte. In den Schriften der Frau von Stael, in den Denkwürdigkeiten des Generals Lafayette, ist er ehrenvoll aufgezeichnet. Aber auch nach der augenblicklichen Berühmtheit, welche die unternommene Befreiung Lafayette's aus dem Staatsgefängnisse zu Olmütz ihm gab, hatte Bollmann fernerhin merkwürdige Schicksale, wirkte mit großartiger Thätigkeit in bedeutenden Verhältnissen, und sein späteres, wenn gleich stilleres und minder besprochenes Leben gestaltete sich nicht weniger betrachtungswerth, als das frühere jugendliche. Durch den Reiz seiner Sinnesart und seines Geschickes, durch die Richtung seiner Kenntnisse und den Umfang seiner Verbindungen, stellt er eines der ausgezeichnetsten Lebensbilder dar, welche sein Zeitalter aus deutscher Heimath in auswärtigen Strömungen zur Erscheinung kommen ließ.

Das die Welt bewegende Ereigniß am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts war die französische Revolution. Alle Staaten und Völker empfanden diese Bewegung, an welcher überall die regsameren Geister Theil nahmen, als wäre sie eine auch ihnen heimische Angelegenheit. Deutsche Kräfte sind zahlreich eingeströmt in jene nachbarlichen Bahnen,

und durch wirksames Handeln wie durch geistiges Ausbilden, sowohl förderlich als gegnerisch, haben wir von Anfang einen bedeutenden Beitrag zu den Kämpfen und Entwickelungen geliefert, welche später allerdings im vollsten Sinne auch die unserigen werden mußten. Allein die Verflechtung deutscher Gesinnungen und Schicksale in den Lauf der französischen Revolution behielt fast immer eine besondere Eigenthümlichkeit, in welcher die Merkmale des Ursprungs unverkennbar blieben, und hieraus entsteht für jene Bezüge ein eigener Reiz, der uns wohl auffordern dürfte, sie näher zu betrachten und zu behandeln. Wir haben ihnen aber bisher nur wenige Aufmerksamkeit gewidmet. Die Geschichtschreibung des Tages sucht sich der großen Begebenheiten und Wandlungen, so gut sie kann, zu bemächtigen, die persönlichen vernachlässigt sie, oder weiß sie nicht aufzufinden. Doch liegt in diesen letzteren nicht selten ein näherer Aufschluß für jene, und immer eine Fülle von Farben und Lichtern, ohne welche die allgemeinen Schilderungen kalt und leblos bleiben. Eine genauere Uebersicht der Verhältnisse, die sich aus der Wechselwirkung deutscher Einflüsse in Frankreich und französischer in Deutschland ergeben haben, würde die fruchtbarsten Betrachtungen hervorrufen. Allein fast alles fehlt uns dazu. Ueber Georg Forster, Schlabrendorf und Oelsner sind einige schätzbare Nachrichten mitgetheilt worden, die jedoch nur den Wunsch nach vollständigeren wecken. Von anderen bedeutenden Namen wissen wir fast nichts, als was die französischen Erzählungen darüber im Vorbeigehen abwerfen. Eine lebendige Darstellung der deutschen Revolutionsversuche in Mainz und Koblenz mangelt noch ganz, und doch könnte das treue Bild dieser Vorgänge wirksamer, als manches andere Mittel, für die Gegenwart zur Lehre dienen.

Die französische Revolution, in ihrem zerstörenden Fortgange, verbrauchte und zerbrach sehr schnell ihre eigenen Werkzeuge, nur die geschmeidigsten und wandelbarsten durchdauerten den Wechsel der stürmischen Entwickelungen. In demselben Maße, wie sich in Frankreich die Meinungen und Ansichten veränderten, geschah dies auch in Deutschland. Jede spätere Gestalt der Revolution büßte einen Theil der

Anhänger ein, welche die frühere gewonnen hatte. Gentz und Stolberg sagten sich schon bei den frühesten Wendungen los, Klopstock und Bürger wurden erst durch die Gräuel der Jakobinergewalt zurückgeschreckt, Fichte'n machte Napoleon's unterdrückende Eroberung zum Gegner; wir nennen die Schriftsteller, weil durch ihre bekannte Namen und Beispiele am leichtesten ganze Klassen bezeichnet werden. So ließ die in raschen Verwandlungen stets wachsende Bewegung keinen Augenblick nach, ihre deutschen Anhänger abzustoßen und zu verlieren, bis endlich selbst die hartnäckigsten bekehrt oder erschöpft waren. Nicht grade die bessere Gesinnung und reifere Einsicht bedingten jedesmal das frühere Loslassen; die persönlichen Einflüsse, Lagen, Aussichten und Erfahrungen wirkten auf die mannigfachsten Gemüthsarten, wie auf die überkommenen und gewählten Denkweisen, sehr verschieden ein. Die wunderbarsten Wahlverwandtschaften wurden wach, die größten Widersprüche hielten sich eng verknüpft, und der innerste Antrieb verbarg sich unter den räthselhaftesten Erscheinungen. Merkwürdig ist es, in diesem vielverschlungenen Gemisch und Wechsel die Hauptzüge des deutschen Karakters im Wesentlichen fast immer verfolgen und fast als unzerstörbar nachweisen zu können, woraus auch den trübsten Verirrungen noch ein leuchtender Funken bleibt, dem die reinste Theilnahme sich widmen kann.

Diese Theilnahme wird unstreitig auch dem Manne nicht fehlen, mit welchem die nachfolgenden Denkblätter sich beschäftigen. Wir haben die eignen Briefschaften desselben, für deren Darbietung wir manchen Dank erwarten, aus mündlicher Mittheilung und eigner Kenntniß zu vervollständigen gesucht, ohne deßhalb den Anspruch zu machen, das hier unvermeidliche aber auch genügende Fragmentarische zur eigentlichen Lebensbeschreibung zu erheben.

II.

Justus Erich Bollmann wurde geboren im Jahre 1769 zu Hoya im Hannöver'schen, wo seine Eltern in geachteten und wohlhabenden Verhältnissen lebten. Er zeichnete sich früh durch Fassungskraft und Lebhaftigkeit aus; mit frischem Geistesmuthe verband er körperliche Gesundheit und Rüstigkeit, er galt für einen kräftig-schönen Knaben, und man zweifelte nicht, daß er in der Welt sein Glück machen würde. Zu den Studien bestimmt, ließ er es an strengem Fleiß nicht fehlen, und bemächtigte sich leicht und gründlich der Kenntnisse, die ihm dargeboten wurden. Seine Einbildungskraft aber war nicht hervorbringend; in den Werken der Dichter suchte er weniger ihre Gestalten, als einen allgemeinen Reiz und Schwung für unbestimmtes Große und Schöne. Mit dieser Richtung jedoch verband er thatfertige Einsicht und feste Besonnenheit, sobald es Verhältnisse der Wirklichkeit zu behandeln gab. Aus diesen Eigenschaften, deren Verknüpfung fast immer zu bedeutenden Ergebnissen führt, bestimmten sich früh sein Karakter und seine Schicksale. Die Umstände trugen dazu bei, seine Eigenheiten noch schärfer auszubilden. Die Familie war zahlreich, und es galt als erwünschte Erleichterung des Hauses, daß angesehene und freundliche Verwandte im südlichen Deutschland sich erboten, einen der Söhne zu fernerer Fürsorge und Ausbildung bei sich aufzunehmen. Justus Erich wurde hiezu ersehen, und kam in das Haus seines Vetters, des badischen Staatsraths Brauer, nach Karlsruhe. Er fand hier anmuthige, dem norddeutschen Jünglinge besonders zusagende Lebensverhältnisse, in welchen neben strenger Ehrbarkeit und Ordnung eine freimüthige Sinnesart gedeihen konnte. Besonders wichtig wurde ihm auch das Haus des berühmten Lehrers der Staatswirthschaft und Gewerbkunde, des Hofraths Böckmann, der ihm gleichfalls verwandt war, und durch dessen Unterricht und Verkehr in ihm frühzeitig die Neigung zu diesen wichtigen Fächern geweckt wurde. Die Kenntnisse und Fertigkeiten, deren er sich in dieser Richtung hier ohne Mühe bemächtigen konnte,

und für welche das nahe Murgthal mit seiner vielartigen Betriebsamkeit den Reiz noch erhöhen mußte, fingen schon damals an, mit seinen ärztlichen Studien, für welche er sich entschieden hatte, zu wetteifern. Er legte aber auch in diesen letzteren schon hier einen vortrefflichen Grund, und bezog darauf, wohlvorbereitet, die Universität Göttingen.

Unter den jungen Männern, mit welchen er hier Freundschaft knüpfte, waren manche, deren Namen nachher berühmt geworden. Eine höhere Gedankenrichtung im Betrachten der Natur und des Lebens, und ein kühnerer Drang, die Welt im Großen anzuschauen, vereinigte ihn mit dem Arzte und Naturforscher Link, der bald nachher als öffentlicher Lehrer nach Rostock berufen wurde. Vorzüglich aber schlossen sich an Bollmann mehrere junge Engländer innigst an; sie schienen in seinem Wesen alle Vorzüge des englischen Karakters wiederzufinden, ohne den Stolz und die Schroffheit desselben. In der That hatte er frühzeitig eine starke Hinneigung zu der englischen Sinnes- und Handlungsweise, und befestigte sich leicht in den Ansichten, welche ihm daher überkamen. Für englische Sprache und Litteratur war seine Vorliebe schon hier entschieden.

Nachdem er in Göttingen die Würde eines Doktors der Arzneiwissenschaft empfangen, begab er sich im Herbst 1791 nach Mainz, wo er den Unterricht des berühmten Arztes Hofmann und des großen Anatomen Sömmering benutzte. Er kam hier auch mit dem Weltumsegler Georg Forster, der als Bibliothekar und Professor in Mainz angestellt war, und mit dem liebenswürdigen Schriftsteller Huber, der daselbst als sächsischer Diplomat lebte, in vertraute Bekanntschaft, und nahm an dem Gegenstande, der diese beiden Männer begeisterte und bald ausschließlich beschäftigte, den regsten Antheil. Die französische Revolution schien eine Verkündigung an das ganze Menschengeschlecht, und ihre Bewegungen schritten wie im Inneren so auch nach außen unaufhaltsam vorwärts. Bollmann hegte zwar gemäßigtere Denkart als seine neuen Freunde, und verwarf manches, was sie billigten, allein im Allgemeinen stimmte er den Wünschen und Bestrebungen der Freiheitsfreunde eifrigst bei, und die Gluth

seiner edlen Gesinnungen setzte bereitwillig eben solche überall voraus, wo nur eine Stätte dafür möglich schien.

Er begab sich von Mainz wieder nach Karlsruhe, wo er im Kreise seiner Verwandten und Freunde einige Zeit angenehm verlebte. Doch gab er sich, bei dem Mangel eingreifender Vorgänge und anziehender Beschäftigung, allzusehr den Zerstreuungen jugendlichen Umgangs hin. Er gefiel auch besonders den Frauen, und seine aufgereizte Eitelkeit konnte ihn leicht auf Abwege führen. Allein der romantische Schwung, welchen seine Lebensvorsätze genommen hatten, und die sittlichen Ansprüche, die er an sich selbst machte, bewahrten ihn vor größeren Verirrungen. Eine verheirathete Frau verliebte sich in ihn, und wußte durch ihre Leidenschaft ihn so weit zu gewinnen, daß er sich von dem schmeichelhaften Wohlgefallen einige Zeit befangen ließ; als aber dieser Austausch von Empfindung und Vertrauen für die bestehenden Verhältnisse wirklich störend zu werden drohte, erwachte in Bollmann der Stolz seiner Grundsätze, und er wandte die Macht, welche er ausübte, mit Erfolg dazu an, die Frau zu ihrem Gatten zurückzuleiten. Er glaubte, wie er selbst nachher sagte, recht weise zu thun, als er nach vielen schönen Reden es dahin brachte, sie ihrem Manne in Thränen schwimmend in die Arme zu werfen. Auf solche Weise mit Selbstverläugnung Handlungen des Edelsinns und der Großmuth auszuüben, war tief in seinem Karakter begründet, in welchem lebhafte Reizbarkeit und ernste Ueberlegung sich gegenseitig nicht unterdrückten. Seine späteren Handlungen, Unfälle und Erfolge, lassen sich alle aus dieser Mischung ableiten.

Inzwischen war ihm durch diese und andere Mißverhältnisse, welche in dem kleinen Kreise gar leicht entstanden und gewichtig wurden, der Aufenthalt in Karlsruhe verleidet. Zudem war es Zeit, daß er seiner Bestimmung folgte und in der großen Welt sich eine Laufbahn wählte. Der nächste Blick mußte natürlich auf Frankreich und dessen Hauptstadt gerichtet sein, wo von jeher für deutsche Aerzte ein günstiger Boden war, und obgleich Bollmann durch den Gang, welchen die französische Revolution in der damaligen Zeit genommen, längst nicht mehr angezogen war, vielmehr gegen die dort

herrschende Tagesgewalt eine entschiedene Abneigung fühlte, so war doch das Verlangen, sich in dieser großen Welt umzusehen und die Gelegenheit des Wirkens und des Glücks aufzusuchen, für ihn um so bestimmender, als auch die Seinigen ihm diesen Weg anriethen, und ein in Frankreich lebender Oheim denselben sehr zu erleichtern versprach.

An Empfehlungen und vorausgeknüpften Bezügen mangelte es nicht, und so reiste Bollmann im Anfange des Jahres 1792 von Karlsruhe hoffnungsvoll nach Straßburg, und bald darauf nach Paris. Seine ferneren Verhältnisse und Wendungen gehen aus nachstehenden, an seine verehrungswürdige Freundin und Base, die Staatsräthin Brauer, in die Heimath nach Karlsruhe geschriebenen Briefen hervor, welche wir in der Zuversicht, daß ihr Inhalt und Ausdruck gleicherweise zu lebhaftem Antheil auffordern, unverändert hier folgen lassen.

1.

Straßburg, den 14. Februar 1792.

Liebe Frau Base! Ich habe Ihnen sogleich nach meiner Ankunft hier geschrieben, aber bis jetzt auf diesen Brief noch keine Antwort erhalten, vermuthlich auch nicht zu erhalten verdient; denn ich erinnere mich, daß ich sehr munter war, indem ich ihn schrieb, — sollt' ich es zu sehr gewesen sein, so bitte deßwegen um Verzeihung!

Sie werden sich wundern, darüber sowohl, daß ich noch hier bin, als daß ich Ihnen noch nicht gesandt habe, was Sie schon längst erwarten konnten. Beides ist mir selbst sehr unangenehm, doch bin ich's unvermögend zu ändern. Auf drei Briefe nach Paris erhielt ich immer keine Antwort, und erst gestern erfahre ich vom Freunde meines Onkels, an den die Briefe adressirt sind, er sei bis jetzt noch nicht in Paris angekommen. Meine Briefe liegen also noch bei diesem Freunde; daß mein Onkel sie aber nicht schriftlich abgefordert, ist wenigstens ein Beweis, daß er nach Paris kommen wird. Irgend etwas muß ihn aufgehalten haben; Sie wissen indeß, wie ich von Ihnen wegging, können sich

also das Unangenehme meiner gegenwärtigen Lage denken, und werden mich entschuldigen.

Die Unannehmlichkeiten abgerechnet, worein man sich fügen muß, befind' ich mich wohl. Das genauere Studium der französischen Geschichte, vorzüglich in den letzten Jahrhunderten, und die Verfolgung des Spiels menschlicher Leidenschaften, im Gewirre der Gegenwart, machen meine Zeit interessant und nützlich; und der Umgang in der Familie des Herrn von Türckheim, worin einige ausgezeichnet gute Menschen sich befinden, und verschiedene junge Frauenzimmer, von denen es schwer fällt zu entscheiden, ob sie mehr schön oder witzig sind — gewährt mir mehr vergnügte Stunden, als ein genügsamer Mann zur glücklichen Existenz von Rechts wegen nöthig hat. Noch vollhaltiger an Interesse und Lebhaftigkeit würden diese Gesellschaften sein, hätten nicht die politischen Unruhen ihnen verschiedene der besten Mitglieder entwandt. Ueberall ist Uneinigkeit und Spaltung, überall begegnet man den traurigen Folgen davon — die Demokraten sagen, das sind unvermeidliche Uebel — aber die guten Früchte der gegenwärtigen Verfassung sucht man vergeblich. Die Demokraten selbst sind uneins. Die Mitglieder des deutschen Klubs geriethen vor sechs Tagen so heftig an einander, daß die Wache kommen mußte, sie zu beruhigen. Seitdem sind über die Hälfte der Mitglieder — Halb-Aristokraten — in eine neue Gesellschaft zusammengetreten. Viele sind gegen den Maire aufgebracht, stündlich erscheinen Broschüren für und wider. Die Hälfte der Bürger glaubt überzeugt zu sein, daß die Konstitution der Kabale Thür und Thor öffne. Menschen, die nichts zu verlieren haben, Fremde zum Theil, wovon niemand weiß, woher sie kommen, drängen sich vor. Die besten Köpfe fühlen sich beleidigt und treten zurück. Von achttausend Aktivbürgern in Straßburg gingen nur vierhundert zu den Wahlen. Von sechzigtausend in Paris nur zehntausend. Und so ist es verhältnißmäßig durch ganz Frankreich. Ein Gemeiner unter der Nationalgarde bekömmt täglich fünfzehn Sous. Ein Gemeiner von den Linientruppen täglich acht Sous. Die undisciplinirten Nationalgarden haben den Rang in allem vor den alten, bewährten Truppen. Daher

die äußerste gegenseitige Erbitterung. Daher sind die Linientruppen fast alle gegen die Konstitution. — Nicht minder stark ist die Religionserbitterung. Die Kirchen der geschworenen Priester sind leer; und die ungeschworenen lassen heimlich nichts unversucht, ihren Anhang zu vergrößern. Zu allem dem kommt noch der Mangel an Geld und der entsetzliche Verlust der Assignaten; sie verlieren vierzig Procent. Alle schlechte Menschen nehmen diesen Zeitpunkt wahr, um ihre Schulden abzutragen, die zum Theil in baarem Gelde gemacht wurden. Kurz, die Ungerechtigkeiten sind ohne Zahl, die Kabalen ohne Maß, die Zerrüttungen ohne Gränzen. Noth und Erbitterung ist allgemein, und nur eine gewaltsame, blutige Krise — in deren Wünschung allein sich alle, alle Köpfe, aus Hoffnung und Verzweiflung, vereinigen — wird den Jammer zu gleicher Zeit auf's äußerste treiben und endigen können. Doch glaub' ich, daß Jahrhunderte erfordert werden, die Spuren der traurigen Tage ganz zu verwischen! — Ich schriebe gern noch weiter, aber die Post geht fort, und ich möchte gern den Brief noch heute fortsenden. — Leben Sie also wohl. Empfehlen Sie mich dem Herrn Vetter, den lieben Kleinen, dem Griesbach'schen Hause — und bleiben Sie ein bischen gut Ihrem Sie herzlich liebenden Vetter Justus Erich Bollmann. (Chez M. Jean de Türckheim.)

2.

Paris, den 15. März 1792.

Gleich nach Abgang meines letzten Briefs an Sie, liebe Frau Base! erhielt ich Nachricht von meinem Onkel, sparsames Reisegeld, und strengen Befehl, sogleich nach Paris zu ihm zu kommen. An Ort und Stelle war ich gezwungen, in demselben Gasthofe und auf demselben Zimmer mit ihm zu wohnen. Sie wissen, er ist ein sehr braver Mann; aber er ist ein vierzigjähriger Hagestolz, ein Kaufmann und ein Engländer, — folglich ist er rauh und unbekannt mit vielen Freuden des Lebens, geldliebend und ein Freund von Essen und Trinken. Drei Wochen lang kam ich nicht von seiner

Seite, und was macht' ich in dieser Zeit? — Er war über und über voll von Plänen, deren Ausführung mich zum reichen Mann machen sollten. — Schon Morgens im Bette fing er mir sie vorzutragen an, und selten hatt' ich bis zu zwölf Uhr Zeit genug, um sie gründlich zu widerlegen. — Petersburg, meint' er, London, Philadelphia ꝛc. wären sehr gute Plätze für mich, und ich zweifle nicht, daß seine redlichen Wünsche für mein Wohl mich unverzüglich nach Sibirien verpflanzen würden, wenn man ihn überzeugen könnte, es sei da viel zu verdienen. Um zwölf Uhr wurde gefrühstückt, dann spaziren gegangen, dann gegessen, oder geschmaust vielmehr, bis um fünf Uhr, dann das Schauspiel besucht, dann zu Nacht gespeist, dann Punsch getrunken. Den folgenden Tag dieselbe Wiederholung, und so ging's fort, ohne daß ich sonderlich etwas gewonnen hätte, es sei denn einen kleinen Zuwachs in der Fertigkeit, sich in die grämlichen und zuweilen ein bischen despotischen Launen eines Mannes zu fügen, dem man Dankbarkeit und Liebe schuldig ist, und der im Ganzen sie verdient. Da mir's indessen nicht so leicht wurde, wie's billigerweise mir hätte werden sollen, so war ich recht sehr aus meiner Behaglichkeit herausgeworfen, gab also auch meinen Freunden in Straßburg keine Nachricht von mir — denn Unthätigkeit ist von Unzufriedenheit eine natürliche Folge — und so kam's denn, daß ich Ihren Brief vom 14. Februar erst heute erhielt. — Die Wahrheit zu sagen, ich hab' ihn nicht erwartet. Der Mangel an Antwort auf mein erstes an Sie Erlassenes (um kaufmännisch zu reden), die Ueberzeugung, meine Zeit in Karlsruhe nicht ganz so regelmäßig zugebracht zu haben, wie ich's gesollt hätte, und ein gewisser Hang zu melancholischen Ideen, der aus alten Zeiten Ihnen noch bekannt sein wird, ließen das Schlimmste mich fürchten. Aeußerst gefreut hat mich daher Ihr lieber, Ihr guter, Ihr herzlicher Brief, weil er mich äußerst überraschte. Er hat mich mehr entzückt, wie das erste gesehene große pantomimische Ballet in der hiesigen großen Opera — welches sehr stark gesagt ist, und dennoch nicht weniger wahr.

Mein Aufenthalt in Paris wird fünf bis sechs Monate dauern, weil ich gern diese Stadt ganz kennen lernen und

der Sprache ganz mächtig werden möchte. Ich werde einige Vorlesungen über Chemie und Physik hören, in der Entbindungskunst unter Baudeloque's Anleitung mich praktisch vervollkommnen, und die Hospitäler besuchen, um zu sehen, wie man nicht praktisiren muß. Um mir indeß Erfahrung in einem Zweige meiner Kunst zu verschaffen, den ich vorzüglich liebe, um mich unabhängiger von meinem Onkel zu machen, um dessen eigene Wünsche zu erfüllen, und um — Geld zu verdienen, werd' ich mich in den öffentlichen Blättern als Okulisten ankündigen und dem geneigten Publiko meine Dienste gegen baare Bezahlung entbieten. Der glückliche oder unglückliche Erfolg dieses Projekts hängt von vielen Umständen ab, und läßt sich schwerlich voraussehen. Die Wahrscheinlichkeit indessen für's erste ist ein bischen größer. Ich habe just Hoffnung genug, um thätig zu sein, und doch keine so gespannte Erwartung, um mich zu ärgern, wenn's nicht ginge. — Geld verdienen also! mit den feisten Hamburgern zu reden, bin ich noch nichts werth, aber es geht darauf zu, um etwas werth zu werden. Die neuen Staarmesser liegen vor mir; sie sollen das Hebezeug werden, um die Börsen meiner Nebenmenschen zu lichten, und meine Hand soll dies Hebezeug dirigiren! — Es fällt mir ein bischen schwer, mich aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten. — Es ist traurig, daß alles, alles Interesse beinahe zuletzt bis auf's Geldgewinnen zusammenschrumpft. Wer das Herz zu weit hat und den Kopf zu helle, um sich bis auf diesen Punkt beschränken zu können, der bringt nie was recht Beträchtliches vor sich! — O! ich darf nicht sagen, wo mich überall der Schuh drückt! — Wie gut, daß die meisten Leute die engen Gränzen unserer Kunst nicht wissen! — Der Glauben der Leute an die Kunst des Arztes muß das Brod geben, der Mensch in ihm muß nutzen. Man muß sich des Glaubens an die Kunst bedienen, um dem Menschen einen Wirkungskreis zu verschaffen. Man muß sich die scheinbaren Dienste bezahlen lassen, um das Leben für die unbezahlbaren zu fristen! — Das alles ist nicht ganz strenge wahr, aber es ist doch wahr im Ganzen, und es ist zugleich der Trost des redlichen Mannes!

Sie erwarten wohl, liebe Frau Base! viel Wichtiges

über Paris, diesen großen Mittelpunkt der Wissenschaften, des Geschmacks, des Luxus und der Verhandlung der Rechte der Menschheit! — aber die Wahrheit zu sagen, so kenn' ich's noch zu wenig, um viel Vernünftiges davon zu sagen. — Der erste Anblick dieser ungeheuren Stadt muß jedem eckelhaft sein! Die Straßen sind zwar gerade, aber entsetzlich enge, und die Häuser entsetzlich hoch. Man glaubt sich in einer Felsenspalte fortzubewegen. Wer nicht im fünften Stock wohnt, der kann den Himmel nicht sehen, es sei denn, daß er rückwärts den Kopf zum Fenster hinausstreckt und senkrecht über sich schaut. Dies verschafft indessen nicht wenigen Leuten den Vortheil, daß sie bei hellem Tage, wie aus einem tiefen Brunnen, die Sterne sehen können. Diese engen Straßen haben nur Eine Gasse; das Pflaster läuft abwärts von den Häusern zur Mitte; sie sind mit einem sehr dicken Kothe bedeckt; Karren, Pferde, Kutschen, Menschen und Esel arbeiten denselben gemeinschaftlich durch einander, denn Fußbänke sucht man zur Seite vergebens. — Ich habe mich sehr lange bemüht, die vortheilhaften Seiten dieser Unannehmlichkeiten auszufinden, um mich besser damit vertragen zu können, und ich bin endlich so glücklich gewesen, zu entdecken, daß die ersten Gründe des französischen Nationalkarakters in diesen engen Straßen, in diesem Mangel an Fußbänken, und in diesem Kothe zu finden sind. Jedermann weiß, Gewandtheit des Körpers und Schlauheit der Seele sind die Hauptzüge desselben; ist es aber zu verwundern, daß man gewandt wird, wenn man beständig auf den Fußspitzen hüpfen, wenn man unter allen nur denkbaren Stellungen und Windungen sich um Savoyarden, Perückenmacher, Mehlkrämer und Laternenweiber jeden Augenblick wegschieben muß, damit man das Aussehen eines reinlichen und rechtlichen Mannes nicht verliere! — ist es zu verwundern, wenn man zu gleicher Zeit immer vorwärts und rückwärts sehen muß, um nicht gerädert zu werden? — Lachen Sie nicht, liebe Frau Base! der Karakter des Volks bildet sich nach dem Karakter der Hauptstadt; dieß kann man in Deutschland sehen, wo weder eins noch das andere Statt hat; kleine Ursachen, aber die unabläßig wirken, erzeugen große Effekte; selbst zufällig erworbene Eigenschaften

werden zuletzt erblich — hinter diesen drei Bollwerken bin ich für jeden Einwurf sicher! — Es stehe indeß mit der Wahrheit dieser Bemerkungen, wie's wolle, genug, auf die Originalität derselben bin ich stolz, und eben deßwegen bin ich durch Vermittelung der bekannten Selbstliebe jetzt ausgesöhnt mit den schmutzigen Straßen. — Sollten sich übrigens in Ihrer Bekanntschaft Melancholische und Trübsinnige befinden, so geben Sie ihnen den Rath, sich auf eine Zeitlang nach Paris zu verfügen, und zugleich den strengen Befehl, in den engen Gassen täglich einige Stunden spaziren zu gehen. Entweder der nothwendige schnelle Uebergang von einer Idee zur anderen kurirt sie, oder auch man fährt sie todt, und sie entweichen alsdann auf einmal der Sünde des Selbstmords und einem lästigen Leben. Dies Mittel ist auf jeden Fall zweckmäßig, und weil ich's in keinem Schriftsteller noch angeführt finde, so werde ich dasselbe der gelehrten Welt in einem kleinen Traktate bekannt machen. Dies Werkchen wird früher erscheinen, als das bewußte, und da Sie natürlicherweise auf die versprochene Dedikation äußerst begierig sind, so bin ich gesonnen, sie diesem Vorschlag eines neuen Mittels gegen die Melancholie vordrucken zu lassen. Ich hoffe Ihren Beifall hierdurch um so mehr zu verdienen, da der menschenliebende Inhalt dieses Werkes mit Ihrem menschenfreundlichen Herzen sich weit besser verträgt, als sich die Grübeleien eines anderen vertragen würden mit dem einfachen und liebenswürdigen Gang Ihres Verstandes! —

Vom Palais-Royal, den Tuillerien u. s. w. sag' ich Ihnen heute nichts. Eben so wenig von den Schauspielen, — aber ich werde mich bemühen, dies nachzuholen, wenn meine Sachkenntniß gründlicher ist, wie jetzt. —

Die Nationalversammlung und ihre einzelnen Mitglieder sind bald der Gegenstand der Anbetung, bald des Gespötts, bald der Verachtung. Im Ganzen ist es ein wüthendes Chor. Ein großer Haufe leidenschaftlicher, übelunterrichteter, eigennütziger, ehrgeiziger Menschen, unter denen einige Brave in Unthätigkeit begraben sind. — Die Klubs tyranniſiren das Volk. Ihre Mitglieder sind der neue Adel. — Man fängt an, vorzüglich die Jakobiner zu hassen. Aristokraten

giebt's in Menge, Demokraten noch mehr, und dennoch sind nur hier und da zwei und zwei Köpfe einig. — Es giebt so viel Arten von Demokraten, als es Modefarben giebt. Der klügste Theil ist der bescheidenste, und seufzt im Stillen. Viele Demokraten sind dies aus Eigensinn und Verzweiflung. Viele sind wirklich hingerissen von der idealischen Schönheit der französischen Konstitution. Sie sehen nicht ein, daß sie nur ein Ideal ist, wie die Republik des Plato. Sie meinen, es müsse und müsse gehen können; da doch ein Werk wie die Konstitution, bei einem Volke, wie das französische, so viele Reibung giebt, daß sie ewig nicht gehen kann. — — — Der einzelnen Unordnungen, die aus dem Zustande des Gouvernements fließen, sind viel; aber die Franzosen sind von Natur sanft und freundlich und gesittet, — sonst würden sie ohne Gränzen sein. — Wer nicht unvernünftig ist, kann sehr ungestört hier leben. Und für den Beobachter ist der Aufenthalt sehr interessant. Es wimmelt von auswärtigen Kaufleuten, die wegen der Wohlfeile der Waaren, in Rücksicht auf den niedrigen Kurs des Papiergeldes; beim Einkauf der französischen Produkte ihre Rechnung finden, und welche die Thätigkeit der Manufakturen und Fabriken des Landes fast erschöpfen. — Der Tod des Kaisers hat viele Köpfe auf einige Tage schwindlich vor Freude gemacht. Die Jakobiner betrauern ihn mit scharlachrothen Mützen. — —

Ich danke nochmals, liebe Frau Base! für Ihren gütigen Brief, dessen Zurechtweisungen ich mir gewiß zu Nutzen machen werde, nur muß ich Sie bitten, sowohl in diesem als in allen meinen Briefen, der Eile, womit sie geschrieben werden, etwas zu gute zu halten. — Meine Korrespondenz wird immer weitläufiger, und überdem giebt's in Paris der Zerstreuungen und Beschäftigungen so viele! —

Empfehlen Sie mich dem Herrn Vetter und den übrigen Verwandten und Freunden herzlich! —

Mit meinem Onkel, der meine Angelegenheiten kennt und der noch hier ist, kann ich nicht zur Abrechnung kommen bis jetzt, und muß sehr säuberlich mit ihm umgehen. Er verreist indeß in einigen Tagen, und dann werd' ich sogleich das Bewußte nach dem Kurs der Zeit in Assignaten senden, die

Herr Williard auf Straßburg leicht verhandeln wird! — — Meine Sachen hätt' ich hier gern, doch will ich noch einige Zeit warten, bevor ich sie nachkommen lasse! — —

Einem neuen Brief von Ihnen, und vorzüglich Ihrem sanften und scherzhaften Tadel, der mich vorzüglich gefreut hat, und der mich bessern soll, seh' ich mit Vergnügen und Begierde entgegen. Ich habe immer viel Freude darin gefunden, von Damen mich zurechtweisen zu lassen, und wäre anders die Vorsicht nöthig, so würd' ich einige Fehler mit Fleiß erhalten, um dieses Genusses nie zu entbehren.

3.

Paris, den 19. März 1792. Abends 11 Uhr.

So eben, liebe Frau Base! war ich Augenzeuge einiger nicht uninteressanter Auftritte! — Nehmen Sie noch, als Zugabe, davon die kurze Beschreibung. — Man gab diesen Abend, auf dem Théatre de la Nation, „la mort de César", ein Trauerspiel von Voltaire. — Cäsar, durch viele Siege groß und mächtig geworden, droht die republikanische Verfassung des römischen Reiches umzustoßen. Brutus, Cäsar's Sohn, und Cassius, dessen Freund, zwei unbiegsame Stoiker voll rauher Tugend und übermenschlicher Stärke der Seele, beschließen den Staat zu retten. Sie verschwören sich gegen Cäsar's Leben, dieser erfährt es, und fürchtet sich nicht. Er will die Herzen gewinnen und siegen. Er verachtet ein Leben, das er zu beschützen hätte. Er ehrt die Größe im Karakter seines Sohns, und will sie durch Gegengröße beugen. — Brutus wußte noch nicht, daß er Cäsar's Sohn sei; — wie alle Gründe, alle Bitten sogar umsonst sind, dies stolze Herz zu erweichen, so entdeckt er's ihm. — Die Kämpfe zwischen Natur und Grundsatz in der Seele des mächtigen Brutus veranlassen die schönsten Szenen des Stücks. — Cassius verhärtet wieder den schon halb Erweichten. Vaterlands- und Freiheitsliebe siegen, und Cäsar fällt. — Vermöge der Natur des Stücks ist es voll Beziehung auf Frankreichs jetzige Lage. Und eben deßwegen strömte eine Menge von Menschen

zu seiner Vorstellung hin. Ein großer Platz vor dem Hause war schon von halb vier Uhr an mit Leuten übersäet; — zwanzig und dreißig wurden zu gleicher Zeit hineingelassen, und noch um halb sechs Uhr war nicht alles darin. — Vorzüglich drängten die Jakobiner mit den rothen Mützen sich zu; — viele dieser Leute sind bezahlt, um den Ton anzugeben. — Kein Bienenkorb ist voller von seinen Bewohnern, als dieses sehr geräumige Schauspielhaus es von Menschen war; und vorzüglich war auf dem Parterre, welches allein mehrere Tausend enthielt, ein Kopf auf den anderen gedrängt. — Eben so war's in den Logen, deren sechs über einander dennoch nicht Raum genug enthielten für die zudringliche Menge! — Kaum war das Parterre voll, so begann diese dichte und kaum einer Bewegung fähige Masse unruhig zu werden. Die rothen Mützen wurden auf langen Stöcken geschwungen. Einige brüllende Stimmen erhoben sich in patriotischen Liedern, und nach wenig Minuten sang die ganze Gesellschaft. — Indeß versammelte sich das Orchester. Tausend Stimmen schrien durch einander ça ira, ça ira; und dies Geschrei ließ nicht nach bis zum Gehorsam der Virtuosen. — Man klatschte den Takt zu dieser Arie, das ganze Parterre war nur ein Handschlag, man glaubte eine Maschine vor sich zu sehen, die ein einziger Zug bewegte! — Mehrere Lieblingsarien folgten dieser. Sie wurden vom gleichen Freudenschall begleitet. — Endlich begann das Stück! Nicht wohl mehr wie höchstens zwanzig Worte konnte Brutus hinter einander reden, dann unterbrach ihn das Klatschen. Oft eine Viertelstunde hielt dies an, dann sprach er wieder, dann begann das Klatschen von neuem. Aber nicht genug, daß man klatschte — man vermehrte das Getöse des Beifalls durch eigne dazu mitgebrachte Becken, nach Art der Becken bei Feldmusik! Man schlug sie über den Köpfen zusammen, und ein fürchterliches vielfaches Bravo machte das Getöse noch voller. — Cäsar wurde wenig applaudirt, doch rief man zuweilen „bravo acteur!“ — — Uebrigens kann man sich in Deutschland keinen Begriff von der Vollkommenheit einer solchen Vorstellung machen. Wir bewundern einen Iffland und Schröder! wir bewundern die Einzelnen, — hier sollte

man fragen, wo ist der Akteur, der's schlechter macht, geschweige der vielen, die sie übertreffen! — Endlich wird Cäsar ermordet, aber hinter der Bühne. Man bringt seinen Leichnam. Antonius steht vor ihm, Cäsar's Freund; ihn umringen die übrigen Senatoren. — Antonius überläßt sich seinem Schmerz, er schildert Cäsar's Größe, Cäsar's Güte; er schildert das Verbrechen seines Sohnes; er fordert die Senatoren zur Rache. — Der Akteur sprach warm und gut, und Voltaire hatt' ihm eine Rede gegeben voll Geist und Kraft. — Er forderte die Senatoren zur Rache über Brutus! — Zwei Männer, wovon der eine dicht hinter mir und der andere in der ersten Loge unmittelbar neben mir saß, wurden sehr hingerissen; sie vergaßen sich und klatschten! — Auf einmal entstand ein gräßlicher Lärm im Parterre. Herunter, herunter, schrien sie, der Mann im rothen Kleid herunter! — Er blieb; — das fürchterlichste Geschrei wiederholte sich von neuem; es hielt eine halbe Stunde lang an, und endlich wich der Mann zu meinem nicht geringen Verdruß! Er hätte — NB. über diese Zeilen seh' ich einigen interessanten Bemerkungen und freundschaftlichen Verweisen entgegen — er hätte von der Loge herunter das Wort verlangen, er hätte auf die Freiheit, auf die Rechte, die ihm die Konstitution zusichert, sich berufen sollen. Er hätte fragen sollen, wo das Gesetz sei, das dem Einzelnen seinen Beifall zu geben verbiete. Er hätte erklären sollen, daß er sich eher würde umbringen lassen, als zurückgehen. Er hätte die kaum beklatschten Worte aus Brutus Munde auffassen und sich damit schützen können. Er hätt' es verstehen müssen, diese Festigkeit selbst der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther anzuschmiegen, und so würd' er mit Ehren seinen Platz behauptet haben, statt wie eine feige Memme zu entweichen. — Den Klatscher neben mir hatte man zum Glück nicht bemerkt, und er blieb sitzen. — Endlich endigte das Stück. — Ein Jakobiner erhob sich; er that den Antrag, Voltaire's Büste mit der Mütze der Freiheit zu krönen. Nichts, sagt' er, fehl' ihm sonst noch zu seinem Ruhme. — Diese Idee verschlang urplötzlich alle Gemüther! Ein fürchterliches, anhaltendes, immer steigendes Bravo stürzte von allen Seiten her gegen das Theater so

lange zusammen, bis die Acteurs Anstalt machten, um in's Werk zu setzen, was der einmüthige Wille gebot! Man brachte ein Fußgestell; man setzte Voltaire's Büste darauf von Gyps. — Ein Jakobiner warf seine rothe Trauermütze auf's Theater. Man bemützte damit den grinsenden Voltaire, und so paradirt' er während einem ganzen Lustspiele, das man nach dem Trauerspiele noch gab, auf dem Theater! — Guter Voltaire, wie würdest du lachen, wenn du auferstündest aus deinem Grabe! — —

Armes geblendetes Völkchen! wo sind denn eure Cato's, eure Cassius, eure Brutus? wie viele zeigt uns denn die Geschichte so schöne Ungeheuer? und was vermochten sie im üppigen Rom? wo sind ihre Thaten? — Oder wollt ihr zu der nüchternen Mäßigkeit des alten Roms zurückkehren? — das wollt ihr! — und die ersten Freudenmädchen dieser Stadt sind von den Deputirten, euren Gesetzgebern, euren Vaterlandsvätern, gepachtet? — verjagt die zuvor! zertrümmert die Denkmäler der Kunst! verjagt eure Kaufleute; verbrennt eure Schiffe! zerstört eure Städte! — macht euch dagegen Hütten! pflanzt Kohl, pflanzt Rüben! pflanzt Wälder, um jagen zu können! Hütet eure Heerden! und gesetzt, daß es euch dann gelingt, das schwere Mittel halten zwischen Menschlichkeit und Viehheit; gesetzt, daß ihr das hohe Ideal von Freiheit in diesen Zustand mit hinübernehmen, gesetzt, daß ihr es realisiren könnt! — wie lange würd' es dauern? — oder vermögt ihr dem menschlichen Geiste Fesseln anzulegen, der euch zu gleicher Zeit verfeinert, veredelt und entnervt! nicht weil's an und für sich so sein müßte, sondern um der Schwachheit willen der menschlichen Organisation! — Bollmann.

4.

London, den 14. September 1792.

Liebe Frau Base! Auf meinen von Paris aus, und mit deutschen Buchstaben an Sie geschriebenen Brief hab' ich keinen Gegenbrief erhalten, und ich habe diese Grausamkeit

um desto tiefer gefühlt, je willkommener mir ein freundliches Wort in einer Lage gewesen sein würde, mit deren Unannehmlichkeiten ich Sie bekannt gemacht hatte; weil aber nichts von einmal gefaßten Vorsätzen uns abwendig machen muß, so bleib' ich meinem Versprechen, wenigstens aus jeder großen Stadt einmal an Sie zu schreiben, getreu; und ich erkläre feierlich, daß ich dies immer thun werde, wenn Sie's mir nicht feierlich untersagen.

Mein Onkel, dieses traurige, bemitleidenswerthe Gemisch von Gutheit und Stolz, Anmaßung und Kleinheit, verließ mich bald nach Abgang meines letzten Briefes an Sie, und ließ mich das wohlthätige Gefühl der Freiheit, wiewohl einer sehr nothdürftigen, nach langem Entbehren derselben, endlich wieder kosten. Fest entschlossen, mich künftig ohne denselben zu behelfen, mußt' ich nach Arbeit mich umsehen, und ein gichtbrüchiger Ludwigsritter, behaftet mit dem Spleen des übermäßigen Glaubens an ausländische Aerzte, verschaffte mir bald eine ziemlich beträchtliche gichtbrüchige Bekanntschaft, wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, zuerst wenigstens rechtlich zu existiren, und hernach auch Nutzen von den Anstalten in Paris zu ziehen, Kollegia und Hospitäler zu besuchen, Merkwürdigkeiten zu besehen u. s. w. — Ich würde diese Existenz vermuthlich noch lange fortgesetzt haben, allein der Tod, welchem ich bisher förmlichen Widerstand geleistet und den ich mehreremal glücklich zurückgeschlagen hatte, nahm auf Einmal alle seine Wuth wider mich zusammen. Nicht zufrieden, vermittelst der Hosenlosen alle brave Schweizer sich schlachten zu lassen, schlug er mit schrecklichem Schlagfluß alle meine gichtbrüchigen Ritter zu derselben Stunde, wo das Blut der Schweizer noch dampfte! — Alle meine Kunden starben am 10. August vor Schreck! Was sollt' ich nun förder in Paris noch thun? was konnt' es mir helfen, mir neue Kunden zu verschaffen, an einem Orte, wo so viel wilde Auftritte es platterdings unmöglich machten, die Seelendiät, den wichtigsten Theil meiner Kunst, gehörig zu besorgen? was sollt' ich noch länger der Verwesung entgegenarbeiten, an einem Orte, wo sie entschlossen schien, künftig hausen zu wollen? — Sie war mir überdies zu verschiedenenmalen selbst

auf den Hacken, vorzüglich am 10. August, wo mir eine Pike aufgedrungen und ich fortgerissen wurde mitten in's Gefecht! — Ich faßte den Entschluß, ihr das Feld zu lassen und mich ehrerbietig zurückzuziehen! — Aber wie und wohin? meine erschlagenen Ritter nahmen zum Theil ihre Schulden an mich in's zweite Dasein mit hinüber, und Billets de confiance, auf jene Welt ausgestellt, konnten mir in einem Lande nichts helfen, wo man an jene Welt nicht mehr glaubt! — Haben Sie keine Sorge für mich, liebe Frau Base! Unkraut verdirbt nicht; und Sie werden bald sehen, daß ich, der Mordsucht eine Beute entwendend, worauf sie am meisten gelüstig war, mich königlich aus der Affaire zog.

Unter den verschiedenen in Paris gemachten Bekanntschaften war auch die der Frau von Stael, die Gemahlin des schwedischen Gesandten, die Tochter Necker's, die Verfasserin der Briefe über Rousseau, die sie in ihrem siebzehnten Jahre schrieb. Sie haben wahrscheinlich jene Briefe gelesen, und folglich haben Sie eine Idee vom Geist und von den überwiegenden Fähigkeiten dieser Frau; aber von ihrem Herzen würd' ich mich umsonst bemühen, Ihnen einen würdigen Begriff zu machen; denn wenn ich Ihnen auch erzählte, wie rastlos thätig sie in den Tagen der Bedrängniß für ihre Freunde war, wie sie sich selbst aussetzte, wie sie die äußersten Schritte wagte, auch da, wo durchaus nur das reinste freundschaftliche Interesse, nur der Wunsch Gutes zu thun, sie leiten konnte — wenn ich Ihnen das alles erzählte, Sie würden einen Roman, aber keine historische Wahrheit zu lesen glauben; und folglich verfehlt' ich immer meinen Zweck. Die Frau von Stael hat einen Freund und dieser Freund ist Narbonne, ehemaliger Kriegsminister, und dieser Narbonne ist einer der liebenswürdigsten Männer, die ich jemals gesehen habe. Bei einer sehr weitausgebreiteten Menschen-, Welt- und Litteraturkenntniß, bei einem unerschöpflichen Fonds von Heiterkeit und Laune, bei einem Geist, der unabläßig durchblitzt in allem, was er sagt und thut, hat er diese gänzliche Verläugnung seiner selbst, diese anspruchslose Hingebung an die Umgebenden, welche gewöhnlich nur bei dem reinen Bewußtsein inneren Werths stattfindet, und diese altritterliche Offenheit,

welche in unseren Tagen so selten, und in der großen Welt ein Wunder ist. Dies vorausgesetzt, werden Sie eben nicht unnatürlich finden, daß die Frau von Stael ihren Freund Narbonne lieb hat, und um so weniger, wenn ich Ihnen sage, daß diese Frau von Stael — nicht verheirathet, sondern gekuppelt ist an einen Mann, der nicht einmal die Zubereitung eines Kartoffelgerichts, und also noch viel weniger das Pulver erfunden haben würde. Sie werden ferner nicht unnatürlich finden, daß Narbonne, bei einer hinlänglichen Anzahl von Scheingeschäften, um seine Vernunft mit seinem Herzen einstimmig zu machen, die Armee verlassen hatte, um nach Paris zu kommen und seine Freundin zu sehen. Wenn Sie sich nun erinnern, daß die Jakobiner Todfeinde von Lafayette, von Narbonne und von allen wackern Leuten sind, die ihnen anhängen, wenn Sie sich erinnern, daß der 10. August die unumschränkteste Gewalt in die Hände dieser Horde von Bösewichtern gegeben hatte, und wenn ich Ihnen zu dem allen noch sage, daß Narbonne, dessen Gegenwart in Paris man wußte, der erste auf der Liste der Schlachtopfer war, deren ihr Blutdurst habhaft zu werden suchte —: so werden Sie sich ungefähr eine Vorstellung von der Angst machen können, worin ich die Frau von Stael antraf, als ich den 14. August Morgens in ihr Zimmer trat. Narbonne war bei ihr; man sah mich bald als das einzige Mittel an, ihn zu retten. — Eine Menge von Motiven, wozu jedoch die Schönheit der Frau von Stael nicht gerechnet werden kann, zu meiner nicht geringen Beruhigung, — denn sie ist häßlich — stürmten auf meine Seele los, und die Freude, diesen Mann retten zu können, der so schön, so edel und ruhig vor mir stand, und der süße Gedanke, dieser Frau die Ruhe wiedergeben zu können, die sie für ihren Freund verlor, und die sie für sich selbst nicht verloren haben würde, und die Genugthuung des unbeschränkten Vertrauens, welches man in dieser kitzlichen Sache auf mich setzte, — dies alles, dem ich nichts als die augenscheinlichste Gefahr meines Kopfes entgegenzusetzen wußte, wirkte so mächtig auf mich, daß die erste Idee der Möglichkeit sehr bald zur Festigkeit des Entschlusses reifte! — Die Sache einmal unternommen, wurde

auf ihre Ausführung durch ruhige und überlegte Maßregeln hingearbeitet; ich hatte, was mir niemals gefehlt hat, Freunde, auf die ich zählen konnte, Deutsche überdies, also Leute von kaltem Blut und Courage; Glück, Gegenwart des Geistes und Muth ließen uns manche Gefahren überwinden, wir kamen glücklich nach Boulogne, während man vor uns und hinter uns andere Flüchtlinge arretirte; wir flogen im Sturm über die See, und liefen wohlbehalten am 20. August Abends um 6 Uhr in dem Hafen von Dover ein. — Wir setzten hernach unsere Reise weiter fort bis hieher, wo wir uns bei der Madame de la Châtre, einer sehr liebenswürdigen Französin, logirten. Kaum hatten wir uns von der Reise ein bischen erholt, so bekam unsere freundliche Wirthin die traurige Nachricht von der Arrestation verschiedener Personen in Paris, die sie sehr nahe angingen, und die sie sehr liebte. Von Natur sehr zart und empfindlich, fiel sie bei Lesung des Briefes in fürchterliche Krämpfe, die sich von Stunde zu Stunde erneuerten; und das ging zwei Tage lang so fort. Nach und nach kam Hoffnung und Ruhe wieder; glücklicherweise waren die Freunde der Madame de la Châtre am Abend vor der Ermordung der Gefangenen aus der Abbaye entkommen; man erwartet sie jetzt mit noch verschiedenen Anderen; auch die Frau von Stael wird in kurzem hieher kommen; alle diese Leute zusammen, vermuthlich der Kern von Frankreich, reine Freunde der Revolution, und gleichweit entfernt vom Wahnsinn der Emigrirten in Koblenz und von der Wuth der Jakobiner, werden, eine kleine französische Kolonie, in der Nähe von London sich etabliren, und den weiteren Gang der Angelegenheiten ihres Vaterlandes, dem sie jetzt nicht dienen können, abwarten!

Verhältnisse wie die obigen, zusammen und gegenseitig hülfreich mit einander durchlebt, machen die Scheidewände plötzlich fallen, welche die Eitelkeit und der Wahn oft zwischen Menschen und Menschen setzt; man rückt sich näher; man kömmt auf einmal mit vielen Punkten herüber und hinüber in Berührung, und der Neuling, der Fremdling, tritt in den Platz bejahrter Freunde. — Dies ist gegenwärtig ungefähr mein Fall. Ich habe mich nicht weigern können, mit diesen

Menschen, von denen ich überzeugt bin, daß sie mich lieben, eine Zeitlang zu leben. Ich werde mit ihnen einige Monate auf dem Lande zubringen, und während dieser Zeit der englischen Sprache und Litteratur in glücklicher Ruhe mich widmen.

Die unbegränzte Güte Narbonne's und der Frau von Stael setzen mich überdies in den Stand, meinen ersten Reiseplan zu verfolgen, und hernach meine Praxis anzufangen, ohne um die ersten Augenblicke in Verlegenheit zu sein; denn ich habe — doch von diesen Umständen und dem, was damit in Verbindung steht, red' ich Ihnen ein andermal. Es würde mich heute zu weit führen, und ich fürchte so schon Ihre Geduld zu mißbrauchen. — Genug, ich glaube einen wesentlichen Schritt gethan zu haben, nicht nur um mein eignes, sondern auch um das Glück mancher meiner Freunde zu gründen; und ich kann die Früchte desselben um so ruhiger genießen, je weniger ich dieselben vorhersah, je weniger ich um ihretwillen handelte, und je sorgfältiger ich mich auch für die geringsten Ansprüche hütete! —

Ueberzeugt, liebe Frau Base! von dem gütigen Antheil, den Sie und der Herr Vetter u. s. w. an meinem Schicksal nehmen, würd' ich ein Verbrechen zu begehen geglaubt haben durch Vorenthaltung dieser Nachrichten. — Ich sehe mich endlich auch im Stande, meine Schuld, mit herzlichem Dank für Ihre Güt' und Nachsicht, Ihnen abtragen zu können. Sie werden dieselbe von Böckh bezahlt erhalten, dem ich heute eine Anweisung auf Straßburg zusende. Sollt' Ihnen dieser schuldig geblieben sein bis jetzt, so fall' Ihr Unwill' auf mich. Das durchaus unvorhergesehene Betragen meines Onkels verzögerte eine Bezahlung an ihn auf so viel Monat, als ich auf Tage rechnete; doch würd' ich andere Anstalten getroffen haben, hätt' er mir nicht geschrieben, es geh' ihm wohl! Mein Aufenthalt in Frankreich war mir sehr nützlich und von unbezahlbar wohlthätigem Einfluß auf mein ganzes Leben. Ich habe die Menschheit im Großen arbeiten gesehen mit denselben Triebfedern, womit sie im Kleinen wirkt. Ich bin mit dem Detail vieler Begebenheiten und Verhältnisse bekannt geworden, worin ich fremd sein um vieles nicht möchte. Sehr

gerne würd' ich Ihnen manches über die französische Revolution, über die Haupttriebfedern derselben und über den Karakter der wichtigsten handelnden Personen mittheilen, erlaubte der enge Raum eines Briefes auch nur einigermaßen erträglich von diesen Dingen zu reden. — Sollten indeß diese oder jene Punkte Sie oder den Herrn Vetter vorzüglich interessiren, so werd' ich auf bestimmte Fragen mit vielem Vergnügen und mit möglichster Vollständigkeit antworten. Ich habe Paris um so lieber verlassen, weil in den Augenblicken meines Weggehens durchaus alle Lehranstalten in Unordnung geriethen, und weil, vorzüglich in meinem Fache, nichts mehr zu profitiren war, man möchte denn die Amputation des Kopfes für etwas rechnen, die häufig zu sehen war, die aber in der gewöhnlichen Praxis nicht vorzukommen pflegt. — Hier bin ich in der glücklichsten Ruhe, in der ausgesuchtesten Gesellschaft, und in dem angenehmsten Wechsel von Arbeit und Zerstreuung! —

Sie werden mich recht sehr erfreuen, wenn Sie mir baldmöglichst einige Nachricht von sich zukommen lassen: in der angenehmen Erwartung derselben bin ich, liebe Frau Base, Ihr Sie kindlichliebender Pflegesohn

J. E. Bollmann.

(Chez M. Talleyrand-ancien Evêque d'Autun, Kensington-Square.)

5.

Frankfurt am Main, den 28. August 1793.

Gute, inniggeliebte, vernachlässigte, aber nie vergessene Freundin! Der Ueberbringer dieses Briefes ist Herr Pannifer, ein guter braver Landsmann von Ihnen, welchen ich in London kennen lernte, und mit dem ich vergnügt und angenehm von dort bis hieher reiste. — Ihren Brief, den einzigen, welchen Sie mir nach London geschrieben, hab' ich richtig erhalten; ich hab' ihn oft beantworten wollen, und ich würd' es mir zum Verbrechen rechnen, es nicht gewollt zu haben,

aber die Ausführung des guten Vorsatzes ist immer verzögert worden, vorzüglich dadurch, daß ich immer den Augenblick abwarten wollte, um Ihnen eine gewisse angenehme Nachricht geben zu können, und daß eben dieser Augenblick nicht kam. — Ich bin gegenwärtig auf einer Reise nach Berlin begriffen, die ich eigentlich nicht sowohl zum Vergnügen, als in Geschäften unternommen habe; von wo aus ich wieder nach London zurückkehren werde, wohin meine heißesten Wünsche mich ziehen. Ich bin so sehr eilig, daß ich nicht einmal die Freunde in Offenbach sehen kann. Ich werde von hier bis Berlin Tag und Nacht reisen! Verzeihen Sie daher, liebe Freundin, daß ich diesen Brief so kurz abbreche; ich verspreche Ihnen einen langen und ausführlichen, auf mein heilig Wort, von Berlin aus!

Einstweilen sein Sie versichert, daß, obwohl verwickelt in mancherlei Verhältnissen und mannigfaltig ausgesetzt gewesen, dennoch keine der Besorgnisse gegründet gewesen ist, die Sie in Ihrem Brief an mich äußerten. Ich glaube vielmehr, daß ich besser geworden bin! Mein Herz und mein Karakter sollen immer rein und meiner herzlichlieben Pflegemutter würdig bleiben!

(Meine besten Empfehlungen an den lieben Herrn Vetter und die Freunde. In größter Eile!)

J. E. Bollmann.

6.

Leipzig, den 14. Oktober 1793.

Ich hoffe, liebe Frau Base! daß Sie durch Herrn Vannifex einen Brief erhalten haben, welchen ich in Frankfurt an Sie schrieb. Ich versprach Ihnen darin einen ausführlichen, und mein Versprechen wäre schon erfüllt, hätte ich mir nicht geschmeichelt, Sie persönlich zu überraschen. — Ich glaubte nämlich von Berlin aus zur Armee gehen zu müssen, ich war sogar schon auf dem Wege! aber gekommen bis Fulda, erhielt ich Nachrichten, welche mich nöthigten wieder umzukehren; dies wird Ihnen unten deutlicher werden! —

Ich bin willens, liebe Freundin, Ihnen recht weitläufig zu schreiben, um die Liebe zu Ihrem Pflegesohn und das Vertrauen auf sein gutes Herz zu retten, welche sonst schwankend werden dürften, und die mir doch unendlich theuer sind. Bevor ich aber von dem spreche, was mir in Frankreich und in England begegnete, erlauben Sie mir einen Augenblick auf die Zeit meines letzten Bei Ihnenseins zurückkommen zu dürfen; nicht um Ihnen etwas Neues zu erzählen, sondern nur um der Genugthuung willen, Ihnen selbst gesagt zu haben, was Sie durch eigne Beobachtung und durch andere Personen zum Theil vermuthlich schon wissen.

Mir war nicht so wohl bei Ihnen in der letzten Zeit, als wie im Anfange; ich war weniger offen, weil mein Betragen weniger fehlerfrei war. Ueber mein Billardspielen und über mein Verhältniß mit B. macht' ich mir Vorwürfe, und über beides verdient' ich Tadel. — Meine Finanzen waren durch Billardspielen zerrüttet; ich brauchte mehr Geld, um nach Straßburg zu kommen, als wie ich hatte. Indessen waren meine Bemühungen, dem Freunde Geld zu verschaffen, darum nicht weniger ehrlich; ich würde ohne die eigne Verlegenheit eben so gehandelt haben, nur waren wir übereingekommen, daß er mir etwas abgeben sollte, obwohl er die ganze für ihn gesuchte Summe nöthig hatte. Ich hofft' ihm dieses von Straßburg sogleich wiederschicken zu können, indem ich nicht auf das lange Ausbleiben der Briefe vom Onkel und nicht darauf rechnete, daß er mir nur eben würde zukommen lassen, was nothdürftig war, um bis Paris zu kommen. Diese unedle Leidenschaft des Spiels ist erstorben, wo sie entstanden war, und ich freue mich, Sie versichern zu können, daß ich seitdem nie wieder, außer einige wenige mal mit guten Freunden, spielte! — —

— In Straßburg macht' ich durch Böckmann's Empfehlung die Bekanntschaft von Türckheim's, welche mich sehr lieb, so lieb gewannen, daß sie mir auf ihre Beihülfe zu zählen erlaubten, als der Onkel in Paris mich verlassen hatte. Seit kurzer Zeit haben Umstände, hoffentlich nur vorübergehend, uns von einander entfernt, welche ich selbst noch nicht kenn' und begreife, und wovon ich also nicht reden kann.

In Paris wissen Sie wie's ging. — Sie glauben aber, Ihrem Briefe nach, ich habe meinen Onkel falsch beurtheilt. Ich versichere Sie, liebe Frau Base, auch jetzt, da alle Verbindungen zwischen uns schon längst aufgehört haben, denk' ich noch von ihm wie damals. Er hat alle die Anmaßung eines kleinseligen Emporgekommenen, und die schreckliche Indifferenz der Leute, deren Kopf und Herz leer sind. Er macht beständig sein Glück und seine Arbeitsamkeit geltend; seine Wohlthaten sind drückend, das Betragen desselben gegen meinen jüngeren Bruder, der bei ihm ist, der beste Junge von der Welt, und neuere Vorfälle zwischen mir und ihm haben dies nur zu sehr bestätigt! Sein Wille mag nicht böse sein, aber seine Handlungs- und Denkungsart ist roh, und die vernünftigste Maßregel mit ihm die: alle Verbindungen und Verhältnisse möglichst sorgfältig zu vermeiden! — Er hatt' etwas angefangen, was er nicht konnt' oder wollte. Ich bat ihn also, mir nur noch wenigstens etwas zu geben. Er gab mir sechshundert Livres in Assignaten, und überließ mich Gott und meinem Schicksal in einer ungeheuren Stadt, deren Sprach' ich erst lernen mußte, um mir selbst etwas verdienen zu können. In dieser Zeit schrieb ich Ihnen meinen zweiten Brief; ein Hausknecht, der ihn auf die Post trug, hatte das Porto mir angerechnet, aber nicht bezahlt. Daher der Zufall, daß er Ihnen so spät erst zu Händen kam, und darum hab' ich auch Ihre Antwort nicht empfangen, deren Verlust ich recht schmerzlich bedaure.

Ich hatt' in Straßburg einen gewissen Philipp Heisch kennen gelernt, der in dem Türckheim'schen Hause freundschaftlich umging. In Paris trafen wir uns wieder. Er begleitete dorthin seinen Bruder Friedrich Heisch, einen jungen Kaufmann, welcher bei einem der ersten Banquiers einen sehr guten Platz bekommen hatte. Er blieb ungefähr drei Wochen bei seinem Bruder und ging dann wieder zurück nach Straßburg. — Friedrich Heisch war ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, ein wahres unschuldiges Naturkind. Er hatte die Handlung in einem guten Hause in Straßburg sieben Jahre lang gelernt, war fünf davon in seine Prinzipalin verliebt gewesen, und sprach ihren Namen nicht aus ohne Erröthen.

Seine Seele war rein wie Krystall, er wußte von allem Bösen nichts wie die Namen, und hatt' ein sehr gefühlvolles Herz, das ganz ungetheilt und mit vollem Vertrauen sich hingab! Sie können leicht denken, daß eine so seltene Erscheinung mir nicht gleichgültig war; wir schlossen uns bald äußerst fest an einander, und nahmen ein gemeinschaftliches Zimmer, fest entschlossen, Freud' und Leid mit einander zu theilen.

Mein Heisch war nur Mittags und Abends zu Hause, folglich hatte ich beinahe den Alleingenuß der Wohnung. Ich wendete alles Mögliche an, um französisch zu lernen, bot deutschen Buchhändlern Uebersetzungen französischer Werke an, hörte zwei Kollegia, ließ mich in den öffentlichen Blättern als Augen- und Hautkrankheiten-Doktor für nothleidende Arme ankündigen, bekam sechs bis sieben desperate Patienten, die nicht arm waren, dokterte eine lange Zeit mühsam und nach besten Kräften, brachte einige ein bischen zur Besserung und wurde von keinem bezahlt. Zuletzt fischt' ich einen Abbé auf, der sich die kleine Zehe wegen der übeln am Gehen hindernden Anheilung derselben, nachdem sie gebrochen gewesen war, wollte abschneiden lassen. Wir wurden eins für hundert Livres. Aber kurz vor der Operation fiel mein Abbé in eine Ohnmacht, aus der er sich nur wieder erholte, um mich auf den Knien zu bitten, für diesmal das Abschneiden noch zu verschieben. Ich ging und hab' ihn nicht wieder gesehen! — Dies ist die Geschichte meiner praktischen Laufbahn in Paris.

Diese Zeit würde äußerst traurig gewesen sein, hätten nicht die politischen Begebenheiten angefangen mich zu interessiren. Die damalige Lage Frankreichs war für mich ein weites Feld; ich suchte der Geschichte der Revolution bestmöglichst inne zu werden, beobachtete so viel ich konnte, und erkannte bald (ohne mich für irgend eine der verschiedenen Partheien zu erhitzen) in dem Sturme des Ganzen die fürchterlichste Krise eines seit langer Zeit durch die Folgen aller möglichen Ausschweifungen schwer kranken Staatskörpers. Ich sah einen Haufen, den wilder Enthusiasmus zu großen Bewegungen fortriß; aber nirgends sah ich Freiheit, Gesetzkraft,

Ordnung. Ueberall arbeiteten Privatleidenschaften, vorzüglich Habsucht und Herrschsucht, durch und wider einander. Ueberall war das öffentliche Beste ausgesteckt es, fast nirgends war es wirkliches Ziel! — Schon damals glaubt' ich, daß nichts von Bestand sein würde; ich sah ein üppiges, sittenloses Volk; „die Knaben", sagt' ich, „müssen erst wieder aufwachsen unter Schlachten und Blut, die Mädchen unter Trübsal und Thränen — eher wird's nicht besser!" Und noch jetzt ist mein Wunsch, daß die Krise austoben, aber nicht erstickt werden möge, damit die feindlichen Elemente wahrhaftig sich zerstören, damit die Gluth der Krankheit nicht in's Innere sich verschränke, sondern wirklich erlösche, denn nur unter diesen Bedingungen, däucht mich, kann dauerhaftes Wohl aus der allgemeinen Zerrüttung hervorgehen! — Ob's die Habsucht der Großen erlauben wird, weiß ich nicht!

Wenn ich nicht hell in diesen Dingen gesehen habe, so lag die Schuld wenigstens nicht an den Dünsten der Unmäßigkeit, denn ein mageres Mittagessen für dreißig Sous, ein Endivienfalat Abends, und Rettige mit Butterbrod Morgens — dies war unsere tägliche Kost. Meine sechshundert Livres waren alle, und wir fingen nun an, von der Einnahme des guten Heisch gemeinschaftlich zu leben, immer in der Hoffnung, daß bald eine Gelegenheit auch für mich sich zeigen würde, um was zu verdienen; aber beinahe hätte der 10. August aller Noth und aller Hoffnung auf Einmal ein Ende gemacht. Wir hörten in der Nacht das Läuten der Glocken, und sahen am Morgen das Gewühl des bewaffneten Volks. Mein Heisch mußte zur Arbeit; ich selbst ging mit einem Freund in den Garten der Tuilerien. Wir sahen überall viel Bewegung. Zuletzt kam der König mit seiner Familie, umgeben von Soldaten, aus dem Schlosse, und ging zur Assemblée nationale, deren damaliger Versammlungssaal an jenen Garten stieß. Wir fanden Mittel, uns mit hinein zu drängen. Der König war wie einer, der nicht weiß, was mit ihm ist und mit ihm werden soll, betäubt und kraftlos. Die Königin, voll Hoheit und Würde, schien nur Bedauern für ihre Kinder zu haben, nur Verachtung für die Versammlung und keine Sorge für sich selbst! — Man verhandelte dies und jenes,

als auf Einmal die ersten Schüsse fielen. Die ganze Versammlung verlor den Kopf, mein Freund auch! Er rannte fort wie besessen, natürlich rann ich mit, denn trotz meiner Bemühungen ließ er sich nicht halten. Wie wir draußen waren, ging die Noth erst an; überall Waffen und Schießen; — wir konnten nicht vor- und nicht rückwärts. Mein Freund rettete sich in eine kleine Hütte, wo er in den Schornstein kroch, ich selbst entkam durch's Getümmel!

Einige Tage nachher kam der Herr Gambs zu mir, der Prediger an der schwedischen Kapelle. Er sprach von der Rettung eines Unglücklichen, in großer Gefahr Schwebenden; ich errieth, wer's sei. Er führte mich zur Gemahlin des schwedischen Gesandten, Madame de Stael. Eine hochschwangere, um ihren Geliebten jammernde Frau wirkte stark auf meine Einbildungskraft. Sie können sich's denken, wie sehr sie jammerte, denn ihr Geliebter seit neun Jahren, sollte eigentlich bei der Armee sein. Er war in Paris nur auf ihr Bitten und heimlich, aber man wußte seine Anwesenheit, man war begierig auf seinen Kopf, man forschte nach ihm, und man sprach von Durchsuchung des Hauses. — Eine Frau in Thränen, ein Mann in Lebensnoth, die Hoffnung der Freud' einer gelungenen Rettung, die Aussicht auf England, die Möglichkeit einer Verbesserung meiner Lage, der Reiz des Außerordentlichen — dies alles wirkte zusammen. Mein Entschluß war bald gefaßt. „Ich übernehm' es", sagt' ich, „und will meinen Plan bringen." — Auch dieser war bald fertig! Nur den zweiten Paß zu bekommen hielt schwer. Ich lief drei Tage lang zu allen Engländern, zu allen Freunden, die ich kannte — nichts! Keiner wollt' es wagen! Zuletzt erst fiel mein guter Heisch mir ein. Wir gingen zum englischen Gesandten; Heisch mußte sich für einen Hannoveraner ausgeben. Wir bekamen einen Paß. Er wurde gegen einen anderen eingetauscht von Lebrun, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dann unterschrieben von Petion, dem Maire, und so war's richtig! — Der Name von Heisch war zum Glück auf dem Paß verschrieben, und er mußte sich auch verborgen halten am Tage der Flucht. Er schied von mir mit der Versicherung, mir sobald wie möglich zu folgen; die Stael

hatte ihm ein Geschenk gemacht, während er noch in Paris war. —

Narbonne schlief bei mir die letzte Nacht vor der Abreise. Morgens um 4 Uhr ging's fort. Wir mußten auf die Wachstube voll Menschen gehen, bevor wir zur Stadt hinaus konnten. Das Wort Engländer und unsere Freimüthigkeit verblendeten die Augen. Geplauder über die Meinung der Engländer von der Revolution zerstreute die Aufmerksamkeit. Unsere Pässe wurden endlich unterschrieben. Wir fuhren fort. Verschiedene Wiederholung derselben Szene unterwegs. Wir kamen glücklich nach Boulogne. Wir flogen im Sturm über's Meer. Wir schliefen die zweite Nacht ruhig in Dover. Wir waren am dritten Abend zu Kensington, dem Ziel unserer Reise.

Narbonne ist ein ziemlich hoher, etwas plump gebauter starker Mann, aber dessen Kopf etwas Auffallendes, Großes, Ueberlegenes hat. Er ist unerschöpflich an Witz, an Reichthum von Ideen. Er ist vollendet in allen gesellschaftlichen Tugenden. Er verbreitet Anmuth über das Dürrste. Er reißt unwiderstehlich fort, und macht, wenn er will, einen Einzelnen wie eine ganze Gesellschaft trunken! — Es war nur ein Mann in Frankreich, der ihm in dieser Rücksicht an die Seite gesetzt wurde, und der ihn, meiner Meinung nach, noch bei weitem übertrifft, — dies ist sein Freund, Monsieur de Talleyrand, ehemals Evêque d'Autun. — Narbonne gefällt, aber er ermüdet auf die Länge. Man könnte Talleyrand Jahre lang zuhören. — Narbonne arbeitet und verräth Bedürfniß zu gefallen, Talleyrand entschlüpft, was er spricht, und es umgiebt ihn beständig eine leidenschaftlose Behaglichkeit und Ruhe. Was Narbonne sagt, ist mehr glänzend; was Talleyrand sagt, mehr anmuthig, fein, niedlich. Narbonne ist nicht durchaus für alle Leute, sehr empfindsame mögen ihn nicht, er hat über sie keine Herrschaft. Talleyrand, ohne weniger moralisch verdorben zu sein, als Narbonne, kann die selbst bis zu Thränen rühren, welche ihn verachten! — Ich weiß hievon merkwürdige Beispiele!

Alle Franzosen, vorzüglich die der großen Welt, streben nach obigen Vollkommenheiten, haben mehr oder weniger

davon, und diese Vorzüge sind meistens das Beste, was sich an ihnen auffinden läßt. Vorzüglich fehlt ihrem Ruhme großherzige Simplicität und gesunde Vernunft. Sie können nichts gerad' und natürlich betreiben, sie wollen immer Gewandtheit mit in's Spiel bringen, und durch's Bestreben, recht fein zu handeln, gehen die meisten von ihren Unternehmungen zu Grunde. Sie wollen immer über die Dinge mit viel Geist sprechen, sie vertiefen sich daher blitzschnell in die feinsten, entlegensten Verhältnisse derselben, sehen darüber die viel wesentlicheren nicht, welche dicht vor ihren Augen liegen, und schließen meistens falsch. Es fehlt ihnen überdies Festigkeit und Ausdauer. Sie sind übrigens gutherzig und handeln selten anders schlecht, als aus Schwäche. Während meines Aufenthalts in Kensington, wo sich in der letzten Zeit alles, was vormals in Paris den glänzendsten Zirkel ausmachte, versammelte, hab' ich sehr viel Gelegenheit gehabt, Belege zu obigen Schilderungen zu finden.' — Sie glauben nicht, liebe Frau Base, wie verschieden von jenen Menschen die Engländer in ihrem Karakter und Wesen sind. —

Narbonne überhäufte mich unterwegs mit Freundschaftsversicherungen, mit wiederholten Aeußerungen seiner Dankbarkeit, mit einem Strom von schönen Worten, die ich bewunderte, aber wobei ich mich unwillkürlich zurückzog. Ich sah darin nur die Bestrebungen, eine vermeintliche Pflicht zu erfüllen — aber es war darin nichts Herziges, — Narbonne kannte mich nicht; er konnte mich weder schätzen noch lieben. Also war ich während der ganzen Reise zurückgezogen und ernst, und zuweilen heiter über den glücklichen Ausgang des Wagstücks! —

Unter dieser Stimmung kamen wir nach Kensington, und logirten uns ein bei Madame de la Châtre. Diese lag im Bett und war krank; ich verschrieb ihr was, und suchte mich um die Wirthin verdient zu machen. Sie wurde wieder besser, und schenkte mir nachher ein Dutzend der feinsten englischen Schnupftücher für meine Bemühungen. Ich macht' ihr ein Gegengeschenk mit einer feinen englischen Scheere, deren sie bedurfte. Narbonne fuhr fort in seinem Betragen wie unterwegs. Ich sagt' ihm geradezu: „Sie sind zu gut,

Sie machen mich beklommen; Sie kennen mich noch nicht; Sie wissen noch nicht, ob ich Freundschaft verdiene." Er antwortete, ich sei ein Original, und ließ mich ruhig! — Ich habe nachher gemerkt, daß es ihm unangenehm gewesen war, mich nicht gewinnen, nicht gleich an sich fesseln zu können.

Einige Tage nachher war Narbonne am Morgen früh ausgegangen, und ich frühstückte allein mit Madame, die der französischen Sitte gemäß noch im Bette lag. — Verheirathet nur aus Konvenienz, wie das bei allen Damen in Frankreich der Fall ist, und überdies noch mit einem alten grauhärigen Manne, stand sie schon seit neun Jahren in der engsten, vertrautesten Verbindung mit einem gewissen Monsieur de Jancourt, einem der Abgeordneten an der zweiten Assemblée. Madame de la Châtre bekam einen Brief, während wir noch Thee tranken, und sie hatt' ihn kaum halb gelesen, so fiel sie in Konvulsionen, die bald auf einen fürchterlichen Grad zunahmen. — Sie schrie, sie weinte, sie schlug mit Händen und Füßen, sie wollte sterben, sie wollte fort auf der Stelle nach Paris. — Ihr Kammermädchen und ihr Sohn stürzten herein, ein Knabe von zehn Jahren, und machten noch mehr Lärm wie die Kranke selbst. Ich schickte sie fort, um Narbonne zu suchen. — Die arme Frau fiel aus einem Paroxysmus in den anderen, sie rief unablässig: „Es ist vorbei, er ist verloren, sie haben ihn festgenommen; sie werden ihn umbringen!" — Ich schloß aus dem allen, daß Jancourt arretirt worden sei, und das war auch wirklich der Fall. — Ihr Zustand fing nun an, mich doppelt zu interessiren, denn ich dachte, die hätt' eine sehr gute Gattin werden müssen unter anderen Umständen, welche nach neunjährigem Umgang noch so heftig für jemand fühlt, dem sie gut ist! — Ich wurde von diesem Augenblick an verliebt in Madame de la Châtre.

Ihre Anfälle wurden immer ärger, ich hatte nie so was Fürchterliches gesehen und wußte mir keinen Rath mehr, als endlich Narbonne kam. — Sein Erstes war, von den augenblicklichen Anstalten zur Reise nach Paris zu sprechen; das Zweite, daß man einen Kourier hinsenden müsse, — der Kourier wurde gleich geholt und fortgeschickt; — das Dritte,

es sei am besten, nur bis Dover selbst zu reisen, und da die Zurückkunft des Kouriers abzuwarten! — Sein Benehmen war unübertrefflich schön; er führte sie in Zeit von anderthalb Stunden wieder zurück zur Vernunft und Ruhe, und seine geistvolle Geschäftigkeit um Madame herum während der fünf folgenden Tage war eins der schönsten Schauspiele, die man sich denken kann.

Am sechsten kam die Nachricht von Jaucourt's Freilassung. Madame de Stael war zu Manuel gefahren, damals l'procureur de la Commune. Sie hatt' ihn beinahe fußfällig gebeten, sich für Jaucourt zu verwenden. Manuel, still, finster, in sich gekehrt, von Kindesbeinen an Republikaner, war übrigens kein böser Mensch. Er that das Seinige, und Jaucourt entkam aus der Abbaye am Abend vor dem Gemörd' am 2. September. — Es würde Schad' um ihn gewesen sein, hätt' er sterben müssen. Er ist ein guter Mann, in dem kein Falsch ist.

Diese gute Nachricht von Jaucourt's Freilassung errieth ich nur, — förmlich mitgetheilt wurde sie mir nicht. — Ich hatte einigen Antheil an dem Kummer von Madame de la Châtre genommen, und da sie mich sehr zu interessiren anfing, so verdroß mich's um so mehr, daß man mich nicht Theil an der Freude nehmen ließ. Ich wollte auf der Stell' aus dem Hause, und verschwieg Narbonne nicht, warum. „Sie werden mir diese Kränkung nicht anthun", sagt' er, „die Weiber sind schamhaft mit ihren Geliebten; der Schmerz treibt über alle Schranken hinaus, aber mit der Ruhe kehrt die Ueberlegung wieder." — Er hatte gleich mit Madame de la Châtre gesprochen, sie nahm den ersten Anlaß, um mir weitläufig und vertraulich von den erhaltenen guten Nachrichten zu sprechen. — Ich blieb! Von diesem Augenblick an sagten sie, ich sei empfindlich und sonderbar wie Jean Jaques Rousseau, — und diesen Karakter hab' ich hernach behalten.

Indessen war ich verdammt, die schöne Madame de la Châtre vom Morgen bis zum Abend zu betrachten. Ihr Wesen war nicht sanft, nicht gütig, nicht empfindsam, sie war vielmehr rasch, lebhaft, mannhaft, heftig, schneidend zu-

weilen, und diese Frauenzimmer rühren mich sonst nicht; aber sie war ehrlich, fein offen, hatte die schönste, vollkommenste weibliche Form, Händ' und Füße zum Mahlen, und eine Haut so weiß und fein, daß es sogar in England vergeblich gewesen sein würde, eine schönere aufzusuchen. Ich sah sie Morgens ehe sie aufstand, Abends ehe sie einschlief, und den ganzen Tag über bald sitzend, bald stehend, bald liegend auf dem Sopha in den schönst-möglichsten Attitüden, immer voll Leichtigkeit und Anmuth in ihren Bewegungen, — sie begegnete mir überdies sehr freundschaftlich, und hatte die Art von Freud' an mir, die man an einem Wesen von besonderer Art hat, dessen Freimüthigkeit gefällt. — Es war mir nicht möglich, unter diesen Umständen gleichgültig zu bleiben.

Nach und nach kamen von Paris Talleyrand, Jancourt, Montmorency, und eine große Menge anderer Herren. Die Zirkel bei Madame de la Châtre wurden sehr brillant. Wir speisten oft zu achtzehn bis zwanzig Personen. Gegenstände aller Art wurden verhandelt, Systeme aller Art wurden vertheidigt, Anekdoten aller Art erzählt. Witz und Laune wurden vergossen! — Natürlicherweise konnt' ich mit diesen Herrn in ihrer Art nicht wetteifern; ich hielt mich daher desto genauer an meine eigne; ich war so unfranzösisch wie möglich. Meistens kalt, streng wahr in allem, was ich sagte, naiv aufrichtig, unverbindlich in Worten, und äußerst zuvorkommend, wo ich gefällig sein konnte, vorzüglich fehlte meiner Madame de la Châtre keine Nadel, kein Etwas, so unbedeutend es auch sei, das ich ihr nicht entgegentrug, — treffend zuweilen in meinen Bemerkungen, vorzüglich wenn die Herren im Disputiren sich erhitzten und gegenseitig einander nicht verstanden, uneitel, stolz-männlich, verschafft' ich mir eine Art von Existenz, die mir nicht unangenehm war, wobei mein wirklicher Karakter, glaub' ich, gewann, und die sich besser fühlen als beschreiben läßt.

Ob indeß dies Leben auf die Dauer gut für mich gewesen wäre, weiß ich nicht. Ich las Voltaire und Rousseau, studirte die französische Sprache und die Menschen, die um mich waren, aber meine närrische Leidenschaft machte mich zuweilen mißmuthig, und störte die Freiheit meiner Seelenkräfte.

Zum Glück zerstreute sich die ganze Gesellschaft. — Narbonne, Madame de la Châtre, Jaucourt, Montmorency, hatten ein Landhaus gemiethet, wo natürlicherweise für mich nichts zu thun war. Die Uebrigen gingen anderswo hin, und ich selbst ging nach London, wo mein guter Heisch eben angekommen war. —

Kurz zuvor hatt' ich einen sehr freundschaftlichen Brief von Madame de Stael erhalten, worin sie mich bevollmächtigte, zu jeder Zeit meines Lebens, dies sind ihre eignen Worte, die Rechte eines Bruders, eines Freundes, eines Wohlthäters auf sie geltend zu machen! — Die Folge hat bewiesen, daß dieser Brief sehr ehrlich geschrieben war.

Ich erhielt auch einen Brief von Zimmermann in Hannover, welcher mich mit Lobsprüchen überhäufte, mir die schönsten Aussichten öffnete und sogar schrieb, der König würde mich sprechen, und hernach würde mein Glück gemacht sein. — Ich gäb den Brief Narbonne zu lesen, er war gescheidter wie ich, und sagte nur bloß: „Der Mann schreibt sehr gut französisch!" — Wiewohl er Recht haben mochte, so hab' ich dennoch ihm lange Zeit diese Antwort nicht verziehen. —

Ueberhaupt hatte Narbonne, zuverlässig aus dem oben angegebenen Grunde, seit geraumer Zeit sich sehr zurückgezogen; er hatt' auch übel genommen, daß ich ihm von meinen Empfindungen für Madame de la Châtre nichts sagte, von denen er sah, daß sie mich quälten. — Bei verschiedenen freundschaftlichen Unterhaltungen, die ich in der letzten Zeit in Kensington mit ihm einzuleiten suchte, blieb er kalt. Er verließ mich übrigens unter vielen Freundschaftsversicherungen, versprach, mich in London zu besuchen, mich zu Lord Grenville zu führen, an meinem Glücke zu arbeiten, u. s. w. — Heisch, der ihn besuchte, hatt' er mit vieler Artigkeit empfangen und ihn gebeten, von seinen Empfehlungsbriefen noch keinen Gebrauch zu machen, indem er selbst bei verschiedenen angesehenen Kaufleuten in London von seiner Bekanntschaft sich bemühen wolle, ihm einen guten Platz zu verschaffen. Heisch war erfreut darüber, und versprach Nachricht von ihm zu erwarten. —

Die Trennungen in Kensington gingen wie im Sturm, ich habe seitdem Madame de la Châtre, welche bald darauf nach Frankreich zurückkehrte, wo sie noch ist, nicht wiedergesehen. — Ich logirte mich vorläufig mit Freund Heisch in London-Coffeehouse, Ludgatehill, einem großen Gasthof in London, und freute mich bald recht königlich meiner wiedererlangten moralischen Freiheit. —

Ich hatte damals fünfzig Louisd'or, welche man mir in Paris gegeben hatte, um nicht ohne alle Hülfsmittel zu sein, im Falle wir arretirt würden, oder daß uns sonst etwas zustieße. — Ich sprach in Kensington vom Zurückgeben, Narbonne fragte mich statt aller Antwort, ob ich nicht gescheidt sei?

Dies führt mich, liebe Frau Base, wieder auf Ihren Brief. Sie schreiben: „In Paris war ihnen der Gedanke bitter, Ihren Nebenmenschen gegen baare Bezahlung zu kuriren und doch." — Gesetzt, ich hätte Narbonne geradezu für's Geld gerettet, so sehe ich kaum, was in der Sache just Unmoralisches wäre. Alles ehrliche Geldverdienen in der Welt ist Verdienen durch Dienstleistungen, die höheren Pflichten nicht widersprechen, und mich dünchte nicht, daß es mehr strafbar ist, für ein gerettetes Leben mit Gefahr des eignen ausgezeichnete Belohnung zu empfangen, als für ein gerettetes Leben durch ein kühnes Aderlaß, ein kühnes Brechmittel mit Gefahr des guten Rufs. Sein Leben vernünftig zu wagen, — d. h. mit der Wahrscheinlichkeit es davon zu bringen, und für einen hinlänglich wichtigen Zweck, — ist so wenig einer Pflicht zuwider, als vernünftigerweise seinen guten Ruf zu wagen. — Aber die Stael war schwanger, und Narbonne's Tod wäre zuverlässig der Untergang dreier Geschöpfe gewesen! — Das Einzige, was ein feines Gefühl dabei Bedenkliches findet, und was auch Sie, liebe Freundin, bei Ihrem Briefe geleitet hat, ist die Bemerkung, daß es gewisse Dienstleistungen giebt, die zu edel sind, um bezahlbar zu sein, und die man nach Rousseau nicht für Geld thun kann, ohne sich selbst und die Sache zu erniedrigen! Dies ist unstreitig wahr! — Aber ich hab' auch mit Narbonne keinen Handel gemacht; es ist nicht mit Einer Silbe von Geld als von Motiv unter

uns die Rede gewesen. Ich bin innig überzeugt, daß ich nicht um ein haarbreit verschieden gehandelt haben würde, selbst bei der Gewißheit, keinen Pfennig dadurch zu gewinnen; aber ich gesteh' auch eben so aufrichtig, daß unter dem Berechnen der möglichen Folgen jener Handlung der Gedanke mir lieb war, meine Glücksumstände dadurch vermuthlich zu verbessern. Ich wollte mir einen Freund auf Kosten der größten Gefahr machen, dessen Ueberfluß ich nicht umhin konnte als vortheilhaft für mich sein könnend mir vorzustellen, aber ich würde das Geld nicht als Beweggrund haben denken können, ohne mich vor mich selbst zu schämen. Ich habe deßwegen in jener Ihrer Aeußerung die zärtliche Freundin tief gefühlt, habe über Ihre Liebe, über Ihre Besorgnisse mich gefreut, und ich würde diesen weitläufigen Brief, dies Stück Roman nicht schreiben, fürchtet' ich nicht, daß Sie von manchen Vorfällen schief unterrichtet sein möchten, und wünscht' ich nicht, Sie zu überzeugen, daß ich, trotz der mancherlei begangenen Fehler, doch wenigstens die Gefahren nicht gelaufen bin, für welche Sie am meisten zu fürchten scheinen.

Ich fing nun an, mit meinem treuen braven Heisch, den ich wieder zu haben mich freute, London zu besehen, legte mich mit Eifer auf die Sprache, studirte Zeitungen, um das Volk kennen zu lernen, worunter ich mich befand.

Acht Tage waren ungefähr so verflossen, als mir Narbonne eine gerichtliche Obligation zuschickte, worin er sich und seine Erben verpflichtete, mir Zeit meines Lebens fünfzig Louisd'or jährlich zu bezahlen, als einen Beweis, wie es in der Obligation hieß, seiner Dankbarkeit für meine ihm geleisteten Dienste. Dies Papier war von einem Billet begleitet, worin er mich in sehr höflichen Ausdrücken bat, das Beikommende anzunehmen, worin er es bedauerte, daß Geschäfte ihn verhindert hätten, mich zu besuchen, und worin er am Ende sagte, nichts würd' ihn abhalten können, in den nächsten Tagen zu mir zu kommen und mich zu sehen. — Ich war gesonnen, seine Obligation zu behalten, im Fall' ich sie, durch Narbonne's künftiges Betragen berechtigt, als ein freundschaftliches Geschenk würde ansehen können, und schrieb ihm

daher zurück, ich sähe seinem Besuche, um ihm meine Dankbarkeit beweisen zu können, mit heißer Erwartung entgegen. — Ich war dies, um so mehr berechtigt zu schreiben, da Narbonne selbst in seinem Billet mir anzeigte, er sei gegenwärtig bald hier, bald dort, und da das Landhaus, wo er eigentlich zu suchen war, zwanzig englische Meilen von London lag.

Um die Zeit machte ich im Coffeehouse durch einen Dritten, den ich schon in Paris gekannt hatte, die Bekanntschaft eines gewissen Erichsen, eines schwerreichen Kaufmanns aus Kopenhagen. Er war ein sehr hübscher Mann, frei, offen, stolz, großmüthig in seinem Wesen, dreißig Jahr alt, aber seit seinem dreizehnten beständig auf Reisen; er war zweimal in Ostindien gewesen, war, ohne gelehrte Kenntnisse zu haben, durch eigne Erfahrung über unendlich viele Dinge äußerst richtig und umständlich belehrt. Er verstand sich gut auf Menschen, und kannte vorzüglich England, wo er wie zu Hause war, mit allen seinen Verhältnissen durch und durch! — Nach einigen Unterhaltungen fing er an, sich für mich zu interessiren, und dies Interesse wuchs bald zu einem solchen Grade, daß er ohne mich nicht fertig werden konnte. Er nahm sich vor, mich London kennen zu lehren. Wir besahen eine Merkwürdigkeit nach der anderen, gingen täglich in's Schauspiel, besuchten alle öffentlichen Häuser, alle öffentlichen Zusammenkünfte, und drei Wochen verflogen so im Tumel. Erichsen verstand in einem hohen Grade die Kunst, zu beobachten. Sein Verstand brachte mannigfaltig zusammen alles, was seinen Blicken begegnete. Er sah nichts ohne zu denken, und überraschte mich oft in großen Zirkeln mit Aufschlüssen über einzelne Personen, die es unmöglich schien ohne genaue Bekanntschaft mit denselben geben zu können, und die er doch, wie er mir nachher bewies, nur aus einzelnen Bemerkungen schöpfte. Er machte mich aufmerksam auf alles, was einem jungen Reisenden merkwürdig sein kann, er führte mich zur Kenntniß englischer Sitten und englischen Karakters; er sprach mir von der englischen Staatsverfassung und von den eingeschlichenen Mißbräuchen in dieselbe, mit Einem Worte — ich war keinen Augenblick bei ihm, ohne etwas Nützliches zu

erbeuten! — Von den Kosten unserer Zerstreuungen bezahlt' ich kaum nur den fünften Theil, er wollte durchaus nicht, daß ich alles zur Hälfte bezahlte, auch hätt' ich's nicht können! Er sagt', ihm mache das alles nichts aus, sein Glück sei gemacht, er wünsche mich zur Gesellschaft zu haben, und so weiter, und er that alles mit einer so guten Art, daß mir darum, weil ich ihm Verbindlichkeiten schuldig ward, auch nicht ein bischen in seinem Umgange weniger leicht, weniger behaglich war! —

Heisch hat' unterdeß Gebrauch von seinen Empfehlungsbriefen gemacht und wieder einen sehr guten Platz bekommen. Narbonne ließ durchaus nichts von sich hören, und das verdroß mich um so mehr, weil dadurch seine Obligation das Ansehen einer Bezahlung erhielt. Ich wollte sie zu wiederholtenmalen zurücksenden, aber Erichsen hielt mich immer davon zurück. Er sagte: „Die Großen taugen nichts; ihr Geld ist besser wie sie selbst; Narbonne würde sich freuen, sein Papier wieder zu haben, und Sie noch obendrein auslachen; behalten Sie, was Sie haben, und begehen Sie keine Thorheit aus falscher Delikatesse." — Diese Gründe verzögerten wohl die Ausführung meines Vorhabens, aber sie befriedigten mich nicht, — die Obligation war mir drückend. —

Erichsen faßte den Entschluß, nach Paris zu gehen, um eine Unternehmung in Getraide zu machen. Er hatt' einen eignen Reisewagen und folglich einen leeren Platz. Er dacht' in drei Wochen wieder nach London zurückzukommen, und drang heftig in mich, ihn zu begleiten. — Es ging mir mit Paris, wie's oft geht; wenn man aus einem Orte weg ist, fällt' einem erst bei, was man noch hätte erforschen, wornach man hätte sehen, wovon sich unterrichten können; drum war mir ein neuer kurzer Aufenthalt in Paris so unrecht eben nicht. Die Gefahr war überdies nur geringe, denn theils kannte man meine Geschichte mit Narbonne nur wenig, theils wußt' ich, daß man Niemand ohne Nutzen verfolgt. Die Gelegenheit war schön; ich entschloß mich und gab mein Versprechen! — Erichsen war froh darüber. Er sagte, die ganze Reise, mein Aufenthalt in Paris, alles kurzum, solle

mir keinen Pfennig kosten, er habe mir für's Mitgehen, nicht ich ihm für's Freihalten Verbindlichkeit. —

Alles wäre gut gegangen, wenn wir allein geblieben wären, aber es war in London ein gewisser Herr Rilliet, Banquier von Paris, mit seiner Frau. Er war so halb und halb mit Aufträgen nach England gesandt worden, aber die Sache war nicht ganz klar. Er fürchtete sich ein bischen, wieder nach Frankreich zu gehen, weil man schon harte Dekrete gegen die Ausgewanderten gegeben hatte. Er hatte Erichsen kennen gelernt, und bat ihn, in seiner Gesellschaft reisen zu dürfen, weil er dies für einen kleinen Schutz hielt; Erichsen war's zufrieden. Wir fuhren ab in zwei Reisewagen, Rilliet mit seiner Frau und einem Kammermädchen, Erichsen und ich; ein Bedienter war zu Pferde. Wir wechselten auf jeder Station die Plätze! Natürlicherweise kam ich auf meiner Tour bei Madame Rilliet zu sitzen, und ich entdeckte bald an ihr einen köstlichen Schatz. Sie war nicht sehr groß, aber äußerst fein gebaut und ohne Fehler im Verhältniß. Ihre gebogene Nase allein hätte ein bischen kleiner sein können, aber der Mund darunter war desto hübscher, und ihre großen schwarzen, nie stummen, sanften Augen waren unbeschreiblich schön! Sie war anferzogen worden zugleich mit Madame de Stael von dem berühmten Abbé Raynal, welcher nichts versäumt hatte, ihrem von Natur schon regen und thätigen Geiste Reichthum und Bildung zu geben. Sie hatte überdies, was mehr werth war, ein sehr empfindsames Herz, eine reine fleckenlose Seele und einen sehr feinen Sinn für's moralische Schöne. — Alle diese Genußfähigkeiten und Kräfte blieben in ihrem täglichen Leben ungebraucht und unbefriedigt, denn ihr Mann, den sie hatte nehmen müssen, war nur ein guter Kaufmann. Sie war vierundzwanzig Jahr alt. Sie war eine vertraute Freundin von Madame de Stael, wiewohl sie nicht alle Handlungen derselben billigte. Sie kannte den Dienst, welchen ich derselben geleistet hatte. Sie war sehr beklommen, wieder nach Frankreich zu gehen, und sehr traurig, weil sie in England einen vielgeliebten Sohn zurücklassen mußte, der erst drei Jahr alt war. — Nehmen Sie alles dieses zusammen, und urtheilen Sie selbst,

ob unsere Unterhaltungen im Wagen lange gleichgültig bleiben konnten!

Ich bin nie verliebt geworden in Madame Milliet, aber sie wurde meine innigste Freundin. „Sie sind ein Mann aus meinem Lande", sagte sie, nachdem wir ein paar Tage beisammen gewesen waren, und ich fühlte, daß sie eine Frau aus dem meinigen war. Nie hab' ich eine schönere Reise gemacht; sie dauerte sehr lange; wir waren beinahe vierzehn Tage unterwegs. Die Milliet hatte sich davor gefürchtet, und ihre Furcht wurde betrogen. Ich hatte mir Vergnügen versprochen, aber so viel nicht! — Wie viel hätt' ich zu thun, wollt' ich Ihnen nur halb mittheilen, was all Interessantes und Schönes zwischen uns vorfiel! — Ungestört blieb indessen die Freude nicht lange. Erichsen war zu fein, um nicht bald zu merken, wieviel die Milliet anfing auf mich zu halten. Er hielt selbst zu viel auf sie, und war zu ehrgeizig, um nicht eifersüchtig zu werden. Ich hätte seine schwache Seite schonen sollen, aber ich kannte sie nicht, und nachdem ich sie kennen gelernt hatte, war es zu spät. Er fing an kalt zu werden, fing an, sich gern an mir zu reiben und bitter zu disputiren. Manche Umstände trugen dazu bei, seine üble Stimmung zu vermehren! —

Widrige Winde hielten uns vier Tage lang in Dover zurück. Die Milliet war neugierig, meine Verhältnisse mit Narbonne zu kennen, und ich erzählt' ihr alles, wie wir nach und nach vertrauter zu werden anfingen. Sie unterstützte sehr den Entschluß, die Obligation an Narbonne zurückzugeben. Ich schrieb an ihn auf der Stelle, seine Obligation würde mir lieb gewesen sein, hätt' ich sie betrachten können als wie ein Geschenk, so wie es ein Freund dem anderen giebt, selbst ohne vorhergegangene besondere Dienstleistung; seine Zurückgezogenheit mache daraus eine Bezahlung; ich sei aber nicht gewohnt, mit ähnlichen Handlungen zu wuchern, und sende ihm sein Papier zurück, um mich von einer Sache zu befreien, die mich nicht weniger drücke als entehre; zu gleicher Zeit bekannt' ich mich als seinen Schuldner für die fünfzig empfangenen Louis'dor, und bedauert' es recht sehr, sie nicht gleich zurückgeben zu können. — Heisch, an welchen ich diesen

Brief sandte, mußte die Obligation beifügen, und alles an die Behörde befördern! — —

Erichsen merkte, was geschehen war, und ob er gleich nichts sagte, so haben doch spätere Aeußerungen mir bewiesen, daß die Hintansetzung seines Raths ihn nicht wenig gekränkt hatte.

Es zeigte sich endlich ein günstiger, wiewohl sehr schwacher Wind, und wir schifften uns ein des Abends um 10 Uhr.

Es war eine trübe, halbhelle, ziemlich rauhe Novembernacht; die Rilliet befürchtete sehr, krank zu werden, und ich bewog sie daher, auf dem Verdecke zu bleiben, weil man sich da gewöhnlich besser befindet. Sie setzte sich wohl eingehüllt auf eine Art von niedrigem Stuhl. Ich gab ihr hernach noch meinen Oberrock und meinen Mantel. Ich setzte mich selbst hinter sie auf einen erhöhten Theil des Schiffes, und sie mußte Schultern und Kopf auf meine Knie legen, um das Schwanken des Schiffes weniger zu fühlen. Sie lag auf meinem Schoß wie eine ägyptische Mumie, und ich bot alle Kräfte meiner Seele auf, um durch eine interessante Unterhaltung sie von der Idee der Gefahr abzuwenden. Mitunter kam Schneegestöber; der Schaum der übereinanderstürzenden Wellen phosphoreszirte. Herr Rilliet lag in der Kajüte und war krank. Erichsen, gleich einem alten Seehelden, saß mitten auf dem Verdeck bei einer Lampe, schnitt Roastbeef vor, und theilte Portwein aus. — Es war eine der schönsten Nächte meines Lebens, wiewohl vor Frost meine Knie zitterten und meine Zähne klappten!

Erichsen fand sehr sonderbar für einen Doktor, in einer kalten Novembernacht, mit bloßem Rock und ohne Unterweste, sich so preiszugeben. Die Rilliet wollte durchaus, daß ich meine Bedeckungen wiedernähme, und sie in die Kajüte gehen ließe. Ich demonstrirt' aber aus Leibeskräften, daß mir wohl sei; daß sie dann in der Kajüte unfehlbar krank werden würde, und daß die Kälte allein noch niemand geschadet habe. — — Erichsen fütterte mich und tränkte mich, und es gelang mir, das zarte Geschöpfchen vollkommen wohl nach Calais zu bringen, woran ihre Besorgnisse für mich keinen geringen Antheil hatten.

Kaum angekommen, erhob sich ein fürchterlicher Sturm, und wir freuten uns nicht wenig, in Sicherheit zu sein.

Wir hatten nicht mit dem großen Schiffe bis Calais kommen können, weil Ebbe war, und der Anblick entzückt' uns, wie wir, in einer kleinen Barke davon fliegend, das Packetboot schwebend auf der Fluth zurückließen. Nach und nach kamen wir bis Rouen, wo die Rilliet's bleiben, und Erichsen und ich setzten die Reise fort bis Paris.

Wir besahen da vieles und verlebten während drei Wochen manche interessante Augenblicke, aber die alte Harmonie kam nicht wieder. Wir entfernten uns vielmehr immer weiter von einander, und dazu trug die Verschiedenheit unserer politischen Meinungen und die fortdauernde Korrespondenz zwischen mir und der Rilliet nicht wenig bei. Erichsen war wüthender Republikaner, und kannte nur wenig die geheime Geschichte der Revolution und die Schlechtigkeit der Menschen, welche anfingen, sich derselben zu bemächtigen. Unsere Urtheile waren daher fast immer sich entgegengesetzt, und das war um so trauriger, weil man beständig überall fast nur politische Gegenstände verhandelte. Sein Aufenthalt zog sich überdies in die Länge, wir mußten uns trennen; wir thaten es ohne Bitterkeit, aber das gegenseitige Verhältniß zwischen uns war so sehr verändert, daß ich unwillkürlich sagte, ich woll' ihm hundert und fünfzig Livres in Assignaten, ungefähr drei Louisd'or in Gold, die er mir zur Reise gab, weil ich mit Geld nicht reichlich mich versehen hatte, in London zurückgeben. Er antwortete nicht hierauf, und ich reiste fort. —

Meinen Weg nahm ich, wiewohl es Erichsen sonderbar fand, über Rouen, wo ich einige köstliche Tage zubrachte. „Sehen Sie", sagt' eines Tages die Rilliet, welche nach und nach meine ganze Lage kennen gelernt hatte, „sehen Sie, diese Börse ist im eigentlichen Sinne mein unbeschränktes Eigenthum; betrachten Sie dieses als das Ihrige, denn wenigstens bin ich's nicht unwerth, daß Sie von mir nehmen", und die Thränen liefen ihr über's Gesicht. — Ich drückt' einen glühenden Kuß auf ihre Hand, — die größte Kühnheit, welche ich mir jemals mit ihr erlaubte, — entwand

mich so gut ich konnt', und versprach, mich ihrer zu erinnern, wenn ich jemals in Verlegenheit kommen sollte.

Ich schiffte mich zu Dieppe ein, landete nach sechs- unddreißig Stunden Morgens früh am 23. Januar in Brighthelmstone, und kam noch am Abend desselben Tages nach London. — —

Ich richtete mich mit Heisch wieder auf denselben Fuß ein, wie in Paris, suchte Bekanntschaften zu machen, besuchte Hospitäler, legte mich ganz auf's Englische, studirte die Geschichte, die politischen Verhältnisse, die Sitten des Landes, und brachte so vier Monate, ich darf sagen, fleißig zu. Ich darf von England nicht anfangen zu reden, sonst würde dieser Brief, welcher so schon zu einer ungeheuren Größe anschwillt, vollends ein Buch. Es ist mit Einem Worte das Land der Freiheit, der gesunden Vernunft, der Männlichkeit, der Großmuth und Behaglichkeit. — Das Gouvernement verflicht sich überall in die Sitten und in den Karakter der Völker, und ohne zu wissen, daß man über die Gränze gekommen ist, darf man zuweilen nur einen Bauern, ein Dorf ansehen, um sich zu überzeugen, daß man auf dem Gebiet eines anderen Landesherrn ist. Nirgends ist dies auffallender, als wie in England. Ordnungssinn, Respekt für's Ganze, Halten auf Regel, Bescheidenheit, Festigkeit, Formgang, Ruhe, Ehrfurcht für die Sitte der Vorväter, Nationalstolz, lassen sich beinahe in jedem Einzelnen vernehmen. Es giebt in England Mißbräuche, so gut wie anderswo, und wer sich Mühe geben will, der kann davon ein wahres und häßliches Gemälde zusammenbringen. Aber das versteckte wenige Häßliche muß aufgesucht werden, das vorwiegende, überall verbreitete Schön' und Gute bietet sich entgegen! — Sie können denken, liebe Freundin, daß, von den Vorzügen Englands innig durchdrungen sein und der Wunsch dort sich anzubauen, für einen jungen Mann in meiner Lage nicht lange zwei gesonderte Dinge sein konnten; nur wie dieser Wunsch auszuführen sei? Das war die große Frage! Ich hatte wieder angefangen unter guten Bekannten zu praktiziren, und hatte sogar einige glückliche Kuren gemacht, die aber geheim gehalten wurden, um ältere, umsonst sich bemüht habende Hausärzte

nicht zu beleidigen. Aber theils begriff ich, daß ein großes Kapital dazu erfordert würd', um es auszuhalten bis zum entfernten Zeitpunkt, wo nach und nach erworbene große Bekanntschaft, Ruf und Glück mir eine hinlängliche Praxis verschafft haben würden, um davon anständig leben zu können; theils war die Liebe zu meinem Fach, durch nähere Bekanntschaft damit, schon seit geraumer Zeit beträchtlich erkaltet. — Die Arzneikunst hat wirklich keine festen Prinzipien, und kann keine haben und keine erhalten, weil wir wohl die groben Theile unseres Körpers, aber nicht die feinere Struktur desselben kennen, nicht die inneren bewegenden Kräfte, nicht die Art und Weise, wie die Zerrüttungen in ihnen entstehen, weil wir eben so wenig die innere Natur der Heilmittel und ihrer nächsten Wirkungen erforschen können, und weil es nicht möglich ist, in der Medizin reine Erfahrungen zu machen, indem die ungeheure Menge der nicht in Anschlag zu bringenden mitwirkenden Umstände und Zufälle die vorsichtigsten Schlüsse der besten Logik schwankend und unzuverlässig macht. Die Erfahrung beweiset dies Raisonnement! — Glauben Sie mir auf mein Wort, liebe Frau Base, in demselben Falle, wo man in Deutschland purgirt, läßt man zu Ader in Frankreich und giebt Opium und China in England. Letzteres in Deutschland thun, hieße tödten, und dort werden die Leute gesund davon, und würden es höchst wahrscheinlich noch besser, wenn sie gar nichts nähmen. So viele gescheidte, weise Leute haben seit zweitausend Jahren gedacht, geforscht und geschrieben, und dennoch lacht noch immer der von heute über den von gestern, und nicht einmal über die Behandlung eines einfachen Fiebers ist man in's Reine! — Um in der Laufbahn eines praktischen Arztes glücklich zu sein, muß man entweder keinen Verstand haben, oder seinen Verstand gefangen nehmen, und gläubig werden an Ein System, oder roh genug sein, um vom Vorurtheil der Leute Nutzen ziehen, das Geld in den Beutel streichen, und in's Fänstchen lachen zu können.

Alle praktischen Aerzte befinden sich entweder durch Kärglichkeit der Natur, oder durch Gewohnheit und Nothwendigkeit, oder durch die Nichtswürdigkeit ihres Karakters in einem der

drei besagten Fälle, und die wenigen edeln, welche nur gezwungen und vermöge der Ueberzeugung, daß es besser ist, irgend ein ehrbares Handwerk, als gar keins zu treiben, auf der unwissend gewählten Laufbahn fortgehen, gestehen unter vier Augen mit Kummer ihre Bedrängniß. — Von allen vier Klassen hab' ich kennen gelernt! —

Gesetzt aber auch, die obigen Bemerkungen wären nicht wahr, gesetzt, die praktische Arzneikunst wär eine festgegründete Wissenschaft, so würde die Nützlichkeit derselben dennoch nur gering sein, indem die hitzigen Krankheiten sich meistens von selbst kuriren, und indem die langwierigen ihren Grund fast immer in physischen, moralischen und bürgerlichen Verhältnissen haben, die abzuändern außer der Gewalt des Arztes liegt! —

Alle diese Vorwürfe treffen indeß nur die innere Heilkunde vorzüglich; in der Wundarzneikunst ist mehr Gewisses, ihr Nutzen ist mehr außer Zweifel; aber theils würde die Ausübung derselben immer empörend für mein Gefühl sein, theils erfordert sie eine lange Uebung, die ich nicht Gelegenheit gehabt habe mir zu verschaffen.

Auch weiß ich wohl, daß trotz der Ungewißheit der Heilkunde im Ganzen dennoch die Kurart von einigen wenigen Uebeln ziemlich sicher ist. Aber die Anzahl derselben ist so äußerst gering, daß zuverlässig unter hundert verschriebenen Rezepten keine acht sind, deren Zweckmäßigkeit, bei einer gewissenhaften und vollständigen Untersuchung, beweisbar wäre. Und wie gering, wie kümmerlich ist diese Genugthuung für ein so mühsames und trauriges Leben, als das eines praktischen Arztes, wenn er ein fühlendes Herz hat!

Ich begreife endlich, daß die Aerzte in der Welt, wie sie nun einmal beschaffen sind, nothwendig sind, wär's auch nur wegen des einmal verbreiteten Glaubens an die Kunst. Ein Arzt rettet schwerlich mehr Leiber, als ein Prediger Seelen, aber aus der gegenwärtigen Ordnung der Dinge lassen sich Prediger so wenig als Aerzte verbannen.

Und dazu kömmt noch, daß ein weiser Arzt schon darum Gutes thut, weil er das Böse, das ein schlechter an seinem Platz thun würde, verhindert, und weil er unendlich viel Ge-

legenheit hat, als Menschenfreund noch heilsam zu wirken, wo seine Kunst ihn verläßt.

Diese verschiedenen Gründe sind hinreichend, um einen gescheidten Mann zu verhindern, nicht wider die Aerzte im Allgemeinen zu Felde zu ziehen, und um den zu beruhigen, welcher nun einmal das Unglück hat, Arzt sein zu müssen; aber sie sind zu schwach, für mich wenigstens, um nicht begierig ein anderes Handwerk zu ergreifen, wenn es vernünftigerweise geschehen kann.

Ja, wenn man gleich ein Arzt mit gemachtem Ruf und also von Autorität sein könnte, — aber das mühselige Quälen bis man dahin kömmt, das Wartenmüssen auf Arbeit, die man sich menschenfreundlicherweise nicht einmal wünschen darf, der beständige und so gefährliche Gegensatz des eignen Vortheils und des Vortheils des Kranken, der ewige Kampf mit den mancherlei Vorurtheilen, die Nothwendigkeit, den Charlatan zu machen! — Ich möchte besoldeter, von der Polizei angesetzter Gesundheitsrath sein, aber ein praktischer Doktor, der zu den Kranken um's Brod läuft, dessen Einnahme mit der Menge der Rezepte im Verhältniß steht, und der um dieser schändlichen Sklaverei willen fast niemals sagen und thun darf, was er möcht' und sollte! — Die Praxis öffnet auch kein bestimmtes, regelmäßiges Feld der Thätigkeit, vorzüglich im Anfange nicht, und dies ist vorzüglich für mich etwas sehr Nothwendiges. Bald giebt's etwas zu thun, bald wieder nichts; man muß immer warten auf Bescheerung!

Manche dieser Unannehmlichkeiten finden auch bei anderen Fächern statt, aber durchaus bei keinem häufen sie sich so zusammen, als wie bei der praktischen Heilkunst. Ich bin indessen nie aus diesem Fache ganz herausgetreten, liebe Frau Base, sondern habe das Erlernte behalten und zu vermehren gesucht; aber zugleich haben die obigen Betrachtungen, unterstützt von meinen Meinungen und Wünschen, mich bewogen, alles Mögliche anzuwenden, um für die politische Karriere mich geschickt zu machen. Ich habe gesucht in eins der Bureaus von Pitt oder Grenville zu kommen, und auf diesen Zweck los arbeit' ich noch! —

Ich machte vom Januar an bis zu Ende Mai ziemlich viel, mehr oder weniger interessante Bekanntschaften, aber im Ganzen lebt' ich sehr eingezogen und still.

Sophia Hoffmann darf ich nicht übergehen. Ich lernte sie kennen durch eine Empfehlung, welche Heisch an ihren Mann hatte; wir wurden beide, Heisch und ich, sehr bald im Hause derselben wie Kinder. — Sie ist eins der seltenen Geschöpfe, deren natürlicher Liebenswürdigkeit die Kunst nichts würde hinzusetzen können. Ohne schön zu sein, ist sie äußerst interessant. Sie hat ein sehr warmes Herz, und einen gewissen romantischen Schwung, der ihre Gesellschaft äußerst angenehm macht. Sie ist überdies sehr lebhaft; mit Einem Worte, sie gleicht einem deutschen Fräulein der guten alten Ritterzeit!

Ich hab' ihr pflegemütterliche Rechte über mich eingeräumt, und sie hat die Pflichten, welche daraus entsprangen, mit einer Güte, mit einer Sorgfalt, mit einer Aufopferung erfüllt, welche ein mehr förmliches Denkmal von mir verlangen würden, wären dies weniger flüchtige Zeilen.

Erst im Mai kam Erichsen aus Frankreich wieder. Er ließ mich seine Ankunft wissen. Mein Herz pochte, denn ich hatt' ihn lieb. Ich ging nicht, sondern ich flog zu ihm. Er empfing mich freundlich, aber mit Herablassung, welches meine Stimmung so blitzschnell veränderte, daß ich mich vor's Kaminfeuer stellte und von Müdigkeit sprach. Er hatte wirklich ein Feuer, weil der Morgen sehr kalt war.

Es fehlte Erichsen, um ein ganz liebenswürdiger oder wenigstens mein Mann zu sein, eine gewisse edle Erhebung der Seele. Mein Blick beim Hereintritt, mein Glühen der Freude hätt' ihn entwaffnen sollen, selbst im Fall eines begangenen Verbrechens, aber er behauptete sich, und mein Zurückfahren wie Jemandes, der sich verbrannt hatte, hätte seine Rache sein können, wär' anders sein Betragen Kunst und nicht Temperamentsfolge gewesen.

Ich sah ihn während seiner fünftägigen Anwesenheit in London noch einigemal, aber nur flüchtig. — Ich wagte nicht im eigentlichen Sinne von den drei Louisd'or zu sprechen, die er mir Reisegeld gegeben hatte; er schrieb mir ein halb sa-

tirisches Billet und forderte sie. Ich sandte sie ihm auf der Stell', und sah ihn seitdem nicht wieder. Diese Art Demüthigung war seine wirkliche Rache.

Er schiffte sich noch denselben Tag ein und fuhr nach Kopenhagen — wo ihn seine Frau sehnlichst erwartete, — und in einem eignen, für fünftausend Guineen gekauften Schiffe.

Es hat mir oft leid gethan, mit ihm zerfallen zu sein. Ich habe verschiedenemal an ihn schreiben wollen; — nicht sein Forderungsbillet, aber seine Mienen beim ersten Wiedersehen haben mich immer davon abgehalten.

Während dieser ganzen Zeit hört' ich durchaus nichts von Narbonne. An die Stael hatte ich gleich nach Zurückgabe der Obligation von Rouen aus — sie war damals in Genf — geschrieben und ihr alles aufrichtig erzählt. Mit der Rilliet blieb ich im Briefwechsel, so lange bis die Aufhebung aller Verbindung zwischen Frankreich und England die Fortsetzung desselben unmöglich machte.

In den ersten Tagen des Juni kam die Stael nach London. Sie schrieb mir ein freundschaftliches Billet, worin sie mich nur bat, sie zu besuchen.

Ich ging. Sie war mit Narbonne. „Willkommen, willkommen, mein lieber Bollmann", rief die Stael. „Sie sind ein böser Mann", sagte Narbonne, „Sie haben mir einen kleinen Streich gespielt; Sie schrieben mir, Sie gingen nach Frankreich, und sind hier." Er wußte sehr wohl mein Gehen und Wiederkommen. Dies war also eine von den französischen nichtssagenden Reden, worauf ich nichts erwiederte. —

„Wir müssen allein zusammen sprechen", sagte die Stael, und somit nahm sie mich beim Arm und führte mich die Treppe hinunter zu ihrem Wagen, denn sie war gerad im Begriff, einen nothwendigen Besuch abzulegen. Als wir eben einsteigen wollten, kam der genfer Gesandte, um ihr aufzuwarten; sie gab ihm gleichfalls Audienz in dem Wagen. Angekommen, wo sie hinwollte, ging der Gesandte fort; die Stael stieg aus, bat mich, im Wagen zu warten, und ließ mich so eine halbe Stunde allein. — Als sie wiederkam, brachte sie die Freundin

mit, welche sie besucht hatte, um sie anderswo niederzusetzen, — dann fuhren wir nach Hause.

Sie war im Morgenhabit, und als wir auf ihre Stube kamen, rief sie ihr Mädchen, um sich entkleiden zu lassen — nun endlich waren wir allein, denn in den französischen Sitten sind die Domestiken so gut wie Niemand. — Ich stand an der einen Ecke des Kamins, schwarz angezogen von Kopf bis zu Fuß, gar herrlich gepudert, und meinen Hut in der Hand haltend; sie an der anderen im Unterröckchen und bloßen Hemde, ein Stückchen Papier zwischen den Fingern rollend, ohne welches sie nie sein kann. Sie steht damit auf, und geht damit zu Bette. — Unter diesen Umständen fing sie an, Narbonne's Vertheidigung und Lobrede zu machen, mit einer seltenen Wärm' und einer außerordentlichen Fluth von Worten. — Ich wußte dem allem nichts entgegenzusetzen, als: die Obligation habe mich gedrückt, ich wisse nicht warum, ich habe sie zurückgegeben, nicht um Jemand zu kränken, sondern um von einer Last mich zu befreien. „Sie sind empfindlich wie Jean Jaques Rousseau", sagte sie, und damit war unsere Unterhaltung für diesmal zu Ende. Beim zweiten Besuch war sie vertraulich, sie erzählte mir manches aus der Geschichte ihres Lebens, sprach vorzüglich viel von ihrer unglücklichen Verheirathung, von ihren dermaligen Verhältnissen mit Monsieur de Stael, und beklagte vorzüglich das Schicksal der Großen, die, mehr Sklaven wie Jemand, mannigfaltigem Druck unterworfen wären, woraus vielerlei Uebel entsprängen. Sie sagte, Narbonne sei ihre erste, ihre einzige Liebe; er hab' umsonst um sie geworben als Mädchen; er sei ihr Mann, u. s. w.

Beim drittenmal, wo Narbonne zugegen war, sagte sie: „Wir sind alle gute Kinder, und müssen nicht zusammen kritteln." So war die Geschichte wieder in Ordnung. Wir waren noch einige Tage zusammen in London; hernach ging die Stael mit Narbonne auf's Land, wo ich sie mehrmals besucht habe. Sie unterließ nicht, mir scherzend sehr sanfte italiänische Arien vorzusingen und vorzuspielen, wir wurden nach und nach ganz freundschaftlich, und alles Vergangene wurde vergessen.

Die Stael ist ein Genie. Eine außerordentliche, excentrische Frau in allem was sie macht und thut. Sie schläft nur wenige Stunden, und ist die ganze übrige Zeit hindurch in einer ununterbrochenen fürchterlichen Thätigkeit. Ihre Reden sind Abhandlungen, oder eine zusammengehäufte Masse von Laune und Witz. Sie kann nur nicht alltägliche Leute um sich leiden. Während sie frisirt wird, während sie frühstückt, — im Ganzen genommen ein Drittel von jedem Tag bringt sie mit Schreiben zu. Sie hat nicht Ruhe genug, um das Geschriebene wieder vorzunehmen, um auszubessern, um zu vollenden; aber selbst die rohen Ausgüsse ihrer unabläßig gedrängtvollen Seele sind von dem äußersten Interesse, und enthalten Bruchstücke voll des feinsten Scharfsinns und der lebendigsten Kraft. Sie hat mehrere Werke von sehr ernstem Inhalte fertig zum Druck liegen, und arbeitet immer noch fort. Ich habe manches von ihren Sachen gelesen, indem sie's schrieb. Ihre Briefe über Rousseau, herausgegeben, als sie siebzehn Jahr alt war, sind bekannt. Sie hat manche Fehler, aber auch manches, das bei Anderen Fehler sein würde, ist bei ihr keiner. Sie erfordert ihren eignen Maßstab.

Sie ist ziemlich gut gewachsen, aber ihr Gesicht ist nicht schön. Sie ist ein bischen kupferig und hat einen etwas aufgeworfenen Mund. Sie ist nichts weniger als eitel. Sie hat durchaus nicht das Ansehen einer gelehrten Frau. Sie hat ein offenherzig freimüthiges, ganz ungezwungenes und durch einen gewissen Karakter von Biederkeit und Wahrheit sehr für sie einnehmendes Wesen. Sie thut sich durchaus nichts auf ihr Wissen zu Gute, und ich habe sie sehr naiv sagen hören: „Einem Manne gegenüber, der nur Geist hat, behaupt' ich mich; einem gegenüber, der nur unterrichtet ist, auch; aber wer beides verbindet, läßt mich fühlen daß ich doch nur ein Weib bin!"

Sie suchte mir nützlich zu sein, und machte mir verschiedene Bekanntschaften. Unter anderen die eines gewissen Herrn Lox, eines reichen Güterbesitzers, eines Mannes voll Geist und Kenntniß, welcher seiner schwächlichen Gesundheit halber von allen öffentlichen Geschäften entfernt, zwanzig

englische Meilen von London auf einem Gute, das Norbury heißt, sich selbst und seiner Familie lebt. Er ist allgemein geschätzt, und hat zwei erwachsene Söhn' und zwei Töchter, wovon die jüngste Emilie heißt. Ich hatt' ihn hier anführen wollen, weil er in einer Fortsetzung dieser Geschichte wieder vorkommen dürfte.

Sie lehrte mich auch den berühmten Grafen de Lally-Tolendal und eine gewisse Prinzessin von d'Hénin kennen. Beide aus Frankreich, aber die jetzt in England leben.

Ungefähr nach sechs Wochen verließ Madam de Stael England. Ich habe seitdem wieder einen Brief von ihr erhalten. Narbonne betrug sich während ihrer Anwesenheit und auch nachher so äußerst freundschaftlich, daß wir vollkommen gut zusammen geworden sind. Ich habe sogar in einer kleinen Verlegenheit einmal Geld von ihm gefordert, welches ihn entzückt hat. — Er ist nicht bös, aber so äußerst leichtsinnig, daß er seine Stael selbst vergessen könnte. Ueberdies gewohnt, viel Einfluß zu haben, großmüthig, verschwenderisch zu sein, und alles zu können, war ihm nicht ganz wohl in England, wo er nichts konnte, und er hatte mir zu mancherlei versprochen, um mich nicht zu meiden. Ich hatt' ihn überdies gleich anfangs in Verlegenheit gesetzt, indem er mir nicht genugzuthun wußte. Auch konnt' er mir nicht genugthun, denn ich wollte Herzlichkeit, und das ist grade das Einzige, was er nicht hat. —

Tolendal und d'Hénin fingen an, sich für mich zu interessiren. Die letztere, eine Dame von vierzig Jahren, eine nahe Verwandte und vertraute Freundin von Lafayette, ist was man gradezu eine sehr gute Frau zu nennen pflegt. Sie hat nie den Ruf der strengsten Sittlichkeit verloren. Sie meint es redlich mit jederman und vorzüglich mit ihren Freunden. Sie würde noch vollkommener in diesem Karakter sein, und vorzüglich davon die schöne Außenseite mehr tragen, wenn sie keine Französin wäre. —

Tolendal ist von Allen, die ich aus Frankreich habe kennen gelernt, der Mann, welchen ich am meisten schätz' und liebe. Er ist ein Tugendfreund, ein redlicher, gefühlvoller, — mit Einem Wort', ein herziger und wackrer Mann. Er ist ein

systematischer Denker, ein fleißiger Arbeiter, ein warmer Patriot; er hat Beharrlichkeit in seinen Unternehmungen, und bleibt seinen Ueberzeugungen treu! Von seiner Geschichte kann ich hier nicht weitläufig reden.

Er spielt' eine glänzende Rolle im Anfange der französischen Revolution. Er war Eines Sinnes mit Clermont-Tonnere, Mounier und noch einigen Anderen. Seine Mémoires à mes Commettans und seine Schutzschrift für den unglücklichen Ludwig den Sechzehnten, die beste von allen, welche erschienen sind, kennt man überall.

Meine Verbindungen mit diesen zwei Leuten sind sehr enge geworden, und es ist in ihren Angelegenheiten, oder wenigstens durch ihre Bestrebungen für einen Dritten schon genannten Unglücklichen, für Lafayette, daß ich gegenwärtig in Deutschland bin. Tolendal hat eine Abhandlung gemacht, welche die Unschuld des schändlich Gefangengenommenen und ungerecht Gefangengehaltenen auf die schönste Art an den Tag legt, und welcher eigenhändige Briefe, zwischen ihm und dem König in den ersten Tagen des August 1792 gewechselt, als Belege beigefügt sind. Ich soll diese Abhandlung auf eine geschickte Art an ihre Behörde, an den König von Preußen befördern, soll sie bei den Ministern persönlich unterstützen, soll Einwürfen begegnen, soll die Sache in Bewegung setzen, mich nach allen Umständen erkundigen, und so weiter.

Man giebt mir die Reisekosten, aber ich weiß nichts von einer anderen Belohnung. Ich mußte zuerst zu Prinz Heinrich gehen in Rheinsberg, dem Bruder des vorigen Königs. Ich habe bei ihm zehn Tage zugebracht, die ich unter die schönsten meines Lebens rechne, aber das Ausführliche davon, so wie von allem, was seit dem 1. August vorgefallen ist, muß ich bis auf ein andermal verschieben! — Ich habe große Wahrscheinlichkeit, den Zweck meiner Sendung zu erreichen. Eingezogene Nachrichten, die Lage der politischen Verhältnisse, der Umstand, daß manche Leidenschaften erkaltet, und manche Personen, die nächsten Werkzeuge des unglücklichen Schicksals des Gefangenen, außer Kredit gekommen sind, lassen es vermuthen. —

Tolendal ist naher Verwandter von dem Lordkanzler, Lafayette hat viele Freunde in England, und die Staaten von Nordamerika rechnen ihn als einen ihrer Erretter; Pitt und Grenville wissen um die Sache, und ich erwarte von diesen durch Tolendal Briefe, um das Unternehmen zu unterstützen. Dies Unternehmen selbst ist gerecht und edel. Die Geschichte mit Narbonne hat mir keinen übeln Kredit verschafft, und ich suche durch mein gegenwärtiges Geschäft den Ruf der Brauchbarkeit und die Aufmerksamkeit der Leute mir zu verschaffen, die mir nützlich sein können, — hierauf gründen sich meine Aussichten und Hoffnungen! —

Ich erwarte die Zurückkunft des Königs von Preußen aus Polen, werd' aber übermorgen schon nach Berlin abgehen. —

Da haben Sie, liebe Freundin, im kurzen meine ganze Geschichte vom Januar 1792 an bis jetzt. — Ich habe drei Tage daran geschrieben und ohne Ermüdung, weil ich mir dacht', Ihnen damit eine Freude zu machen, nicht so wohl durch die Sachen, — manches, welches nicht angenehm und schön ist, wie manche Umständlichkeiten im Betragen der Stael, hab' ich nur angeführt, um Sie mit den Personen bekannt zu machen, — als durch die Genugthuung, welche entsteht, wenn man umständlich von Jemand hört, dem man gut ist. Manches hätte besser gesagt sein können, und ich finde beim Wiederdurchlesen, daß hie und da französische Wendungen in meinen Brief gekommen sind, — halten Sie eins und das andere mir zu gut, denn ich habe nicht Zeit zum Wiederabschreiben und Verbessern. — Vieles Uebergangene und viele unterdrückte Ausführungen würden das Ganze interessanter gemacht haben, aber ich bin gezwungen gewesen, mich möglichst kurz zu fassen, und habe nur sagen wollen, was mir das Nothwendigste schien, um Sie wieder mit mir bekannt zu machen, und um Sie in den Stand zu setzen, mich selbst und meine gegenwärtige Lage zu beurtheilen.

Ich weiß, daß ich über vieles Tadel verdiene, aber ich hoffe, Sie werden nicht zweifeln, daß ich wenigstens nicht noch gut, brav, und unverdorben sei. Ich liebe das Schön'

und Gute noch eben so warm als jemals, und such' es mir täglich mehr zu eigen zu machen. Ich bemühe mich, aus meinen Fehlern zu lernen, und glaube gewonnen zu haben als Mensch und Mann; ob ich nicht zunächst für den künftigen Staatsbürger meine Zeit hätte besser anwenden können, weiß ich nicht! Ich erwarte nun sehnlichst einen recht langen Brief von Ihnen; aber schreiben Sie ja recht freundschaftlich, sonst komm' ich selbst, und wie böse Sie dann auch sein mögen, Sie sollen mich nicht sehen, ohne mich wieder zu lieben.

Vorzüglich inständig bitt' ich um den Rath des lieben Herrn Vetters. Der Weg, den ich vor mir habe, scheint mir schön zu sein. Die Weite des Wirkungskreises, wozu er führen könnte; die Unabsehbarkeit seines Endes; die bestimmte und große Thätigkeit, die er mir verspricht, sobald ich nur einmal festen Fuß darauf gefaßt habe; die Gelegenheit, alle meine Kräfte zu üben und mich selbst immer mehr zu bereichern; die Freude, mich einem großen und edeln Volke einzuverleiben; die Genugthuung, mir selbst eine kühne Bahn gebrochen zu haben; die Ueberzeugung, meinen Freunden und meinen Brüdern, die ich innig liebe, künftig äußerst nützlich sein zu können, und wozu mein bloßer Aufenthalt in London mir schon manche kleine Gelegenheit gegeben hat, wovon ich gern erzählte; das Angenehme endlich einer mir bald zu verschaffenden regelmäßigen, wenn schon kleinen Einnahme, — dies sind die Reize, welche mich locken! Zweifel und Besorgnisse heben sich aber auch mitunter, und ich weiß sehr wohl, was ich auf das Obige einem Freund' antworten würde, welchen ich das Interesse hätte von der besagten Laufbahn abzuziehen. — Vieles macht mich kühn wieder. Das Sonderbare meines bisherigen Schicksals selbst, und die Umstände, scheinen mich zu ermuntern. Fast noch kein Plan, kein Unternehmen ist mir bisher mißlungen!

Der Gründ' und Gegengründe sind so viel, daß ich entweder durch einen Machtspruch der Untersuchung ein Ende machen, oder mich ganz der Entscheidung eines Dritten überlassen muß. Der Beifall und die Aufmunterung eines guten, mich liebenden, einsichtsvollen Mannes, wie des Herrn Vetters, würde mir

doppelte Kraft und doppelte Festigkeit geben! Ich habe Stärke genug, um ruhig bei einem Unternehmen zu Grunde zu gehen, sobald ich nur überzeugt bin, vernünftig gewollt zu haben; aber darauf kömmt's an!

Zurück kann ich noch! ich kann nach geendigtem Geschäfte und nach einer kurzen Anwesenheit in England, wo ich wieder hin muß, nach Bremen gehen, um dort zu praktiziren! Wollen Sie mich nach Bremen zur Ruhe verweisen, lieber Herr Vetter? gefolgt würden Sie — vermuthlich — Sie sehen, daß ich ehrlich bin, — aber zuverlässig kostete mich dieser Entschluß eine sehr bittere halbe Stunde!

Ich wiederhole noch Einmal, daß ich Briefen aus Karlsruhe mit vieler Sehnsucht entgegensehe.

Ich bitt' ausdrücklich, in Ihren Briefen keine Personen zu nennen, und von der Angelegenheit, welche mich gegenwärtig beschäftigt, nur für mich verständlich zu reden; auch Niemand vor der Hand mündlich etwas davon anzuvertrauen, von dessen Diskretion Sie nicht auf's vollkommenste überzeugt sind. Viele Gründe machen diese Bitte von Wichtigkeit! —

Ich wünsche ferner, daß Sie mir Empfang dieses Briefes so schnell wie möglich, wär's auch nur mit zwei Worten, bescheinigen möchten, weil ich bis dahin über die richtige Ueberkunft desselben etwas in Sorgen sein werde. —

Mein guter Vater, welcher mich sehr, sehr liebt, und welcher mein Thun und Lassen ganz mir selbst übergeben hat, wird in diesen Tagen an Sie schreiben. Seine Antwort ist dadurch verzögert worden, daß er nicht wußte, was von mir sagen? ich hab' ihn gebeten, sich nur auf diesen meinen Brief zu berufen. Haben Sie die Güte, ihm nichts zu schreiben, was ihn meinetwegen besorgt machen könnte. Er ist von meiner gegenwärtigen Reise und von der Ursache derselben, so wie von allem, was mir bisher begegnet ist, unterrichtet. —

Schreiben Sie mir auch vor allen Dingen recht umständlich, wie's Ihnen geht und was die Kleinen, was die Offenbacher machen, u. s. w., damit auch Sie und was Ihnen angehört mir nicht fremd werden möge.

Leben Sie, meine liebe, unvergeßliche Freundin und Pflegemutter, herzlich, herzlich wohl, und grüßen Sie all' die guten Leute von mir, welche sich noch freundschaftlich meiner erinnern!

J. E. Bollmann.

N. S. Ihren Antworten seh' ich entgegen unter Kouvert der Herren Fetschow und Jury in Berlin! —

Haben Sie die Güte, diesen Brief aufzuheben, weil der Fall kommen könnte, daß ich bei der einen oder anderen Gelegenheit, wenigstens auf eine kurze Zeit, darüber verfügen zu können wünschen würde. —

7.

Rotterdam, den 21. Januar 1794.

Ich bin, liebe Freundin, wieder auf meiner Rückreise nach England begriffen. Morgen gehe ich von Helvoetsluis und dann von da nach Harwich. Weil es mit dem Wasser allemal etwas mißlich ist, so will ich lieber zuvor noch für Ihren gütigen, lieben, herzlichen Brief vom 31. Oktober Ihnen danken. Giebt's dann ein Unglück — nun wohl! so werde ich doch dermaleinst wenigstens nicht mit Vorwürfen empfangen! —

Meine Bemühungen sind vergeblich gewesen, und haben es sein müssen aus dem simpeln Grunde, weil die gewöhnlichen Menschen keinen Glauben an Tugend haben, sondern jeden ungefähr für eben so schlecht halten, als sich selbst, und andere Leute, die in ihrer Gewalt sind, deßwegen behandeln, wie sie selbst behandelt zu werden verdienten. Meine Reise ist indessen meinen Kommittenten indirekt' nützlich geworden. Ich ging von Berlin nach Hamburg, wo ich sechs Wochen zugebracht habe. — Am 11. reisete ich von dort ab; sah im Vorbeigehen meinen Schwager in Lüneburg, meinen Vater in Hoya, meinen Vetter in Bremen, fuhr dann Tag und Nacht durch, kam am 17. nach Amsterdam, und bin nun hier. Ich bin in größter Eile, um nach London zu kommen! —

Die weitläufige Geschichte dieser letzten vier Monate behalte ich Ihnen vor, und versichere nur einstweilen, daß sie in sehr vieler Rücksicht Sie sehr interessiren wird. Vorzüglich von Hamburg habe ich Ihnen recht sehr viel zu erzählen.

Ihr Brief sowohl als der vom Herrn Vetter hat mir sehr viele Freude gemacht. Der Ihrige hat mich in vielen Stellen gerührt. Gute, liebe Freundin! Sein Sie fest überzeugt, daß meine innige, liebevolle Anhänglichkeit durch nichts wird erschüttert, wird lau gemacht werden können. Sie haben Recht, wenn Sie sagen, daß mein Herz weit sei. Es kann viele Edle stark und dauerhaft umfassen.

Dem lieben Herrn Vetter danke ich herzlich für seinen großen schönen Brief. Er ist mir schon nützlich gewesen, und wird es noch oft in der Folge sein können! — Es ist nichts darin, was mir nicht Freude gemacht hätte, ausgenommen der Ausdruck, welcher eine kleine Bezweiflung der guten Aufnahme dessen zu verrathen scheint, was er über religiöse Dinge schrieb. Wie auch meine gegenwärtigen Grundsätze in diesem Punkt beschaffen sein möchten, so stützen sie sich wenigstens auf ehrliche Ueberzeugung, nicht auf Hängen an Mode. Wie abweichend sie auch von denen mancher Anderen sein mögen, so werden sie mich doch nie verhindern, die Ueberzeugungen Anderer als solche zu respektiren. Der Herr Vetter hätte mir statt des philosophischen Briefes, den ich empfangen habe, kraß absurde Sachen schreiben können, und sein Brief würde noch Gefühle des Dankes erregt haben. Das innige Bewußtsein der wohlwollenden Absicht hätte jeden hohnlächelnden Gedanken schon in der Ferne erstickt. Uebrigens erlaubt meine Zeit mir gegenwärtig nicht, seinen Brief weitläufig und gründlich, so wie ich's gerne möchte, zu beantworten. Einstweilen meinen ehrlichen Dank, das andere künftig! —

Leben Sie herzlich wohl! ich glaube stark, auf dem Wege zur zeitlichen Ruhe zu sein! Mein nächster Brief soll Sie hoffentlich mit angenehmen Nachrichten überraschen! Ich bin sehr eilig!

J. E. Bollmann.

N. S. Mein Bruder Ludwig ist, durch meine Bemühungen, vom Onkel weg, und zu einem Manne, einem sehr ansehnlichen Kaufmann in London, gekommen, den ich genau kenne, den ich als vortrefflichen Menschen und erfahrenen Geschäftsmann hochschätze und liebe. Er bekömmt hundert Pfund Sterling Gehalt.

8.

Wien, den 9. August 1794.

Ich habe den lieben Rosenfels hier gefunden! Sie erfahren also, daß ich hier bin — das wird der Fortsetzung meines Romans um eine Ueberraschung Schaden thun — aber, nun dem so ist, warum erführen Sie's nicht eben so gut auch durch mich selbst?

Nicht viel diesmal! Nur bloß, daß ich wohl bin und daß mir's gut geht! Freilich bleibt da noch immer viel zu wünschen, aber wer möchte auch schon am Ende sein? Vor mir wird die Aussicht immer schöner, weiter, heller; hinter mir der Rückblick immer interessanter. Ich bin mit der Gegenwart zufrieden; mein Wirkungskreis wird größer! Kleine Successe spannen meine Thätigkeit! Ich bin in den letzten Jahren sehr viel reicher geworden an Leuten, die mich lieben, und habe keinen von denen, die mich schon vorher liebten, verloren. Der Fonds angenehmer, wohlthätiger Rückerinnerungen, den ich mir sammle, ist so groß, daß ich meine innerliche Unabhängigkeit zunehmen fühle, und überzeugt bin, auch unglücklich wenigstens Jahre lang in der Vergangenheit Entschädigung und Freude finden zu können!

Ich bin wieder auf Reisen! Es ist eine schöne Existenz, liebe Freundin, so von Ort zu Ort zu den besten, den denkendsten Menschen sich zu nähern! In dem weiten Gebiete der Wissenschaften von Gegenstand zu Gegenstand mit ihnen fortzugehen; von dem, was jeder über jeden dann das Beste gedacht, gefühlt oder gelernt hat, sich gegenseitig zu entbinden; in Lieblingsideen, in seltenen Gesichtspunkten, sich einig zu begegnen; sich anzuschließen, liebzugewinnen, liebgewonnen zu

werden, und so mit den Vortrefflichsten seines Zeitalters gleichsam eine unsichtbare Kirche zu stiften! — Da haben Sie, was ich als Nebensache treibe, von der Hauptsache in der künftigen Fortsetzung meines großen Briefes!

Wenn ich nur Allen so wohl machen könnte, wie mir ist! Wenn ich nur Sie recht wohl wüßte! — Aber ich bin überzeugt, die sanfte Freundin der Ruhe und des stillen Genusses wird in diesen stürmischen Zeiten manche bange Stunde haben! — Aber nur getrost, liebe Frau Base! nur nicht zu finster gesehen! Glauben Sie mir, wir leiden weit mehr von den Uebeln, die wir nie erfahren, als an denen, die uns wirklich befallen! Denken Sie nicht daran, was es wohl geben würde, wenn die bösen Nachbarn einmal nach Karlsruhe kämen, sondern daran, was Sie wohl empfinden würden, wenn unerwartet Ihr Pflegesohn einmal wieder vor Ihnen stände. Ich will nicht vorbereiten, um Sie, wenn's kömmt, angenehm überraschen zu können, und wollte, daß ich dessen eben so gewiß wäre, als ich gewiß bin, daß, wenn die Anderen kommen sollten, sie sich artiger und gebührlicher aufführen würden, als Sie wohl denken.

J. E. Bollmann.

III.

Wir haben Bollmann in seinen eignen Briefen bis nach Wien begleitet, müssen aber nun für ihn die Erzählung wieder aufnehmen, und den Zusammenhang seiner Absichten und Ereignisse durch einige frühere Bezüge erläutern, ehe wir zu seinen ferneren Schicksalen übergehen.

Die zu Gunsten Lafayette's eingeleitete Unterhandlung war fehlgeschlagen. Die von Lally-Tolendal verfaßte Denkschrift, welche die Ungerechtigkeit der Verhaftung Lafayette's darstellen sollte, und alle Beweggründe zu seiner Freilassung eindringlich vortrug, hatte dem Prinzen Heinrich von Preußen ungemein gefallen und dessen lebhafteste Theilnahme angeregt; er hatte

seine eifrigste Unterstützung versprochen. Wie in Rheinsberg war Bollmann auch in Berlin günstig angehört, und ihm von angesehenen und einflußreichen Personen gute Hoffnung gemacht worden. Die herrschende Stimmung, welche sogar in den höchsten Kreisen laut für die Sache Frankreichs und wider den Krieg zu sprechen wagte, hatte hieran nicht minder Theil, als die bedeutenden Empfehlungen Pitt's und Grenville's, und der persönliche Eindruck selber, welchen der jugendliche Sachwalter machte. König Friedrich Wilhelm der Zweite, an welchen die erwähnte Denkschrift gerichtet war, hatte wenigstens von ihrem Inhalte — denn sie selbst konnte nicht übergeben werden — Kenntniß genommen, und erklärt, er wolle nicht, daß das Verhaßte dieser Gefangenschaft länger auf ihm haften solle; auch sonst waren seine Aeußerungen im menschenfreundlichsten Sinne der Sache günstig, wie auch der Sendung und Person Bollmann's insbesondere. Allein der Gefangene befand sich nicht mehr in preußischem Gewahrsam, sondern war in österreichischen ausgeliefert worden, weil man von dieser Seite den Umstand geltend gemacht hatte, daß Lafayette, bei seinem Herüberkommen aus Frankreich, zuerst auf österreichische Vorposten gestoßen, und von diesen aufgenommen, dann aber nur zufällig durch preußische Truppen weitergeführt worden sei. Das Begehren erschien begründet, und wurde gewährt. Lafayette war jetzt österreichischer Staatsgefangener, und wurde zu Olmütz in strenger Haft gehalten. Auf sein Schicksal konnte Preußen keine unmittelbare Einwirkung mehr haben; höchstens war eine diplomatische Verwendung zu versuchen, deren Erfolg bei den in Wien herrschenden Gesinnungen sehr zu bezweifeln schien, und obwohl es Personen gab, welche zu solchem Versuche eifrig riethen, so fand die Ausführung doch gerade bei denjenigen Staatsmännern, welche dabei hätten amtlich auftreten müssen, zu große Bedenklichkeiten, und die Sache blieb auf sich beruhen.

Doch hatte Bollmann genug erkannt, wie allgemein die Theilnahme für den Gefangenen auch in den Ländern und Kreisen, die man ihm als feindlich gesinnt voraussetzen mußte, verbreitet war, wie günstig und schmeichelhaft der Eifer für

ihn überall aufgenommen wurde, und wie geneigt auch die sonst unbiegsamsten Gesinnungen schienen, alles schön zu finden und gut zu heißen, was seine Befreiung fördern konnte. Dies entzündete Bollmann's Hoffnungen auf's neue, und er glaubte auf kühneren Wegen erreichen zu können, was er auf dem bisherigen glimpflichen versagt sehen mußte. Sein Entschluß war schnell reif, sein Plan ausgedacht.

Für die Beurtheilung der reizbaren und leidenschaftlichen Stimmung, welcher sein Gemüth in dieser Zeit hingegeben war, ist es wohl bemerkenswerth, daß er während dieser bewegten Zurüstungen, die ihn auch in Leipzig eine Weile festhielten, daselbst ein verliebtes Abentheuer bestand. Eine flüchtige Bekanntschaft, in aller Lieblichkeit unbefangener Jugend sich darbietend, war die erste, welche den bisher strengen jungen Mann zugleich mit sinnlichen Lockungen umstrickte. Zwanzig Jahre später, als er in Wien während des Kongresses durch einen liebenswürdigen Brief einer ihm bis dahin unbekannt gebliebenen Tochter an jene frühere Zeit erinnert wurde, sprach er noch mit dankbarer Innigkeit und lebhaften Schilderungen von der Anmuth des idyllischen Begegnisses, und wandte gern den Ausdruck seiner liebevollen Sorgfalt darauf zurück. Während des nächstfolgenden Zeitraums aber hatte der Leichtsinnige dies Abentheuer bald vergessen, nachdem ihn sein Geschäft schnell wieder von Leipzig abgerufen und nach Hamburg geführt hatte. Hier im Gegentheil verliebte er sich neuerdings, und hegte ein zartes Glück reinster Zuneigung im erfrischten Herzen! Nichts aber vermochte seinen Eifer in dem gefaßten Vorsatze zu schwächen, keine Neigung und Leidenschaft ihn von der Ausübung abzuziehen. Er verließ Hamburg, sobald es die Umstände erforderten, widmete den Orten, wo er liebe Angehörige mit treuem Sinn aufsuchte, nur die nöthigsten Stunden, und eilte über Rotterdam nach London, wo für seinen neuen Plan die schließlichen Verabredungen zu nehmen waren.

Die Freunde Lafayette's waren hier in größter Beeiferung. Sie hatten auf wunderbar geheimen Wegen dringende Briefe des Gefangenen erhalten, der flehentlich bat, für ihn zu wirken, ihn zu befreien. Aus den Vereinigten Staaten von

Nordamerika gingen die stärksten Aufforderungen ein, alles für Lafayette zu wagen, dem die dortigen Bürger als dem Kämpfer für ihre Freiheit sich zur höchsten Dankbarkeit verpflichtet hielten. Der amerikanische Gesandte in London betrieb die Sache mit Lebhaftigkeit, alle Hülfsmittel wurden berathen, vorbereitet, die Theilnehmer erboten sich wetteifernd zu jedem Opfer, zu jeder Thätigkeit. Jedoch erkannte man zuletzt nur Eine Auskunft übrig, die einer gewaltsamen Befreiung; und kein Anderer vereinigte so alle Eigenschaften zu dem verzweifelten Unternehmen, wie Bollmann. Er selbst hatte den Gedanken ausgesprochen, den vorläufigen Plan hingeworfen, er schien der Einzige, dem die Ausführung gelingen könne. Er wurde aufgefordert, die Sache zu wagen; der Ruhm des Gelingens mußte ihn überschwänglich belohnen, in Deutschland, Frankreich und England erwarb er sich die Zustimmung von Tausenden, in den Vereinigten Staaten die unabweislichsten Ansprüche auf jede Dankbarkeit; im Falle des Mißlingens blieb ihm der Ruhm des kühnen Wagnisses, und in dem Ansehen und den Mitteln seiner Freunde noch manche Zuflucht und Rettung offen. Seine Begeisterung für Lafayette brauchte nicht gesteigert zu werden, er sah in ihm das schuldlose Opfer der redlichen Denkart, den wahren Vermittler und Hersteller des Königthums und der Freiheit, den Feind aller Gräuel und Zerrüttungen, in welche die Revolution ausgeartet war. Diesen Mann aus der Gefangenschaft zu befreien, in welche, wie man behauptete, er wider alles Recht, mit Verletzung von Treu und Glauben, die man den Schutzbedürftigen schuldig sei, geworfen worden, sollte keine unmoralische Handlung heißen; und wenn dabei eignes und fremdes Leben auf das Spiel gesetzt wurde, so sollte dies nur als ein Fall gelten, wie er im Kriege sich jeden Tag ereignet. Mit solchen Vorstellungen ging Bollmann, den wir als einen Gegner revolutionairen Schwindels, als einen Freund gesetzlicher Ordnung gesehen, der so früh und besonnen von den französischen Bewegungen sich abgewendet, in größter Seelenruhe und heiterer Entschlossenheit einem Unternehmen entgegen, vor dem er, in nur wenig anders

gestelltem Verhältnisse, und bei minderer persönlichen Bezauberung, als vor einem Staatsverbrechen geschaudert hätte!

Mit Empfehlungen und Wechseln reichlich versehen, reiste Bollmann im Sommer des Jahres 1794 von London wieder nach dem Festlande. Die zurückbleibenden Vertrauten gelobten das tiefste Schweigen; Lafayette's Name wurde nicht mehr genannt, er sollte möglichst vergessen scheinen; man könne nichts für ihn thun, hieß es, man müsse den Frieden abwarten; ihm selbst aber kamen zwei Worte zu, welche ihn benachrichtigten, sein Retter sei unterwegs.

Als naturforschender und neugieriger Reisender nahm Bollmann seinen Weg durch das nördliche Deutschland nach Schlesien, wo er sich einige Zeit aufhielt, mancherlei Ausflüge machte, und viele Bekanntschaften anknüpfte, darunter auch solche, die ihm für seinen Zweck wichtig werden konnten. Er gewann einige Freunde, auf deren Herz er rechnen konnte, denen er aber durch sein Vertrauen nicht voreilig und unnütz eine Last auflegen wollte, und daher seine Absichten noch verschwieg. Er besuchte Tarnowitz, an der polnischen Gränze, und besah die dortigen Bergwerke; dann begab er sich über Ratibor nach Olmütz. Hier war er an einige Personen empfohlen, unter diesen an einen Arzt, mit dem er durch wissenschaftliche Anregungen sogleich in lebhafte und bald auch traulichere Verbindung gerieth. Nach einigen Tagen, da von psychologischen Erscheinungen die Rede war, bemerkte Bollmann, als käme dieser Einfall ihm nur eben jetzt, hier müsse ja der berühmte Lafayette gefangen sitzen. Man wisse den Namen nicht, wurde erwiedert, aber einige Franzosen seien unter den Staatsgefangenen, die in dem ehemaligen Jesuitercollegium streng bewacht würden, und die Vermuthung, daß Lafayette unter ihnen sei, habe viel für sich; soviel sei gewiß, daß einer derselben sehr niedergeschlagen und in tiefe Traurigkeit versunken sei. Bollmann meinte, da dürfte der Versuch, dem Gefangenen einige Schriftzüge in englischer Sprache vorzulegen, leicht Aufklärung verschaffen; sei es Lafayette, so würde der bloße Anblick von Worten in der ihm von Amerika her wohlbekannten Sprache ihn plötzlich erheitern, und es müßte interessant sein, die Wirkung eines

solchen Eindrucks zu beobachten, wie stark dieselbe sei, welchen Vortheil sie bringe, wie lange sie daure. Nach einigen Bedenklichkeiten schien die Sache thunlich, es fand sich eine Vermittelung, dem Gefangenen, der nur durch seine Nummer bezeichnet und niemand namentlich bekannt war, ein beschriebenes Blatt zuzustellen. Bollmann schrieb auf der Stelle einige Worte nieder, und der Arzt, nachdem er sie mit prüfendem Bedacht gelesen und ganz unverfänglich befunden, versprach ihre Besorgung. Sie enthielten den Spruch eines englischen Dichters, worin der Leser aufgefordert wurde, die Schwermuth zu fliehen; jedoch hatte Bollmann, als rede noch der Dichter fort, die Mahnung hinzugefügt, diesen Zuruf nicht kalt, sondern mit der nöthigen Wärme aufzunehmen. Als Lafayette, — denn die Nummer, unter der man ihn vermuthete, traf richtig zu, — dieses Blatt zu lesen bekam, verstand er sogleich den geheimen Sinn, ließ sich aber nichts merken, sondern that, als ob hiebei für ihn weiter kein Bezug sei. Sobald er aber allein war, hielt er das Papier vorsichtig über sein Lampenlicht, und durch die Wärme desselben traten neben den offenbaren die geheimen Schriftzüge hervor, in welchen Bollmann ihn von allem unterrichtete, was ihm zu wissen noth war; er fand in unzweifelhaften Zeichen die Beglaubigung, daß er dem von seinen Freunden Abgesendeten unbedingt vertrauen könne, er fand den Plan zu seiner Befreiung hinreichend angedeutet, und beschloß, ohne Zögern sich dieser Leitung hinzugeben. Er gab statt des empfangenen Zettels eine Zeile Antwort zurück, die gleichfalls in einem Spruche, doch nur ganz allgemein, eine feste Bejahung ausdrückte. Bollmann sah, daß er verstanden worden; er freute sich gegen den Arzt des gelungenen psychologischen Versuchs, und ließ die Sache vorläufig ruhen. Nach ein paar Tagen aber kam er darauf zurück, und wünschte einen zweiten Zettel auf gleiche Weise zu befördern. Wir wissen nicht, ob auch diesesmal die Mittelsperson arglos geblieben, oder in stillschweigendem Einverständniß, vielleicht auch nur aus der unvermeidlichen Folgerung gehandelt, die sich durch die erste Gefälligkeit für die zweite zu ergeben schien, genug, der Zettel wurde befördert, ohne daß Bollmann sein Geheimniß auszu-

sprechen oder einen Mitschuldigen zu gewinnen brauchte. Nachdem er auf solche Weise den Gefangenen unterrichtet, was er in der nächsten Zeit thun und erwarten solle, mit dem freundlichen Arzt aber zur Fortsetzung der angeknüpften Unterhaltungen einen vertraulichen Briefwechsel verabredet hatte, reiste er von Olmütz nach Wien. Unterwegs, in Brünn, schloß er mit dem rühmlich bekannten Erzieher und Wirthschafter André, der seine gemeinnützige Thätigkeit von Schnepfenthal nach Mähren verpflanzt hatte, und viele Jahre später nach Stuttgart übertrug, einen engen Freundschaftsbund; sie hatten viele gemeinsame Berührungspunkte, ihre Gesinnungen und Gemüthsarten stimmten zusammen; es war für Bollmann wichtig, hier einen Mann zu haben, dem er ganz vertrauen dürfte; doch wollte er auch diesen Freund, der manches errathen konnte, nicht ohne Noth durch gefahrvolles Mitwissen beunruhigen.

In Wien angekommen, wurde Bollmann als wohlempfohlener und durch seine ganze Erscheinung einnehmender Gelehrter in den angesehensten Lebenskreisen bald einheimisch; er fand nach allen Seiten die günstigsten Verhältnisse, und schien außer den wissenschaftlichen Gegenständen kein anderes Interesse zu haben, als in den Zerstreuungen des Tages mitzuleben. Er selbst aber war unaufhörlich mit seinem Vorhaben beschäftigt, und harrte voll Ungeduld auf Nachrichten. Sie sagten bloß, Lafayette sei krank, und werde immer kränker; dies war ein willkommenes Zeichen, daß Bollmann's Rath wirkte, allein der entscheidende Wink, daß der zum Handeln günstige Augenblick erschienen sei, blieb aus.

Der letzte Theil des Sommers verstrich, ohne daß Bollmann sich gefördert sah. Nur der Herbst war noch übrig; blieb auch diese Jahreszeit unbenutzt, so mußte das Unternehmen, das durchaus nicht im Winter zu vollbringen war, bis zum nächsten Frühjahr aufgeschoben werden. In dieser Verlegenheit reiste Bollmann selbst wieder nach Olmütz. Hier empfing er am 10. Oktober den ersten und einzigen Brief von Lafayette, der ihn dringend bat, ohne Verzug zu handeln. Der Brief, der uns in Lafayette's Denkwürdigkeiten mitgetheilt worden, war mit Tusch auf den weißen Rand der Blätter eines Romans geschrieben, und enthielt Dankausdrücke,

Fragen nach Freunden, Nachrichten von seiner Gesundheit. „Meine Kräfte sind noch gut, schrieb Lafayette, und wenn man meine Freilassung erlangte, würde ich schnell genug bei meinen Freunden sein; aber meine Brust leidet sehr. Ich sehe meine Spazirfahrten, die einen Tag um den anderen Statt finden, als das wirksamste Heilmittel an. Sie haben, dünkt mich, einen anderen Gefangenen für mich gehalten. Ich fahre alle ungraden Tage aus, in schlichtem Ueberrock, mit rundem Hut, und nicht von einem Offizier, sondern von dem Stabsprofoß begleitet, der die Uniform eines Korporals trägt. Uebermorgen, am Sonntage, fahr' ich spaziren." Dies alles durfte der Arzt und der nachsichtige Gefängniß-aufseher allenfalls noch lesen, es schien ihnen, die keine Ahndung von dem Befreiungsanschlage hatten, bloß die persönliche Theilnahme zu befriedigen. Aber mit Citronensaft war noch hinzugefügt: „Ich habe nicht Zeit, mein theurer Freund, in's Einzelne zu gehen. Ich werde es thun, wenn der Doktor einwilligt mir ein anderes Buch zu bringen; ich sage nur in Kürze, daß gegen eine gewöhnliche Entweichung alle Vorkehrungen getroffen sind, daß uns nur übrig bleibt ein ganz unerwartetes Unternehmen zu wagen. Meine Freunde Maubourg und Pusy sind davon überzeugt; deßhalb grade habe ich die Erlaubniß zum Spazirenfahren begehrt, und sie haben diese nicht für sich nachsuchen wollen, damit ich mehr Gelegenheit hätte zu entkommen. Je verwegener das Unternehmen sein wird, desto mehr wird es überraschen, desto mehr kann es gelingen. Wir müssen mit dem Dichter sagen:

> Presence of mind and courage in distress
> Are more than armies to procure success."

Aber nur erst gegen Ende des Septembers war die Erlaubniß zu Spazirfahrten ertheilt, und erst wenige Fahrten, unter gehöriger Vorsicht und Bedeckung, waren versucht worden. Bollmann ertheilte den Rath, Lafayette möchte nun den guten Erfolg dieser Ausfahrten allmählig merkbar werden lassen, auf diesen gestützt, sie häufiger begehren, durch ausgesprochene Vorliebe für eine bestimmte Gegend ihnen möglichst immer dieselbe Richtung geben, und sie in möglichst weite Entfernung

von der Stadt auszudehnen suchen. Da dies zu gelingen schien, so kehrte Bollmann nach Wien zurück, um dort die letzten Anstalten zu bereiten.

Bis jetzt hatte er in Oesterreich keinen eigentlichen Mitwisser, außer einem jungen Arzt aus Sachsen, Doktor Karl Weigel, der sein vertrauter Freund geworden war, und voll feurigen Muthes sich bereit erklärte, jedes Wagstück mit ihm zu theilen. Rücksichten jedoch, deren Verletzung Bollmann seinem Freunde um keinen Preis zumuthen wollte, mußten diesen abhalten, an einem gewaltsamen Handstreiche, wobei es Leib und Leben galt, unmittelbar Theil zu nehmen. Er begab sich aber nach Olmütz, um an Ort und Stelle durch Kundschaft und Wachsamkeit nützlich zu sein. Bollmann fand in Wien einen anderen Helfer, der ganz nach seinem Sinne und in allen Beziehungen geeignet war, bei dem Unternehmen sein Gefährte zu sein. Ein Amerikaner aus Süd-Karolina, Namens Huger, ein Jüngling voll Eifer und Muth, der auf Reisen zufällig in Wien war, und schon den glühendsten Antheil für Lafayette ausgesprochen hatte, ging auf die Eröffnungen Bollmann's lebhaft ein, und meinte, wenn er für Lafayette sein Leben wage, so zahle er damit nur eine Schuld seines Vaterlandes, dessen Freiheit jener habe erkämpfen helfen. Die Kürze der Zeit, innerhalb welcher die Sache vollführt werden mußte, wenn sie noch vor dem Winter statt haben sollte, erlaubte nicht, alle Maßregeln so genau und umständlich anzuordnen, wie es zur Sicherung des Erfolges nöthig gewesen wäre. Allein der Ausgang konnte durch vervielfältigte Anstalten und größere Zahl der Theilnehmer einerseits zwar sicherer gemacht, andererseits aber auch gefährdet werden; nach reifer Ueberlegung beschlossen die beiden Freunde, nur zu Zweien das Wagniß zu bestehen, und ihren Plan in größter Einfachheit zu halten. Sie betrieben ihre Abreise ganz offen, ließen ihre Pässe nach Mähren und Schlesien stellen, und verließen Wien gegen Ende des Oktobers. Sie führten ihren Wagen bei sich, außerdem aber auch zwei Reitpferde nebst einem Reitknecht; der letztere war gewöhnt worden, bald mit dem Wagen, bald mit den beiden Pferden vorauf zu gehen, je nachdem die Reisenden es vor-

zogen, gemächlich der Straße zu folgen, oder zu Pferd und nach Umständen zu Fuß querfeldein auf Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Gegend auszugehen. Um den Mangel eines dritten Pferdes zu ersetzen, dessen sie in der Folge benöthigt sein mußten, und das sie doch nicht rathsam fanden, zu ihren beiden hinzuzufügen, hatten sie das eine derselben abgerichtet, zwei Reiter zu tragen. So vermieden sie möglichst jeden Verdacht; sie galten für naturforschende Engländer, und durchstreiften einen großen Theil von Mähren, indem sie allmählig Olmütz näher kamen, wo sie am 7. November eintrafen. Ein verabredetes Zeichen benachrichtigte den Gefangenen von ihrer Ankunft, der nächste Tag war einer der zu den Spazirfahrten festgesetzten, und wurde daher sogleich als gute Gelegenheit gewählt.

Am 8. November sandten die beiden Freunde Morgens um 11 Uhr ihren Wagen mit dem Reitknecht fünf Meilen weit nach Hoff, auf der Straße nach Schlesien, und ließen dort Postpferde um 5 Uhr bereit halten. Nachmittags gegen 2 Uhr setzten sich Bollmann und Huger zu Pferde, um Lafayette aufzusuchen, der gleichfalls auf jener Straße und wohl eine Stunde weit zu fahren pflegte. Sie trafen ihn ziemlich fern von der Stadt, er saß in einem verdeckten Wagen, ihm zur Seite ein Stabsprofoß, ein Soldat als Kutscher auf dem Bock, ein anderer stand hinten auf. Augenblicklich sprengten die beiden Freunde heran, geboten dem Kutscher Halt, und während Huger absaß, um die Pferde bereit zu halten, that Bollmann desgleichen, um Lafayette aufzunehmen. Dieser hatte auf den Anruf seiner Befreier schon den Kutschenschlag aufgestoßen, und warf sich mit seinem Begleiter, der, entschlossen genug, sich an ihn hing, gewaltsam hinaus auf den Weg. Beide lagen ringend am Boden. In demselben Augenblick aber stürzte Bollmann herzu, machte Lafayette'n los, und hielt den Gegner, den er entwaffnete, mit starker Hand niedergedrückt. Inzwischen war der eine Soldat hinten vom Wagen abgesprungen, und in das Feld geflohen, der andere auf dem Bock, sobald er sich unbeachtet sah, hatte den Wagen umgelenkt, und jagte zur Stadt zurück. Schon hatte Bollmann auch seinen Gegner losgelassen, der allein und ohne

Waffen nichts thun konnte, als dem Wagen nacheilen. So stand denn der befreite Lafayette mit seinen nie vorher gesehenen Freunden auf der offenen Landstraße, und es galt nun für alle drei schleunige Flucht. Allein während des Ringens waren die Pferde wild geworden, hatten sich gebäumt, und als Huger, um Bollmann besorgt, diesem helfend näher treten wollte, war ihm das eine Pferd entsprungen, und lief nun im Felde umher. Zeit war nicht zu verlieren, in Olmütz mußte bald Lärm werden, und Eifer und Mittel zum Nachsetzen konnten dort nicht fehlen. Ueberdies hatten eine Menge Landleute, die auf dem Felde beschäftigt waren, den Vorgang zum Theil ganz in der Nähe mit angesehen; noch standen sie unthätig, aber wie leicht konnten sie sich besinnen und weitere Flucht erschweren! In diesem Drange war Lafayette's Rettung das einzige Augenmerk. Bollmann gab ihm kurze mündliche Weisung über das Nächstnöthige, einen Zettel mit ausführlicheren schriftlichen Angaben, eine Börse mit Geld, und beschwor ihn, das eine noch vorhandene Pferd zu besteigen, und allein fortzureiten, auf der großen Straße bis Hoff, dort eine halbe Stunde auf die Anderen zu warten, sie würden Mittel suchen, ihm zu folgen; kämen sie aber in dieser kurzen Frist nicht nach, so möchte er für sich allein weiter nach Schlesien zu kommen suchen; Orte, wo er sichere Zuflucht fände, waren ihm namhaft gemacht. Nach einigem Widerstreben, dem aber seine großmüthigen Retter nachdrücklich ein Ende machten, ritt er spornstreichs davon, und war ihnen bald aus dem Gesicht.

Inzwischen hatte nur dreihundert Schritt von dem Tummelplatz ein Bauer das entlaufene Pferd aufgefangen; Bollmann und Huger eilten dorthin; der Bauer gab das Pferd für ein Trinkgeld willig zurück. Jetzt schien ihre eigne Rettung nicht zweifelhaft; allein das ungebärdige Thier wollte durchaus keinen zweiten Reiter aufsitzen lassen; das hiezu abgerichtete Pferd hatte Lafayette bekommen. Da kein Zwang und keine Kunst half, und die größte Eile drängte, so rief Huger: das Unheil mit den Pferden verschulde er, er sei auch weiter nicht für die Sache nöthig, Bollmann ihr aber noch fernerhin unentbehrlich, derselbe solle für sich und Lafayette

sorgen, er selbst werde schon zu Fuß durchkommen. Und ohne weiter Antwort abzuwarten, entfernte er sich raschen Laufes dem Walde zu.

Bollmann spornte sein Pferd, und kam ohne Aufenthalt nach Sternberg; nur zehn Minuten vor ihm war der Reiter, nach dem er fragte, durchgekommen. In größter Hast folgte ihm Bollmann. Als er aber nach Hoff kam, fand er ihn nicht, derselbe mußte einen falschen Weg eingeschlagen haben. Zurückzukehren wäre fruchtlos gewesen, ja konnte sogar für Lafayette schädlich werden; noch war die Hoffnung vorhanden, ihn am nächsten Zufluchtsort in Schlesien glücklich wiederzufinden. Um 10 Uhr Abends war Bollmann jenseits der österreichischen Gränze, um 1 Uhr Nachts traf er in Ratibor ein, um 7 Uhr des anderen Morgens konnte er in Tarnowitz ankommen. Dies war das erste Ziel, wohin er Lafayette in Sicherheit bringen wollte, dort konnten sie unbesorgt drei Wochen versteckt bleiben, und alle Zeit für weitere Maßregeln gewinnen. Sie konnten auch gleich durch Polen nach Danzig gehen, wofür im voraus Pässe und Empfehlungen bereit lagen. Die Umstände des Augenblicks würden bestimmt haben, welcher Entschluß wäre vorzuziehen gewesen. Für die eigne Sicherheit hätte Bollmann den Weg nach Danzig sogleich wählen müssen. Allein er dachte nicht an sich, sondern nur an Lafayette. Nach vergeblichem Harren, da niemand kam, da sich an keinem der Orte, wo sichere Kundschaft zu erwarten war, die geringste einfand, nicht von Lafayette selbst, aber auch nicht von seinem Entweichen, und noch zum Troste eben so wenig von seiner Wiedereinfangung, so faßte Bollmann die Hoffnung und Besorgniß, derselbe könne auf einem anderen Wege über die Gränze gekommen sein, und nun ohne Hülfe umherirren. Diese Vorstellung bewog ihn, sich alsbald wieder aufzumachen, und von Ratibor längs der Gränze hin mehr als zwanzig Meilen weit nach Waldenburg zu gehen. Dort hatte er einen Freund, dessen Pferde er nehmen, und mit einem der Gegend kundigen Mann diese durchstreifen wollte, um Lafayette aufzusuchen, ihm fortzuhelfen. Er traf die mannigfachsten Anstalten zu diesem Zwecke, suchte seine Mittel für alle denkbare Fälle einzurichten. Doch

schon für jenen zu spät, und für ihn selber unglücklich! Lafayette war bereits wieder in Gefangenschaft, und Bollmann wurde, als er kaum seine kühnen Nachforschungen beginnen wollte, verhaftet und zuerst nach Olmütz, dann aber nach Wien abgeführt.

Wir müssen uns nach Lafayette umsehen. Dieser war von Sternberg, gleich vom Thore ab, einer falschen Richtung gefolgt; nicht ganz aus Irrthum, er wollte einem österreichischen Reiterregiment, welches zufällig auf dem Marsche sich in dieser Gegend befand, ausweichen, und späterhin auf die große Straße wieder einlenken. Durch den starken Ritt aber war sein Pferd erschöpft, und stürzte zusammen; er mußte es liegen lassen, und seinen Weg zu Fuß fortsetzen. Von einem Bauer, dem er einige Goldstücke bot, erhandelte er bald ein anderes Pferd, und ritt so gut es gehen wollte weiter. In der Nähe von Braunseifen wurde er des Weges unsicher, seine Erkundigungen machten ihn verdächtig, er wurde angehalten und vor den Dorfschulzen geführt. Dieser wußte nichts von Staatsgefangenen, hielt aber den Fremden für einen Landstreicher, und wollte ihn nicht sogleich losgeben. Lafayette benahm sich jedoch so klug und gemessen, daß man schon im Begriff war, ihn wieder fortreiten zu lassen, als ihn ein Ladendiener, vielleicht der einzige Mensch in der ganzen Gegend, der ihn so genau gesehen hatte, erkannte und namhaft machte. Man hielt ihn nun auf's neue fest, ohne jedoch seine Wichtigkeit zu ahnen. Aus Olmütz hatte man ihm auf der großen Straße nachgesetzt, und glaubte, in Bollmann's Spur die seinige zu haben; an die Nebenstraße hatte niemand gedacht. Drei Tage lang saß er hier, wo die Kühnheit und Gewandtheit seiner Freunde ihn noch allenfalls hätten freimachen können; erst am vierten Tage kam auf die spät empfangene Meldung ein Kommando von Olmütz, um ihn dahin abzuholen. Er wurde in strengsten Gewahrsam genommen, und in sein früheres Gefängniß zurückgebracht. Dies war für ihn der Ausgang des allzu kühnen und doch wunderbar schon halb gelungenen Unternehmens! Bekanntlich blieb er seitdem noch drei Jahre in Gefangenschaft, bis die österreichische Regierung endlich einwilligte, ihn gegen andere

Gefangene, welche die französische Republik für ihn losgab, auszuwechseln.

Huger entkam aller Verfolgung glücklich; seine Person und sein Name hatten die wenigste Aufmerksamkeit an sich gezogen; er ging bald nach Amerika zurück, und lebte in seinem Vaterlande, wo er die Stelle eines Obersten bei der Miliz erhielt, in angesehenen Verhältnissen; wegen seiner Theilnahme an dem Versuche zu Lafayette's Befreiung wurde er dort allgemein gepriesen; Lobreden und Gedichte feierten seinen Ruhm noch spät bei allen wiederholten Gelegenheiten, wo die Begeisterung für Lafayette sich in den Vereinigten Staaten so glänzend aussprach. Weigel wurde verhaftet, da er jedoch bei dem Unternehmen nicht persönlich zugegen gewesen, auch die Schriften und Geldsummen, welche ihm für mögliche Fälle anvertraut waren, schon in Sicherheit gebracht hatte, und sich unter seinen Papieren nichts Verdächtiges fand, so wurde er bald wieder frei gelassen, und er entging weiteren Verdrießlichkeiten durch die Anstellung, die er bei dem portugiesischen Gesandten am dänischen Hofe, dem Grafen Souza-Coutinho, erhielt, der ihn als Arzt in portugiesische Dienste und mit nach Italien nahm, wohin er selber seiner Gesundheit wegen alsbald abreiste.

Das härteste Loos schien für Bollmann fallen zu müssen; er war der Urheber und Anführer eines räuberischen Ueberfalles, eines Angriffs gegen die öffentliche Gewalt, welchen diese nicht ungestraft lassen konnte. Seine Freunde zitterten für sein Leben; das gelindeste Urtheil schien ewige Gefangenschaft über ihn aussprechen zu müssen. Er wurde in Ketten gelegt; kein Licht erhellte seinen Kerker; alles um ihn her war stumm, jede Verbindung mit der Welt abgeschnitten. Gleich bei seinem ersten Verhör machten aber seine rückhaltlose Aufrichtigkeit, sein freimüthiges Bekenntniß, und die edle Stärke seines ruhigen und einfachen Wesens einen für ihn höchst vortheilhaften Eindruck. Seine That erregte in der Welt unglaubliches Aufsehen, überall wurde sie besprochen, gerühmt und bewundert, letzteres fast am meisten in Wien selbst, wo die besonderen Umstände des romantischen Abentheuers mit lebhafter Begier vernommen wurden, und bald auch das Er-

gebniß der Verhöre nicht mehr geheim blieb. Eine Menge von Menschen sprachen für ihn mit wärmstem Eifer, suchten ihn zu rechtfertigen, zu entschuldigen, besonders zeigten die Frauen großen Antheil. Personen vom höchsten Range, durch menschenfreundliche Regung aufgefordert, verwandten ihren ganzen Einfluß zu seinen Gunsten; manche schenten nicht, ihre sonstigen Grundsätze einen Augenblick zu verläugnen, und hier eine Ausnahme zu verlangen; die Richterstrenge selbst fühlte sich erschüttert. Durch die Kraft dieser allgemein verbreiteten Stimmung, und durch andere Einwirkungen, deren letzter Zusammenhang noch jetzt mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt, wahrscheinlich aber in menschenfreundlichen Verbrüderungen zu suchen ist, geschah das Wunder, welches besonders in den damaligen Zeitumständen als solches gelten muß, daß Bollmann's Geschick, dem nur die dunkelste Wendung vorbehalten schien, unvermuthet die glücklichste nahm. Die österreichische Regierung, welche im Praktischen von jeher einen freien Geist gezeigt, der bei außerordentlichen Dingen nicht karg am Hergebrachten haftet, behandelte Bollmann's Sache in ganz besonderer Weise. Nach sieben Monaten Gefängniß und Untersuchung, die leicht eben so viele Jahre werden konnten, wurde er plötzlich weniger streng gehalten, und ihm bald nachher unerwartet angekündigt, daß er frei sei, und gehen könne, wohin er wolle, ohne andere Strafe, als daß man ihm auferlegte, die österreichischen Staaten sogleich zu verlassen und künftig hin zu meiden.

Diese wunderbare Milde, welche nur ihn persönlich betraf, aber auf Lafayette nicht überging, setzte mit Recht alle Welt in Erstaunen, und der Dank vieler Herzen wandte sich segnend dahin, wo ein so großartiges Verfahren entstehen konnte. Wie Bollmann lange nachher die Schuld der Dankbarkeit werkthätig abgetragen, werden wir später zu sagen haben.

Bollmann's damalige Stimmung und Ansicht in Betreff des Vergangenen und seiner nächsten Zukunft erkennen wir zum Theil aus dem Bruchstück eines Briefes, den er an dieselbe bewährte Freundin richtete, in deren Vertrauen wir ihn schon die früheren Bekenntnisse niederlegen sahen. Zwei

spätere Briefe geben uns einen Blick auf den ferneren Verlauf seines Lebens, welchem jenseits des Weltmeers ein neuer Wirkungskreis sich glücklich eröffnete.

9.

Leipzig, den 10. August 1795.

Also von Karlsruhe aus wäre die erste Nachricht meiner wiedererlangten Freiheit nach Bremen gekommen! Und wer denn, liebe Freundin, ist Ihr Korrespondent in Olmütz? Warum hat er mich nicht besucht, da ich doch in den letzten vierzehn Tagen Freunde sehen durfte? Oder ist's wohl gar der gute Rosenfels gewesen, der Ihnen die erste frohe Nachricht gab? Schreiben Sie mir darüber, denn ich bin recht sehr neugierig, das zu wissen! —

Daß ich nicht bei Ihnen sein kann! Ich hätte Ihnen so viel zu erzählen! Meine Plane haben sich seit 1793 nicht geändert. Mit den Memoiren ging's nicht, konnte es nicht gehen, um der Schlechtigkeit einiger einzelner Menschen willen. In Hamburg, wo ich schon vorhatte, was in Mähren fehlgeschlagen ist, wurde ich von einem Manne, der Aufsehen in der litterarischen Welt macht, auf's schändlichste hintergangen. Lafayette hatte dann von neuem dringende Briefe geschrieben. Der Minister der Vereinigten Staaten interessirte sich für die Sache. Er und Viele glaubten, ich sei der Einzige aus ihrer Bekanntschaft, der nützlich werden könne; sie forderten mich auf! — Ich liebte Lafayette, ich hatte durch die fehlgeschlagene Reise nach Berlin noch mehr Enthusiasmus für seine Freiheit bekommen. Ich hielt die Handlung, wozu man mich aufforderte, — eben der Fruchtlosigkeit aller anderen angewandten Mittel wegen, weil nur Privatrache, Furcht, sich ein Dementi zu geben, und eine thörichte Politik ihn verfolgte, weil seine Gefangenschaft an und für sich höchst ungerecht war, — weil man mit der größten Verletzung von Treu und Glauben sich seiner bemächtigt hatte, weil eben deßwegen sogar bei'm Frieden sich wenig für ihn hoffen ließ, — nicht für moralisch unrecht. — —

— Zu fragen würden Sie viel noch haben. Sie würden sehen, daß man mir keinen gegründeten Vorwurf machen kann; daß ich that, was ich thun mußte; was sich unter den gegebenen Umständen nicht besser thun ließ. Ausführlich kann ich jetzt nicht schreiben! —

Ich habe Ketten getragen! Ich bin ohne Licht, ohne Luft, ohne Bette, ohne Buch, ohne irgend eine Nachricht von meinen Freunden, für eine geraume Zeit gewesen. Man behandelt im Preußischen einen Straßenräuber besser, als ich im Anfang in Olmütz behandelt wurde. Dennoch bin ich immer gesund und heiter gewesen; ich habe nicht gelitten. Man leidet mehr von Uebeln, die man fürchtet, als die man erfährt. Jeder unglückliche Zustand trägt in sich seine Hülfsmittel. Das Geringfügigste ist ein Schatz, wenn man durchaus in der größten Beraubung sich befindet. Darin liegt Hülfe. — Um keinen Preis gäbe ich die gemachten Erfahrungen. Es war sehr konsequent, zu leiden, gefangen zu sein. Aber ich bin sehr glücklich gewesen. Meine Gefangenschaft von Anfang bis zu Ende war ein Triumph der Freundschaft. Sonst verliert man Freunde im Unglück. Ich habe neue gemacht. Mir ist Hülfe von Menschen gekommen, die ich vorher nie kannte, deren Thätigkeit, um mir nützlich zu werden, außerordentlich mit Aufopferung verbunden gewesen ist. Wie wäre ich auch sonst schon frei? Daß ich darüber nicht mehr schreiben kann, nicht mehr schreiben darf! — Das Geschöpf, welches mir auf der Welt am liebsten ist, und zuverlässig eines der gebildetsten Mädchen in Deutschland — ach! daß Sie sie kennten, liebe Freundin! sie wohnt in Hamburg — mit dem habe ich, eben der Ungewißheit meines Schicksals wegen, nie korrespondiren wollen! Ich hatte mich ihr gebunden — sie war frei! Auch sie wollte mir, durfte mir, um ihrer Eltern, ihrer Freunde willen, nie schreiben. Mein Unglück überkam ihre Grundsätze! Hundert Mittel wurden versucht, doch mit Vorwissen des Mannes ihrer Schwester, meines Freundes. Endlich — den ersten Brief an mich, den ersten, den ich je von ihr sah — er war in die Hände meines Richters gefallen, er las ihn mir vor! — Bald hernach erhielt ich einen anderen von ihr, innerhalb der

Mauern meines Gefängnisses! — Ich hatte in Gedanken Abschied von meiner Freundin genommen, wie man mich nach Olmütz brachte! — Sie so wiederzufinden! ich glaubte, ich sollte sterben vor Freude! — Bin ich nicht zu beneiden? Ist's nicht der Mühe werth, so unglücklich zu sein? Und was liegt nun vor mir? — Selbst um Lafayette's willen wollte ich nicht, daß nicht geschehen wäre, was geschehen ist! Es wird Alles gut, sehr gut werden! Zwei meiner Brüder sind im Begriff, nach Amerika abzugehen! Wenn ich Sie nur sehen könnte, und den lieben Herrn Vetter! Warum sind Sie auch nicht ein bischen näher! — Die freundschaftlichen Genüsse, die ich jetzt habe, bei so Vielen, die sich freuen, daß ich wieder da bin, sind unbeschreiblich! — Ich gehe über Dessau, Braunschweig, Hannover nach Hoya, dann, wie Sie wohl denken können, nach Hamburg; dann nach England! — Von dort aus mehr! — Verzeihen Sie diesen wilden Brief, liebe Freundin; ich habe zu viele zu schreiben, um ruhiger schreiben zu können! Er wird Ihnen dennoch, hoffe ich, lieb sein. — Grüßen Sie herzlich Ihre ganze Familie. Auch die Offenbacher. Alle die Lieben, die mir gut sind! —

Was macht Boeckh? In Wien habe ich einen Brief von ihm erhalten, worauf ich nicht antworten konnte, eben weil ich sah, daß er mit Allem gänzlich unbekannt war. Er glaubte, ich sei in Wien als Arzt! — Ich möchte, aus manchen Gründen, den Faden mit ihm gern wieder anknüpfen! Wenn Sie ihn doch den wesentlichsten Inhalt meiner Briefe wissen lassen könnten. Er ist ja nicht weit von Ihnen; kömmt vermuthlich zuweilen nach Karlsruhe! Er mag immer, wenn Sie's erlauben, meinen großen Brief ganz lesen! — Was macht Ihre Schwester, Schwager, Bruder? was Ihre Kinder? Luise habe ich in Offenbach im letzten Jahre gesehen. Sie ist immer das gute, sanfte, liebe Mädchen! — Ich schlich mich damals nur durch Frankfurt! — Mir war sonderbar. Es ist unangenehm, wenn man heimlich sein muß, wo man offen gern sein möchte. Wenn man keine klare Rechenschaft von sich selbst geben kann! —

Leben Sie recht wohl. Vermuthlich schreibe ich Ihnen noch Einmal von Hamburg. Sie sollen mich gewiß nie ver-

lieren; erhalten Sie mich auch hübsch bekannt mit Ihrem Hause. Wer weiß, wo Sie und ich, oder ich und die Ihrigen, uns noch begegnen? —

Briefe nach Hamburg adressirt, kommen mir immer zu, selbst wenn ich nicht in Hamburg bin, die gegebene Adresse ist bleibend. Adieu, liebe, theilnehmende Freundin! Adieu, lieber Herr Vetter! —

Glauben Sie nicht, daß Ehrgeiz oder wilde Begierde mich treiben oder mich trieben. Ich glaube, konsequent gehandelt zu haben. Die Umstände warfen mich wider Willen in sonderbare Lagen. Auf dem kürzesten Wege möchte ich gern dem häuslichen Glück und der stillen Freude zueilen. Ich glaubte und glaube noch, sie so auf dem kürzesten Wege zu finden. Selbst die dabei interessirt sind, die sie theilen sollen, denken so. Drum geschah, was geschehen ist. Mehr kann ich darüber nicht schreiben.

J. E. Bollmann.

10.

London, den 24. Oktober 1795.

Ihren Brief, liebe Freundin, vom 16. August, habe ich richtig erhalten. Er hat mir viel Freude gemacht. Gern hätte ich den versprochenen vom Herrn Vetter noch erwartet. Er ist nicht gekommen, und ich muß nun fort. — Es sind noch sonderbare Dinge seit meinem letzten Briefe vorgefallen. Eine unglückliche Verbindung von Umständen hat mich in Hamburg von dem Gegenstand gerissen, dessen Andenken, dessen Briefe im Gefängniß mir Trost waren. Ob auf immer, auf wie lange, das weiß ich nicht! — Wir sind aber Freunde, alle Freunde. — Sie glaubte sich ihrer Pflicht opfern zu müssen, und das kann man ja nicht tadeln! —

Ich gehe mit schönen Erwartungen, an denen ich jedoch nicht hänge —, mit vielen Mitteln nach Amerika. Was ich selbst und die Umstände daraus machen können, muß die Zeit lehren. Auf jeden Fall werde ich mit den ausgezeichnetsten Menschen dort bekannt werden, und Gelegenheit haben, mich

von Vielem zu unterrichten. — Die Gewalt der Umstände wird auch Lafayette bald befreien. Ich hoffe, in Geschäften bald wieder nach Europa zurückzukommen.

Es schmerzt mich, daß Boeckh nicht glücklich ist; mehr noch, daß er keine Aussicht hat, es zu werden. Alles um ihn herum muß ihm verdrießlich sein. Wo man einmal sehr unglücklich gewesen ist, da hat man die Meinung wider sich; da kömmt man zu nichts mehr. Fort in's Weite, das wäre am besten! Ich wollte, daß ich Aussichten in Amerika für ihn finden könnte. Dahin kommen kann man leicht. Neue Umgebungen machen einen neuen Menschen. Wo ein reiner Anfang, da ist ein besserer Fortgang! — Die Kriegsunruhen umgeben Sie nun wieder. Ich hoffe, daß Sie davon nicht leiden! — Sollte ein Krieg zwischen England und Amerika ausbrechen, so ist es besser, die Briefe für mich an Herrn Sieveking in Hamburg zu senden, mit der Bitte, sie zu besorgen. Die Sachen, wobei viele kleine interessante Dinge sind, liegen mir sehr am Herzen. — Danken Sie ja dem lieben Rosenfels recht herzlich in meinem Namen. Ich glaube, er hat in Brünn die Akten gern sehen wollen. Ich denke, meine Unternehmung wird noch nützliche Folgen haben. Mein Gehen nach Amerika wird dadurch veranlaßt. Schreiben Sie mir ja, liebe Freundin, wenigstens zweimal im Jahr, und dann hübsch von Allem. Sie und die Ihrigen müssen mir nicht fremd werden, ich will's eben so machen. Nichts ist unangenehmer, als wenn man durch Entfernung sich allmählig abstirbt. — Amerika ist ein schönes, vielversprechendes Land, das große Vortheile vereinigt; das keine Vorurtheile, keine alte fehlerhafte Einrichtungen, und die zahllos daraus entspringenden Schwierigkeiten zu bekämpfen hat; daher von den Erfahrungen der verflossenen Jahrhunderte mehr Nutzen ziehen kann, wie nie kein Land noch konnte! —

Die liebe Griesbach muß sich mehr ermüden, muß allein, in einem luftigen, geräumigen Zimmer schlafen. Sie muß sich mit dem eignen Verstande mehr als mit Medizin kuriren; muß härter leben, zuweilen durch dick und dünn waten. — In Leipzig wurde eine allerliebste Dame, die zehnjährige Noth ihrer Aerzte, gesund, wie der Mann Bankrott machte! —

Es sollte mich nicht wundern, wenn die Nachbarschaft der Franzosen für den verschleimten Magen gut wäre! — Sie sehen, ich kann das Doktern noch nicht lassen. In jedem Rath ist meistens etwas Gutes. Nehmen Sie so vorlieb!

Leben Sie wohl, meine gute, inniggeliebte Freundin! — Leben Sie wohl, mein lieber Herr Vetter. Sein Sie überzeugt, daß ich auch jenseits der Meere und überall treu und unwandelbar Ihr und der Ihrigen Freund sein werde! —

J. E. Bollmann.

N. S. Ich muß heute kurz sein. Morgen geht's zu Schiff; und es ist ärger, wie eine Vorbereitung zum Tode; so viel Einrichtungen hat man zu machen, wenn man in eine andere Welt geht, die noch zu dieser gehört. —

IV.

Bevor Bollmann nach Amerika überschiffte, hatte er noch in Betreff Lafayette's eine große Unannehmlichkeit zu erleiden, welche ihm der Unbedacht eines Freundes zuzog. Die erwähnte Denkschrift, welche zu Gunsten Lafayette's dem Könige von Preußen hatte überreicht werden sollen, war durch Bollmann von Hamburg aus, mit Lally-Tolendal's und Clermont-Tonnere's Vorwissen, abschriftlich an Huber gesandt worden, der damals in der Schweiz lebte. Derselbe sollte sie jedoch geheim halten, und nur dann erst im Druck mittheilen, wenn ihm von den Leitern dieser Angelegenheit deßfalls eine bestimmte Weisung zugegangen wäre. Auch beging Huber gegen diese Vorschrift keinen Fehler, machte jedoch einen weit gefährlicheren Mißbrauch. Georg Forster, ebenfalls Bollmann's Freund, aber in die französische Revolution tiefer verflochten, und mit der heftigen Parthei fortschreitend, in deren Augen die gemäßigte, zu welcher Bollmann und seine französischen Freunde gehörten, schon als Feinde und Verräther galten, war von Paris an die schweizerische Gränze

gesandt worden, und hatte diese, um Huber und seine eigne bei demselben lebende Familie in Travers zu besuchen, ohne Erlaubniß überschritten. Hieraus konnte ihm in Paris ein Todesverbrechen gemacht werden, und er sann auf eine gültige Ausrede. Huber hatte ihm die Denkschrift für Lafayette gezeigt, sie enthielt mancherlei, was den damaligen Gewalthabern in Frankreich wichtig sein konnte, unter anderen den Beweis, daß der Feldmarschall Luckner als General der französischen Republik gegen diese einen Verrath begangen habe. Luckner war schon seiner Befehlführung entsetzt, die Anklage gegen ihn vollständig, sein Todesurtheil gewiß; ihm konnte demnach nichts mehr schaden; Forster hielt es aber für sich nützlich, wenn er eine Abschrift jenes Aufsatzes, für den Fall, daß er selbst angeklagt würde, vorzeigen, und den Zweck, sich diese Abschrift zu verschaffen, als den seines Besuches bei Huber angeben könnte. Huber gab ihm die Abschrift, welche zwar glücklicherweise nicht als das Zeugniß gegen Luckner, der bereits guillotinirt war, noch für Forster, der unangeschuldigt blieb, zu dienen brauchte, allein durch dessen bald erfolgten Tod, in fremde Hände gerieth, und in Paris unter dem Titel: Mémoire de Lally-Tolendal au roi de Prusse, pour réclamer la liberté de La Fayette, öffentlich im Druck erschien. Groß war das Aufsehen, welches diese Bekanntmachung verursachte, und der Verdruß Bollmann's, der dieselbe unmittelbar von Huber ausgegangen glaubte. Er machte diesem daher bittere Vorwürfe. Huber konnte sich rechtfertigen, daß wenigstens die Bekanntmachung nicht durch ihn unmittelbar verschuldet worden; er theilte den ganzen Hergang dem Freunde aufrichtig mit, und dieser war, in Betracht der schwierigen Verhältnisse, und daß es sich um Forster's Rettung gehandelt, für das Vergangene leicht befriedigt, entnahm aber auch diesem Verdrusse die warnende Lehre, wie gefahrvoll die beste Meinung sich verwickle, wenn sie, anstatt strengen Pflichtgeboten zu folgen, willkürlichem Gutdünken sich überläßt.

11.

Philadelphia, den 27. November 1797.

Mit vielem Vergnügen, liebe Freundin, sehe ich aus den letzten Briefen von Hamburg, daß das Schiff daselbst angekommen, und meine Briefe vom 31. Juli Ihnen und Boeckh also wahrscheinlich geworden sind. Als einen Beweis meiner Aufmerksamkeit und meines Andenkens, und weil ich weiß, daß Sie an meinem Geschicke Theil nehmen, bin ich so frei, Ihnen ein Exemplar eines gedruckten Zirkularbriefes zuzusenden, welcher selbst Ihnen vermuthlich nicht ganz uninteressant sein dürfte, und wovon ich mir viele Vortheile verspreche.

Unser junges Etablissement hat übrigens einen guten und glücklichen Fortgang, daß wir unsere Erwartungen zuweilen übertroffen fühlen, und wenn nur unser Vater einwilliget und unser Mittel etwas vergrößert, so hoffe ich bald ihm noch mehr Respektabilität und Solidität durch eine Verbindung zu geben, die so vernünftig sein wird, als wenn sie nur Konvenienzsache, und so herzlich, als wenn sie nur romantisch wäre. — Wir kennen uns seit achtzehn Monaten, und seit zwölf arbeite ich diesem Plan entgegen.

Dann sind meine größten Sorgen einstweilen vorüber, und dann will ich Ihnen auch recht lange Briefe schreiben.

Der beikommende Brief war schon vor sechs Monaten gedruckt. Aber Nachfrage und einige andere Umstände veranlaßten uns, davon eine vermehrte und verbesserte Auflage zu machen. — Haben Sie die Güte, ihn meinem Freund Boeckh mitzutheilen.

Ich bedaure auch um Ihrentwillen, daß der Frieden von Deutschland noch nicht nahe scheint. Aber Sie entwichen schon so mancher Gefahr, daß ich hoffe, Ihr gutes Geschick wird Sie und die Ihrigen förderhin unversehrt erhalten. —

Ich hoffe, bald von Ihnen, vom Herrn Vetter, von Boeckh, von allen Freunden zu hören — wo ist Herr von

Rosenfels jetzt? — und empfehle mich einstweilen der Fortdauer Ihrer Liebe.

J. E. Bollmann.

N. S. Sollten vermögende Leute aus Ihrer Gegend und in Ihrer Bekanntschaft, etwa der Kriegsunruhen halber, wie das der Fall sein könnte, ihre Kapitale in einem fremden Lande in Sicherheit zu bringen wünschen, so bitte ich den Herrn Vetter, solchen diesen Brief mitzutheilen, und unser Haus ihnen zu empfehlen. — Kaspar Vogt und Sieveking in Hamburg — Männer von der ersten Respektabilität —, werden, wenn es erforderlich wäre, unseren kaufmännischen guten Karakter bezeugen. — Ich schreibe dies sehr ernstlich. — Man hat bisher Gelder in Holland und England angelegt. Sie werden wissen, und auch aus unserem Briefe sehen, warum sie da nicht mehr sicher sind. — Nichts scheint vernünftiger, als sie in den Vereinigten Staaten anzulegen. — Wir können hier besser beurtheilen, wie sie hier gut untergebracht werden können, als wie sich das in Europa thun läßt. — Die Art, wie sich Gelder uns am füglichsten übermachen lassen, ist im Brief angegeben. — Wir empfehlen uns daher, wenn Gelegenheiten vorkommen, der vorzüglichen Aufmerksamkeit des Herrn Vetters. Es ist sonderbar genug, wie Dinge herumkommen. Unsere vorzüglichsten Geschäfte sind jetzt mit Schlesien, dessen Manufakturwaaren wir zugeschickt erhalten und hier verkaufen. Meine Abentheuer in dem Revier verschafften mir dort Zutrauen und Freunde! —

Sie wundern sich wohl ein bischen, liebe Freundin! — Sein Sie unbesorgt! Wiewohl ein Wucherer, wenn Sie wollen, kein Rost von niedrigem Eigennutz soll jemals auf meinem Karakter haften!

Interessen berechnen, Preisverzeichnisse studiren, Proben sammeln, Briefe schreiben, Verkäufe machen, — das wechselt ab mit Dichter lesen, Aufsätze schreiben, Politik studiren; — dies ist ein gutes Leben genug. Und soviel weiß ich wenigstens, daß selbst das spirituellste Metier seinen guten Antheil von Tagelöhnerarbeit hat.

Außer Lewis ist noch ein jüngerer Bruder, Andreas

Bollmann, mit uns, der unserem Entwurf zufolge sich künftig mit uns verbinden wird. Er ist erst siebzehn Jahr alt, und lernt die Handlung jetzt!

Es freut mich oft, daß der Herr Vetter vom kaufmännischen Stand eine so gute Meinung hatte.

Bleiben Sie meine Freundin, liebe Base. Sie sollen noch Freude an mir erleben!

V.

In Amerika war Bollmann mit offenen Armen aufgenommen worden; die zahlreichen Freunde und Verehrer Lafayette's hatten sich sogleich ihm angeschlossen, ihm ihre wärmste Dankbarkeit bezeigt, und ihm die eifrigsten Anerbietungen gemacht. Sein thatkräftiger Sinn, sein ruhiges feines Benehmen, und seine bescheidene Selbstständigkeit erweckten allgemeines Wohlwollen. Mannigfache glänzende Vorschläge, die man ihm that, lehnte er ab, und wollte sein Fortkommen nur auf die eigne freie Thätigkeit gründen. Nur Raum für diese und vorläufiges Zutrauen wünschte er, und beides fand er reichlich. Wir haben gesehen, daß er mit seinen Brüdern in Philadelphia ein Handlungshaus gründete. In dem schon erwähnten Umlaufschreiben, durch welches das Haus seine Errichtung anmeldete, ertheilte Bollmann umständlichen Bericht vom allgemeinen Zustande der Dinge in den Vereinigten Staaten, von dem Umfange und den Bedingnissen der dort möglichen Geschäfte, von den persönlichen Verbindungen und Aussichten, welche sich seinen Unternehmungen günstig zeigten. Diese Darstellung, vier Druckbogen stark, ist ein merkwürdiges Zeugniß der gründlichen Kenntniß und des reifen Sinnes, so wie der rechtlichen Denkart des jungen Verfassers und noch jüngeren Geschäftsmannes, und dürfte wohl verdienen, bei anderer Gelegenheit wieder abgedruckt und als ein sprechendes Bild der damaligen, jetzt ungemessen fortgeschrittenen Verhältnisse bewahrt zu werden.

Das Unternehmen hatte den glücklichsten Erfolg, und Bollmann stand bald in der mannigfachsten und ausgebreitetsten Geschäftsthätigkeit. Dabei studirte er unablässig die Natur in allen ihren Richtungen, die Bezüge der Kunstfertigkeiten, des allgemeinen Verkehrs, des Staatslebens, und selbst der Religion. Die thatsächlichen Anschauungen stützten sein Denken, dieses gab jenen ein helleres Licht. Das Glück begünstigte ihn; er gelangte zu bedeutendem Ansehen und Wohlstand, und lebte geschätzt und geliebt unter seinen neuen Mitbürgern, in deren Mitte er sich nun auch durch die Hand einer edeln und liebenswürdigen Frau heimathlich festgehalten sah. Seine glückliche Ehe gab ihm zwei Töchter. Sein Wirkungskreis erweiterte sich fortwährend; er machte eine große Reise durch die ganze Ausdehnung der Vereinigten Staaten, durch die Urwälder, zu den fernsten Bergen, über die Seen. Er nahm nicht minder Theil an dem politischen Leben seines neuen Vaterlandes, wo sich in den damaligen Umständen zwei bestimmte Partheien einander gegenüberstellten, die Demokraten und die Föderalisten. Bollmann gehörte zu den letzteren, in welchen sich vorzugsweise die Hinneigung zu England und zu gemäßigtem Freiheitssinne zeigte, dem sogar ein aristokratisches Element nicht zuwider war. Mit den Häuptern dieser Parthei, höchst achtungswürdigen und bedeutenden Männern, stand er in naher Verbindung, und durfte erwarten, auch als Staatsmann einst in angesehener Wirksamkeit aufzutreten.

Inzwischen hatte die französische Revolution in Europa die wunderbarsten Wandlungen durchlaufen, und in Napoleon's Herrschaft den höchsten Gipfel ihrer dem Anfange schon längst ungleichartigen Erscheinungen erreicht, bis endlich auch diese Gestalt zusammenstürzte, und eine glückliche Zukunft in der Wiederherstellung ehemaliger Zustände und allgemeinen Friedens verheißen wurde. Schon oft hatte Bollmann gewünscht, Europa wiederzusehen, und seine lieben Verbindungen dort, welche durch den Krieg fast ganz unterbrochen worden, zu erneuern. Er hatte das Unglück gehabt, seine Gattin zu verlieren, und fand sich dadurch um so mehr gemahnt, die noch lebenden Angehörigen in Deutschland aufzusuchen. Aber

auch der Umfang und die Bedeutung seiner Geschäfte, und neue Unternehmungen, die sich ihm eröffneten, machten seine Gegenwart in der alten Welt nothwendig. Er hatte wichtige Entdeckungen im Gebiete der praktischen Physik und Chemie gemacht, aus welchen große Vortheile zu ziehen sein konnten. Die bedeutendsten Aufträge wurden ihm anvertraut. Ja sogar politische Zwecke konnten von seinem Beobachtungsgeiste förderliche Ausbeute hoffen. Er kam nach England, wo er mit den ersten Staatsmännern sogleich in Verbindung trat; für die Geschäfte des Handels und betriebsamer Unternehmungen bot ihm das große Haus Baring einen festen Anhalt, der jeden anderen entbehrlich machte. In Frankreich, wohin er sich dann begab, lebte noch sein Andenken im besten Ruhme bei den alten Freunden fort, die zum Theil jetzt in den höchsten Aemtern und im größten Einflusse standen. Auch hier eröffneten sich ihm eine Menge von Verhältnissen, die gewöhnlich dem Einwirken des Privatmannes verschlossen sind, deren Behandlung aber in dem Lande, wo sich ein Franklin entwickeln konnte, der ächten Bürgerbildung, wie anderswo der Amtswürde, zuständig und geläufig wird. Doch London und Paris konnten ihm nicht genügen; nicht nur ein romantischer Trieb, der sich leicht begreifen läßt, sondern auch geschäftliche Anlässe von großer Wichtigkeit, denen er zu folgen hatte, zogen ihn durchaus nach Wien, wo zum großen Kongresse die machtvollsten und glänzendsten Vertreter der europäischen Welt sich schon versammelten.

Eingedenk der früheren Verwarnung, fragte er bei dem österreichischen Gesandten an, ob ihm der Zutritt in Oesterreich wohl erlaubt werden möchte? Wie fern lag jener alte Vorgang dem jetzigen Zustande, wie tief begraben in der Erinnerung! Der Bürger der Vereinigten Staaten, der wirksame Geschäftsmann, der von Lord Castlereagh und von dem Fürsten Talleyrand eifrig Empfohlene, hatte nichts mehr gemein mit jenem tollkühnen Abentheurer; der Mann, für den er Leben und Freiheit gewagt, war kaum noch ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, geschweige denn des Hasses. In der Noth des Kampfes und in der Freude des Sieges waren ganz andere Aussöhnungen erfolgt, ganz andere

Unbilden vergessen worden! Bollmann's vorsichtige Anfrage wurde daher sehr gut aufgenommen, und durch die Versicherung beantwortet, er dürfe ohne Scheu nach Oesterreich reisen, niemand werde ihn dort wegen der alten Geschichte beunruhigen. Er empfing die nöthigen Pässe, und reiste nach Wien.

Im Oktober 1814 traf er daselbst ein, als die Geschäftsarbeiten noch wenig im Gang, das Gedränge der geselligen Bewegung aber am größten war. Hier, wo die glänzendsten Persönlichkeiten so leicht verblichen, fand der einfache, aber mit Sachkunde und Bildung auftretende Bürger alsbald die ausgezeichnetste Beachtung. Er hatte der österreichischen Regierung mancherlei Anträge zu machen, bei welchen er theils in eignem Namen, theils in dem des Hauses Baring auftrat. Mit den Häfen des adriatischen Meeres hatte Oesterreich einige Linienschiffe zurückbekommen; in Idria lag Quecksilber angehäuft, das seit mehreren Jahren wegen des Krieges nicht hatte nach Amerika verschifft werden können; diese Gegenstände, im Betrage sehr großer Summen, wollte er ankaufen; auf der Donau sollte die Dampfschifffahrt eingeführt, und darüber ein Vertrag abgeschlossen werden. Während Bollmann dieserhalb Unterhandlungen anknüpfte, wurde seine Aufmerksamkeit auf den Zustand der Finanzen hingezogen, und besonders auf die große Masse Papiergeldes, welche aus den früheren Kriegsjahren übrig war und das Land als ein empfindliches Uebel drückte. Der Finanzminister Graf von Stadion, an welchen Bollmann wegen seiner Geschäfte gewiesen war, gewann bald ein großes Vertrauen zu dessen Einsichten und praktischen Fähigkeiten, und klagte über den schwierigen Kampf, den er gegen dieses unaufhörlich schwankende Papiergeld zu führen habe; die Verminderung desselben sei durchaus nothwendig, nur vermöge man die besten Hülfsmittel dazu noch nicht aufzufinden. Bollmann verfaßte hierauf eine Denkschrift, worin er bündig und klar, in der einfachsten Darstellung, diese Hülfsmittel angab. Seine Ansichten und Vorschläge machten Eindruck, und wurden von allen österreichischen Staats- und Geschäftsmännern, denen sie mitgetheilt wurden, durchaus gebilligt. Der Fürst von Metternich nahm

den Urheber persönlich mit großem Wohlgefallen auf, und äußerte den Wunsch, derselbe möchte durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten eine dauernde diplomatische Anstellung in Wien erhalten. Gentz, der auch in den Finanzsachen öfters zu Rath gezogen wurde, konnte nicht aufhören, Bollmann's Einsicht zu rühmen, und suchte eifrig seinen Umgang. Auch der Banquier Freiherr von Eskeles, durch vertraute Kenntniß der Oertlichkeit und inneren Verhältnisse, so wie durch umsichtige Geschäftskunde und durchdringenden Scharfsinn höchst ausgezeichnet, erklärte sich einverstanden mit dem vorgelegten Plane. Wirklich wurden in den nachherigen heilsamen Finanzmaßregeln, so wie bei den Grundlagen der bald hervortretenden Nationalbank, einzig Bollmann's Angaben und Entwürfe befolgt, und er ist sonach als der eigentliche Stifter dieser in den österreichischen Finanzen neuen Epoche zu betrachten, deren segenreiche Wirksamkeit noch stets fortdauert. Er arbeitete ohne Eigennutz und Belohnung, aber mit dem süßen Gefühl, dem Staate nützlich und dankbar zu sein, in dessen obrigkeitliche Gewalt er einst freventlich eingegriffen, und der ihn dafür mit Großmuth und Nachsicht behandelt hatte!

Nicht nur den Staatsmännern Oesterreichs, auch denen anderer Länder wurde Bollmann in Wien vortheilhaft bekannt. Der preußische Finanzminister, Freiherr von Bülow, besprach mit ihm den Plan, durch Dampfschiffe die Elbe zu befahren. Der russische Finanzminister, Graf Gurieff, trat in Briefwechsel mit ihm über den Vorschlag, aus Platina Geld zu münzen, der viele Jahre später in Rußland wirklich zur Ausführung kam, und wozu Bollmann eine damals noch geheime Verfahrungsart anzubieten hatte. Auch der hannöversche Staatsminister, Graf von Münster, freute sich seines ausgezeichneten Landsmannes, und setzte großes Vertrauen in ihn. Mit Cotta, der zu Wien in einem großen, sowohl politisch als litterarisch bedeutenden Kreise wirkte, fand Bollmann viele Anknüpfungspunkte. Der deutsche litterarische Zustand aber befriedigte ihn im Ganzen wenig; Goethe'n ausgenommen, waren die neuesten Dichter und Philosophen ihm fast unzugänglich, und er verhehlte nicht, wie sehr sie ihn befremdeten.

Dagegen war er einer der Ersten, der in jener Umgebung mit lebhaftem Rühmen von Walter Scott und mit hoher Begeisterung von Lord Byron sprach.

Der Gang aller Verhandlungen und Geschäfte war weitaussehend; Bollmann konnte ihre Entwickelung für jetzt in Wien nicht abwarten, denn andere wichtige Verhältnisse forderten dringend seine Gegenwart in England. Er reiste vor beendigtem Kongresse dahin ab.

Die Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba nach Frankreich, welche die Völker Europas in abermalige Verwirrung gesetzt hatte, wurde nach kurzer Dauer durch den Sieg Blücher's und Wellington's bei Bellealliance wieder ausgelöscht, und der Thron der Bourbons zum zweitenmale hergestellt. Während der hundert Tage dieser zweiten Herrschaft Napoleon's war aber auch Lafayette aus seiner Zurückgezogenheit hervorgetreten, und als Mitglied der Repräsentantenkammer das eigentliche Werkzeug der zweiten Abdankung des Kaisers und seiner Entfernung aus Paris geworden, zugleich hatte er für die Unabhängigkeit Frankreichs, und gegen die Einmischung der Verbündeten in dessen innere Angelegenheiten, sich stark erhoben und sich zu diesem Zweck eine schwierige Sendung mit übernommen. Bollmann, der in dieser Zeit eine kurze Anwesenheit in Paris machen mußte, sah den alten Freiheitsfreund ganz in alter Weise handeln, in denselben Grundsätzen wie ehemals, und fand nicht nur diese folgerecht, sondern auch das Benehmen des vielgeprüften Mannes tadellos. Dieser hatte jedoch an der Spitze der Angelegenheiten nur eben erscheinen, aber nicht sich behaupten können, wie dies ihm und allen denjenigen immer begegnet ist, welche in den wogenden Ereignissen nicht dem Strome, sondern unnachgiebig einer starren Richtung folgen wollen. Der Haß und Unglimpf aller Partheien schüttete sich darauf heftig gegen ihn aus, man sagte laut, neben begründetem Tadel, auch die falschesten Dinge von ihm. Dies wollte Bollmann nicht leiden, und so grobe und unwahre Anklagen seinem theuren Lafayette abwehren. Er schrieb zu diesem Behuf eiligst einen Aufsatz unter dem Titel: „Einige historische Notizen, die neuerlichen Ereignisse in Frankreich betreffend", sandte denselben an Cotta,

und dieser ließ ihn in der Allgemeinen Zeitung und in den Europäischen Annalen, an letzterem Orte mit hinzugefügten Belegen, sofort abdrucken. In der Fluth politischer Stimmen machte sich diese bemerklich genug; sie fiel durch schlichte Entschiedenheit auf, und brachte Thatsachen und Ansichten zur Sprache, welche tief in den Streit der Partheien eingriffen. Gentz erhob sich als Gegner, und schrieb heftig gegen den unbekannten Verfasser, nicht ahndend, daß dieser derselbe Mann sei, mit welchem er eifrig Briefe wechselte, und welchem Oesterreich eine seiner wichtigsten Angelegenheiten vertraut hatte! Bollmann lächelte zu dem wunderlichen Zusammentreffen, und mochte den Streit nicht weiterführen, da kein Ergebniß davon zu hoffen sein konnte. Ihn selbst beschäftigten wieder ganz andere Gegenstände. Er war bereits wieder in England, und schiffte sich nach Amerika ein, um seine dortigen Angelegenheiten zu ordnen, und seine beiden Töchter nach Europa abzuholen.

Hier schließen sich aus dieser und der nächstfolgenden Zeit einige an Varnhagen gerichtete Briefe an, aus welchen die Gesinnungen, Verhältnisse, Thätigkeiten und Aussichten, in welchen Bollmann unermüdet strebte, einigermaßen zu ersehen sind. Sie machen übrigens keinen anderen Anspruch, als die Züge seines Bildes, die wir von seiner Jünglingshand mitgetheilt haben, durch einige hinzugefügte Striche von der Hand des gereiften Mannes zu vervollständigen.

12.

London, den 13. September 1815.

Sie wollen mir also keine Ausschnitte senden? wollen nichts dazu beitragen, daß ich meinen Töchtern zeigen könne, wie vielerlei Talente es in Deutschland giebt!

Und Frau von Varnhagen — ist sie mit Ihnen — gesund — heiter? das Letzte ist schwer in der Mitte von so viel bedrängten und so viel eklichen Leuten — ich verstehe hierunter nicht die Pariser.

Ich wollte, sie wäre hier. Wenn ihr in Wien des alten

würdigen Pouthon's Thätigkeit zusagte, so würde sie hier nicht aus der Extase kommen, wenn sie sähe, wie man groß sein kann in der Arbeit, und magnifik in Anstalten des Nützlichen! Demungeachtet sind die Engländer beschränkt, kalt, steif, wenn sie wollen. Es läßt sich schwer alles vereinigen!

Der Prinz-Regent sagt nun laut, man habe Unrecht gethan, den alten König hinzusetzen — denn er verhindert uns, setzt er hinzu, Exempel zu statuiren! — Die Welt liegt im Argen!

Ich lasse Frau von Varnhagen bitten, sich vor den Doktoren zu hüten — selbst vor Koreff, wiewohl einer der besten. — Meinen Gruß an Oberst von Pfuel. Ich bedaure, daß ich ihn so kurze Zeit gekannt habe. Und recht viel Schönes, Herzliches an Schlabrendorf. — Auch seinetwegen verlass' ich Europa ungern, und glichen ihm Viele, so sollte nichts mich abhalten, zurückzukommen, selbst auf Kartoffeln und Wasser! —

— Was wollen denn Sie — Sie Alliirte — zuletzt noch in Frankreich anfangen? — Haben Sie von Cotta gehört?

E. Bollmann.

13.

London, den 15. Juli 1816.

Ihren Brief, lieber Varnhagen, vom 25. September, mit den schönen Ausschnitten, erhielt ich erst in Amerika spät im Frühjahr. Er war mir recht erfreulich, und meine Mädchen haben die Ausschnitte sehr bewundert.

Sie sehen, daß ich Wort halte. Am 16. Mai gingen wir von Philadelphia ab, am 12. Juni waren wir in Liverpool — nach einer kurzen, schönen Ueberfahrt — nur wären wir am 10. an der Küste von Irland beinahe gescheitert. Ein dichter Nebel verbarg das Land, der Kapitain war unvorsichtig, und verlor nachher alle Gegenwart des Geistes, wie wir umringt waren mit Felsen und nicht wußten, wohin uns

wenden. Die Mädchen benahmen sich recht heroisch, und wir zogen uns glücklich aus der bösen Lage.

Seit drei Wochen sind wir hier. Ich schrieb gleich an Schlabrendorf, zu erinnern, wo Sie wären, er hat aber nicht geantwortet. Ich lasse diesen Brief auf's Gerathewohl nach Berlin gehen. —

Mehrere Angelegenheiten werden mich für's Erste hier aufhalten. Meine weiteren Bewegungen werden von Umständen abhängen. Die Absicht ist, wenigstens einige Jahre in Europa zuzubringen. Da meine Töchter nun mit mir sind, so zieht mich nichts mehr stark nach Amerika zurück, es sei denn bessere Aussichten für diese. — Es erschreckt mich zuweilen, sie nun in einer Welt zu sehen, wo, außer mir, sie niemand kennt und liebt, und wo sie niemand angehören. — Mein Leben schien mir nie so nothwendig. Weibliche Geschöpfe, vorzüglich wenn sie mehr Werth als Schönheit besitzen, vertragen das Verpflanzen nicht gut. Ich denke oft an Sie und Ihre liebe Frau, und wollte, wir wären uns näher. —

Stadion — wie ich so eben gehört — bringt nun alle meine Pläne zur Ausführung. Bedeutend ist diese Revolution doch gewiß, und von mir ging sie aus, wiewohl mich in der Sache niemand nennt, und mir auch daraus bis jetzt noch nicht der mindeste Vortheil entsprungen. Mein Plan ist in allen Zügen — im Wesentlichen, wie im Besonderen, beibehalten worden, nur hat man sich Eine Abweichung erlaubt, die mir gefährlich scheint. Die allmählige Einziehung der im Umlauf bleibenden Scheine, nach Errichtung der Bank, sollte nach meiner Idee durch den Verkauf der neuen $2\frac{1}{2}$ Prozent tragenden Staatsobligationen bewirkt werden. Die Bank sollte diese gegen Scheine verkaufen, und der Staat der Bank für die so eingezogenen Scheine neue Obligationen geben — die sie dann hätte wieder verkaufen können — und so fort. — Dann hätte man den Gang des Geschäfts in seiner Gewalt behalten, der Staat hätte den Vortheil des Markts genossen, und der Kours hätte sich allmählig gehoben. Statt dessen erbietet man sich, $\frac{2}{7}$ baar Geld den Inhabern zu bezahlen, und $\frac{5}{7}$ zu 1 Prozent zu fundiren. — Die ganze Papiermasse dürfte sich also plötzlich zur Umgestaltung vor-

drängen — das ist weniger vortheilhaft, ja gefährlich — wenn man nicht wenigstens 50 bis 60 Millionen in Münze in Bereitschaft hat, und es können daraus viel Unbequemlichkeiten für's Publikum entstehen. Hat man indessen die Münze, so bin ich's zufrieden; im entgegengesetzten Fall, und wäre man der Nothwendigkeit ausgesetzt, zu den Eingeladenen sagen zu müssen; ihr müßt' wiederkommen, — halte ich den guten Erfolg des ganzen Systems für gefährdet, — ihr Knaben, hütet euch, die Klugheitslinie auch nur ein Haar breit zu verfehlen! — An Stadion und Gentz habe ich seit meiner Ankunft hier geschrieben. Ob sie mich wohl brauchten? — Esterhazy hier war diesen Morgen ausnehmend freundlich — fragte mich auch gleich, ob ich wohl Lust hätte, nach Wien zu gehen? — Das müßte sich aber doch der Mühe verlohnen, und dann ist Berlin nicht weit davon — das wäre recht schön. — An einen bleibenden regelmäßigen Aufenthalt in Wien würde ich nicht denken. Das Schöne ist weg, sobald man jemand im Wege steht, und Sie wissen, es kommt nicht leicht wieder. —

Der Aufsatz über die Vereinigten Staaten blieb in Gentz's Händen. Was daraus geworden, weiß ich nicht! —

Ist Adam Müller jetzt in Leipzig? — und wo ist Wiesel? und Schlegel? — Was erwarten Sie vom Kongreß in Frankfurt? — Alles dies wüßt' ich gern, und von Ihnen, aber vor allen Dingen, und ganz besonders, und vorzugsweise schreiben Sie mir recht viel von Ihrer lieben Frau — wo sie ist, und wie sie ist, und wo sie sein wird, damit ich berechnen könne, wie ich mich bewegen muß, um Ihnen Beiden recht bald wieder zu begegnen!

Machen Sie keinen Gebrauch von diesem Brief, der jemand in Wien in üble Laune setzen könnte, ich habe mich über niemand zu beschweren.

Ich setze hier Verschiedenes in den Künsten in Gang, das mir sehr vortheilhaft werden dürfte.

An Ihre Frau viel Hochachtungsvolles, Schönes und Liebes von meinen Töchtern und mir selbst. — Schreiben Sie mir recht bald — initiiren Sie mich in dem Bedeutenden, das vorgeht, und sich zubereitet — ein freundlich Wort an

Auguste Brede, wenn Sie in Ihrer Nähe ist. Der Ihrige, wie immer, warm und wahr.

E. Bollmann.

Wo ist Karl Sieveking? —

14.

London, den 25. Oktober 1816.

Ihren freundschaftlichen Brief vom 8. August so lange nicht beantwortet zu haben, ist durchaus unverzeihlich. Sie hätten indessen — Sie Beide — ganze Bände von mir zu durchlesen, wenn man niederdenken könnte statt niederschreiben. — Ich bin sehr beschäftigt, um ein großes chemisches Etablissement zu organisiren, das mir die Mittel abwerfen soll, künftig herumzureisen, zu thun und zu sagen, was mir gefällt, und was ich für Recht halte, ohne mich um jemand zu bekümmern. Es läßt sich auch an, als ob mir das vollkommen gelingen sollte.

Den 1. November.

So weit war ich gekommen, wurde unterbrochen, und der Brief blieb unvollendet. Diesen Morgen empfing ich Ihren zweiten vom 23. Oktober, welcher nicht der dritte ist, denn die Italiäner haben sich noch nicht sehen lassen. Die Gewissensbisse werden nun zu groß. Ich setze mich also gleich hin, und will nicht aufstehen, bis der Brief expedirt ist.

Im Juli, als ich Ihnen zuerst schrieb, hielt ich's für wahrscheinlich, daß man mich veranlassen würde, nach Wien zu gehen, und dann hofft' ich Sie zu sehen. Die Erwartung hab' ich aber längst fahren lassen. Die Sachen gefallen mir überhaupt mehr und mehr besser wie die Menschen, und im chemischen Manufakturfach ist hier noch vieles zu thun. — Einer meiner Freunde, Edward Howard, hat das Raffiniren der Zucker so sehr vervollkommnet, daß er $\frac{1}{5}$ mehr Ertrag erhält, als nach der gewöhnlichen Art. Man bot ihm für

seine patentirte Erfindung 40,000 Pfund Sterling, die er ausschlug. — Er veräußerte aber, an Einzelne, das Recht, sich derselben zu bedienen, und hatte sich schon ein jährliches Einkommen von 6000 Pfund Sterling verschafft, als ihn der Tod abholte. Er starb vor einigen Wochen. Eine Tochter und sein Bruder, der Herzog von Norfolk, sind untröstlich über seinen Verlust. — Ich fürchte mich, ich weiß nicht warum, vor einem ähnlichen Schicksal. Wenn mir's in weltlichen Dingen mal recht gelingt, so wird's gewiß nicht lange dauern. — Dies hindert mich aber nicht, fortzuarbeiten. Seit ich hier bin, hab' ich eine Association zu Stande gebracht zwischen mir selbst, einem reichen jungen wissenschaftlichen Mann, dessen Steckenpferd die Chemie ist, und einem Schwaben, der in Frankreich zu großen chemischen Operationen erzogen worden. — Wir kauften ein großes Etablissement an der Themse, eine halbe deutsche Meile von der Stadt, dessen Besitzer kürzlich starb. — Da destillirt und reinigt man Holzessig nach einer neuen patentirten Methode, und fabrizirt alle die Waaren oder Artikel, die mit Essig was zu thun haben — als Spangrün, Bleizucker, auch Soda — und viele andere. Der Gewinn darauf ist von 100 bis 200 Prozent, so viel einfacher, schneller und besser ist unsere Art zu arbeiten. Es fehlt aber an Schwierigkeiten nicht. — Die Nachbarn sagen, die Fabrik verfälscht die Luft, und wollen uns forttreiben, vorzüglich weil unsere Arbeiter alle Deutsche sind. Die Konsumteurs ziehen die gekannte, schlechte, theure Waare der ungekannten, wohlfeileren, schöneren vor, u. s. w. — und diese Schwierigkeiten machen vorzüglich mir zu schaffen, denn der Engländer giebt das Geld, der Schwabe dirigirt die Fabrik, und ich das Ganze. — Ueberdies hab' ich noch selbst ein Laboratorium, wo ein Arbeiter unter meiner Anleitung den Chromat von Blei fabrizirt, — die schöne neue gelbe Farbe, — wozu ich die Materialien mit von Amerika brachte. — Wir haben auch ein Patent für eine neue Art, das Holz zu verkohlen. — Man erleuchtet hier mit Steinkohlengas die Stadt. — Mit dem Holzgas verkohlen wir das Holz. Das eingeschlossene Holz ist oben. Sein herunter geleitetes Gas wird Flamme unten. Es verkohlt

sich mit seiner eigenen Hitze. — Ich verhandle jetzt mit dem Gouvernement die Anwendung dieser Erfindung in seinen Pulverfabriken. — Und so bin ich denn den ganzen Tag, von 8 Uhr Morgens, auf den Beinen, während die Mädchen lesen, schreiben, spielen, singen, Muthwillen treiben u. s. w. — um 5 Uhr wird gegessen — von 7 bis 9 nehmen die Geschäftsschreibereien weg — um 9 Uhr wird Thee getrunken, von 9 bis 12 Uhr beschäftigen wir uns mit Physik, Mineralogie und dergleichen, machen allerlei Experimente mit Luftpumpen, elektrischen Maschinen u. s. w., und amüsiren uns höchlich. — Gegen 1 Uhr gehen wir zu Bette und schlafen ohne uns zu rühren. — Dies ist buchstäblich unsere Tagesgeschichte, worin nur gelegentlich das Schauspiel, die Oper, ein Ball, eine Einladung, eine Spazirfahrt — einige Veränderungen machen. — Es soll mir indessen künftig, wenigstens an Sie und Ihre liebe Frau zu schreiben, ein Stündchen übrig bleiben. — Ich freue mich der vielen Dinge, die ich in den letzten 12 Monaten in Anregung gebracht, und zum Theil zu Stande gebracht habe. Wenn mir's vollkommen gelingt, so habe ich für meine übrigen Lebenstage Ruhe. — Auch hoffe ich, während des Winters die Maschine so vollkommen und regelmäßig in Gang zu bringen, daß wir im Sommer eine Ausflucht nach Frankreich und Deutschland machen können, wonach uns Allen recht lüstet. —

Von Gentz habe ich, seit fünf Wochen, einen noch unbeantworteten Brief von dreizehn Seiten. „Er selbst habe sich in das Finanzfach geworfen, da doch die Politik jetzt nicht viel zu thun gebe — die vielen Gründe, warum man im Plan die von mir mißbilligte Veränderung (oder vielmehr den Zusatz) habe machen müssen, würden ein Buch erfordern. Die Leute seien so dumm, daß Mißtrauen sei so groß, das Andringen so unbändig. Es solle indessen alles gut werden am Ende. Mein Hinüberkommen wäre recht schön. Auch woll' er, bei der Zurückkunft nach Wien (er war im Bade), gleich sehen, daß man mir zur Reise Lust mache" u. s. w. u. s. w. — Der Zusatz hat, für die gute Sache, beinahe alles unwiederbringlich verdorben, wenigstens das Erreichen des guten Zwecks unendlich erschwert. — Mit einem unge-

heuren baaren Geldvorrath wäre die Maßregel kaum vernünftig gewesen; mit einem beschränkten (wo denn die schon erfolgte Einstellung derselben unausbleiblich) war sie ganz ungeheuer dumm. — Die Bank sollte das Mittel, das Werkzeug der ruhig durchzuführenden, großen Operation werden. Guten Glauben und Vertrauen wieder zu begründen, war die erste Rücksicht. — Der Ueberfluß des gesunkenen Papiergeldes disponirte das Publikum, zur Bank begierig zu unterschreiben. Der Münzvorrath des Gouvernements konnte der neuen Institution Gewicht und Kraft geben. Statt diese günstigen, zum Zweck schnell führenden Umstände klug zu benützen, wirft man die Alternative hin, läßt durch's angebotene Abbezahlen der $^2/_5$ (der Kours war zwischen 300 und 360) einen augenblicklichen Gewinn von 30 bis 40 Prozent wahrnehmen, ohne die Obligationen für die $^3/_5$ auch nur in Anschlag zu bringen. Die Banksubskription wird nun vernachlässigt, auf die $^2/_5$ stürzt sich alles hin — die Banknoten sind dem Publikum nur Anweisungen auf Geld, um so mehr, weil doch jeder schon fühlt, es könne so nicht fortgehen. Das Gouvernement muß endlich die Maßregel zurücknehmen, die Zahlungen einstellen, und der Kredit der Bank wird schon zertreten, ehe sie einmal angefangen hat zu existiren, — und dies hätte Gentz nicht vorhergesehen? — Die Ersten, welche im Geheimniß waren, die Ersten für die $^2/_5$ an der Thür — waren doch in großem Vortheil —! Daß meine ehrlich gemeinten, uneigennützigen, vernünftigen Vorschläge eine Einleitung, ein Instrument zu Privatspekulationen geworden sind — ist doch ärgerlich, wenn man sich über's Alltägliche und Gemeine ärgern dürfte! — Es ist aber sehr natürlich, daß man nicht sehr begierig sein kann, mich in Wien zu sehen. — Wenn ich Zeit hätte, und es der Mühe sich lohnte, so ließe sich ein recht interessantes Pamphlet über diese Geschichte schreiben. —

Meinen Aufsatz gegen Niebuhr hat Gentz noch. Ich schreib' ihm, ihn zu verbrennen. — Niebuhr ist abwesend, und der Zeitpunkt vorüber. — Daß der Aufsatz von Paris aus den Eindruck gemacht, und die Bewegung veranlaßt hatte, wovon Sie schreiben, war mir ganz unbekannt. Ich

wäre gern in Deutschland, wo ich doch vieles fände, das mir fehlt — auch Sie Beide — und wo mir's recht wohl sein würde, vorzüglich wenn ich alles mitbrächte — wo ich auch noch manches wirken könnte — aber es ist am besten, jetzt hier fortzuarbeiten, um mich, vielleicht, nach einiger Zeit dort in der gewünschten Lage zu befinden, wenn ich nicht alt werde, und steif und kalt, eh's so weit kommt. —

Es überraschte mich recht, Sie in Karlsruhe zu wissen. — Da machte ich meine ersten Studien. Der vor einiger Zeit verstorbene Staatsrath Brauer (dort in hohem Andenken) war mein Vetter. Mit ihm lebt' ich drei Jahre im Hause. — Auf der Reise nach Wien — nach zwanzigjähriger Abwesenheit — kam ich durch Karlsruhe. Ich kam an in der Nacht. — Der Vetter — todt. Hofrath Böckmann — den ich sehr geliebt, dem ich vieles dankte — todt. Dieser todt — jener todt — nur Titel, der Kirchenrath (Logiker, Metaphysiker), an dem hing noch Leben. — Wenn die Gekannten, Geschätzten, so allmählig sterben, bemerkt man's nicht, aber nach so langer Abwesenheit ist's wie eine Schlacht. — Ich wanderte im Dunkeln durch die wohlbekannten Straßen — durch die Schneckengänge und Alleen im Garten hinter dem Schloß — die Bäume, die Sitze waren noch da, die Atmosphäre herum war dieselbe — die Sterne standen auf den alten Plätzen, und die Erinnerung erster romantischer Gefühle und Abenteuer war in mir lebendig. Aber ich fühlte mich äußerst allein — was ich noch liebte, jenseits des Meeres — ich fuhr in derselben Nacht noch weiter. — Jetzt bin ich hier, und die sind mit mir; und Sie in Karlsruhe! —

Ueber dies Land und vieles hätte ich Ihnen viel zu sagen. Dies muß ich versparen.

Mein Vetter Brauer hat eine Wittwe hinterlassen, eine zweite Frau, die eine vortreffliche Frau sein soll, die ich nie persönlich kannte. — Sie können vielleicht mit ihr bekannt werden. An ihre Vorgängerin, meine Pflegemutter, schrieb ich im Jahre 1793 von Leipzig aus einen sehr langen Brief, ein Stück Biographie von dreißig bis vierzig Seiten, das viel Eindruck machte, und das ich gern hätte, wenn's noch existirt. —

Die Domeier war kürzlich in Cheltenham, und erkundigte sich nach mir. Wenn sie zur Stadt kömmt, will ich sie aufsuchen. Graf Bentheim hat London schon lange verlassen. Paul Esterhazy ist ein guter Mensch, und recht freundlich. Das etwas herzliche, österreichische Wesen der hübschen Fürstin sticht mit der englischen Kälte recht ab. Gräfin Münster hat ein kleines Mädchen, — sehnt sich nach Deutschland.

Prinz Koburg und seine Prinzessin sind recht bürgerlich in einander verliebt. — Die unglückliche Lage, worin diese aufgewachsen ist, hat sie glücklich erzogen, — das heißt, hat die höfische Abnutzung und Verärmlichung verhindert, die im Hochleben so gemein sind. Sie fühlt stark, und will stark. Im Trauerspiel weint sie Güsse, lacht im Lustspiel, daß der Busen schüttert. Sie nickt auch im Schauspiel ohne Umstände denen zu, welchen sie wohl will — eine sonderbare Prinzessin, aber ein interessantes Geschöpf. — Prinz Koburg hat mich gefragt, wo Professor Rösel sei? Wissen Sie's? —

Herr Küper — Hofprediger hier — vormals sechs Jahre Lehrer oder Hofmeister in meines Vaters Hause, war viel um die Prinzessin Charlotte, und unterrichtete sie im Deutschen. — Ich habe viel Interessantes, sie betreffend, von ihm gehört. —

Adam Müller schreibt in Leipzig allerlei, das mir nicht gefällt, allerlei Beschränktes. Die ungeheuren Ausgaben Englands auf dem Kontinent während des Krieges brachten den Kours herunter, in natürlichen Worten — machten englisches Geld, machten Pfund Sterling spottwohlfeil; folglich kamen auch die englischen Waaren dem auswärtigen Konsumenten wohlfeil zu stehen; folglich war der Absatz groß; folglich vermehrte sich — unverhältnißmäßig — die fabrizirende Klasse; folglich fütterten — indirekt, — aber doch recht wirklich, die ungeheuren, von den Bemittelten bezahlten, im Auslande ausgegebenen, als Prämie auf Ausfuhr operirenden Taxen — die arbeitenden Aermeren. Der Krieg, die Taxen hören auf, oder vermindern sich, der Kours wird besser (wie man zu sagen pflegt), also englische Waaren theurer, und die Ausfuhr bedeutend geringer. Man findet, daß man für die regel-

mäßigen Weltverhältnisse, und Englands natürlichen Antheil an der allgemeinen Thätigkeit, ein paar Millionen Menschen hier zu viel hat — die Noth und Elend allmählig aufreiben muß. — Dies ist die wahre Erklärung des jetzigen Zustandes der Dinge hier. Dazu kommt noch, daß des Krieges Aufwand und Verschwendung nicht mehr existiren; daß die vorzüglich leiden müssen, welche davon lebten; und daß immer die neuen Leidenden schreien und Lärm machen, während die Leidensgewohnten in der vergangenen Zeit, und denen es nun wohl wird, sich ganz ruhig halten. — Es giebt hier viel einzelne Bewegungen, und wird deren noch mehr geben, — aber das Lebensprinzip des Staats ist stark und ungeschwächt, und alles wird sich in's Reine arbeiten.

Während dieser Krise ist es ganz natürlich, daß die, in ungebührlicher Menge verfertigten, angehäuften Waaren verschleudert, weggegeben werden, aber es ist nothwendig, daß dieser Zustand vorübergehend sein muß. — Warum erhebt denn Adam Müller seine Stimme, und macht anerkannt wahren Grundsätzen den Krieg? — Wenn Manufakturisten vorübergehend leiden, so befinden sich auf der anderen Seite die Konsumirenden — die größere Anzahl — um so viel besser. Ein Staatsmann sollte auch Ohren haben für die Stillen!

Daß in der Staatenfamilie, wie in der einzelnen Stadt, jeder mache, was er am besten versteht, und daß sich die Produkte frei und ungestört vertauschen: das ist die wahre Lehre; dabei kommt ungezweifelt heraus das Bestbefinden der Masse; daran sollte man sich halten, wie sich die Natur an die großen Grundsätze hält, trotz gelegentlicher Erderschütterungen und Pestilenzen. — Wer immer den flüchtigen Umständen begegnen will, wird nie fertig, und erzielt nichts am Ende. —

Hier wird man gewahr, daß der Handel nicht wegen des Systems, sondern trotz des Systems geblüht hat, und daß das System nichts taugt. — Und Adam Müller predigt, man solle das System nachahmen! —

Hier wird man gewahr, daß, wer absetzen will, auch brauchen muß; daß aller auswärtiger Handel — daß aller

Handel — sich in Tausch auflöst. Daß, wenn eine Nation nur verkaufen will, der Kurs nothwendig sich so heben muß, daß aller Absatz aufhört; daß man also keine Art von Industrie zwangsweise haben muß, wenn man einen gesunden Handel haben will, sondern alles gehen lassen muß seinen natürlichen Gang. — Nach dieser Ansicht hat man im letzten Traktat mit Amerika gehandelt — nach dieser möchte man immer handeln, nur daß man vom langbefolgten fehlerhaften, alten, kurzsichtigen System auf Einmal nicht abkommen kann. — Und dies System will nun Müller den Deutschen anempfehlen, den Deutschen aufbürden! Oder ist die chinesische Mauer wünschenswerth? Das will mir nun einmal nicht in den Sinn, — denn die Reibung — individuell, oder national — bringt den Menschen doch eigentlich erst heraus, und vollendet ihn, und erhebt ihn! — Ich muß wohl aufhören, — die Mädchen kommen immer herein, und denken, daß ich ungebührlich lange sitze. — Auch haben Sie für diesmal wohl genug! Ich habe nicht Zeit das Geschriebene zu durchlesen — entschuldigen Sie mein Deutsch u. s. w. —

Lassen Sie Ihren Brief nicht registriren. Der letzte machte mir die Reise einer deutschen Meile, und beinahe eine halbe Guinee Unkosten, doch war das Vergnügen wohlfeil erkauft. Leben Sie Beide herzlich wohl.

E. Bollmann.

15.

London, den 28. November 1817.

Beide Ihre Briefe, lieber Varnhagen, und den von Ihrer lieben Frau, habe ich richtig erhalten. Wie soll ich Ihnen erklären, daß ich den ersten so lange nicht beantwortet? Ich bin immer in einem Gedränge von Geschäften gewesen — ich schrieb mehrmals mehrere Seiten — wurde unterbrochen — nachher paßte das Geschriebene nicht mehr zu den veränderten Umständen — der veränderten Stimmung. So gerieth die Antwort denn in Aufschub, und Sie wissen, wie's in solchen Fällen geht.

Ich danke Ihnen recht sehr für Ihre Bemühungen in Betreff der Papiere. Sie sind in guten Händen. Wenn Sie wieder eine Gelegenheit haben, wie die mit Bülow, senden Sie mir dieselben zu.

Meine Lage hier ist noch immer zu ungewiß, ich bin selbst hier zu wenig fest, um dem von den Karlsruhern Empfohlenen dienen zu können; als junger Mann war er überdies von sehr beschränkten Fähigkeiten, und flüchtig. Wie er sich ausgebildet haben mag, weiß ich nicht.

Mein intimster Jugendfreund, Doktor Boeckh, wohnt in Lörrach, ohnweit Basel. Ich möchte gern seine Art von Existenz und gegenwärtigen Verhältnisse kennen. Wenn Sie in die Gegend kommen, besuchen Sie ihn! Mein Name ist genug. Wir wechselten einige Briefe, wie ich in Wien war. Er ist gebürtig von Karlsruhe.

Ich habe, seit ich Ihnen zuletzt schrieb, viel Mühe und Arbeit gehabt. — Einen fatalen Associé in meinen Geschäften hatte ich los zu werden — Vorurtheile wider neue Konsumtionsartikel zu bekämpfen — mit der Excis-Behörde (Excise-Office) mich abzufinden — beunruhigte Konkurrenten zu besänftigen u. s. w. — Alles das habe ich nun ziemlich in's Reine gebracht, und wenn die Maschine einmal gehörig im Gange ist, so wird sie wohl von selbst gehen; oder nur wenig unmittelbarer Aufsicht benöthigt sein. — Ich bilde jetzt einen gesetzten Mann, dem ich dann die Leitung anvertrauen kann, damit meine eigenen Bewegungen frei bleiben, welches ich vorzüglich wünsche.

Ihr letzter Brief, und der recht liebe von der Frau, fanden mich krank im Bette — ein Herbstfieber, — das den Mädchen mehr Noth machte, als mir. Ich wußte nicht, ob's nicht ansteckend sein könnte, und es war doch unmöglich, sie von mir abzuhalten. — Wie ich besser war, ging ich nach Paris — nur auf eine Woche, ein Geschäft mit A. Baring abzumachen — mich zu erfrischen. Besonderes fiel nichts vor. Indessen hörte ich die Catalani singen, und Schlabrendorf sprechen. Das verlohnt sich schon der Mühe. Ich habe auch Henriette Mendelssohn gesehen, A. W. Schlegel, die Herzogin Broglie, und einige Andere.

Die französische Sache scheint allmählig Gestalt und Festigkeit zu gewinnen, aber die deutsche — giebt es denn eine deutsche Sache? Es gährt doch gewaltig, und wenn ich etwas von moralischer Chemie verstehe, so muß es beim Gemisch so mancher heterogener Elemente bald zum Aufbrausen und Platzen kommen. Dann wird's allerlei dramatisches Spektakel geben, und das wird Ihnen eben recht sein.

Herrn von Humboldt habe ich vor ein paar Tagen gesehen, — er ist recht freundlich, findet die englischen Nebel ganz anders wie die deutschen — sie sind pittoresk und imposant. Uebrigens scheint er sich dem Allgemeinen hinzugeben, und würde auch in der größten Spannung noch das Alberne und Groteske des zwecklosen Gedränges bemerken. — Bülow scheint ein wackerer junger Mann zu sein. Graf Münster hat zwei Kinder, und nimmt sich häuslich sehr würdig aus, auch arbeitet er viel. Seine Frau — mit allen Vortheilen — fühlt sich doch verpflanzt, und sehr verpflanzt.

Der Tod der Prinzessin Charlotte hat viel ungeheuchelte Thränen fließen gemacht. Meine Töchter konnten, viele Tage durch, die gewohnte Herzensruhe nicht wiederfinden, und diese Stimmung war allgemein. Das schöne Beispiel einer moralisch reinen und höchst glücklichen Existenz hatte für die Prinzessin und den Prinzen ein sehr großes, allgemeines, lebhaftes Interesse erweckt, dem viele nun zerstörte Hoffnungen sich anschlossen. Eine ganze Reihe von Ideen und Gefühlen treiben sich nun im Leeren herum, ohne sich wo anschließen zu können. Denn mit der künftigen Succession sieht's nun weitläufig aus. — Prinz Koburg steht schön vor der Nation da. Wenn er in der öffentlichen Meinung die Association mit der geliebten Verstorbenen nicht unterbricht, und hervorstechend der edle Mann, von unbescholtenen Sitten, unter dem corrumpirten Gesindel bleibt, so können, meiner Meinung nach, weitere Ereignisse seine Tage sehr bedeutend machen. — Aber da liegt noch so viel dazwischen, und so Wenige bleiben unter veränderten Umständen dieselben! —

Es freut mich recht, daß Ihnen — liebe Freundin — die Engländer in Brüssel so gefielen. Das Sinnige, Vernünftige, Gutbesorgte, Ueberlegte, Geordnete, der Regel, statt

der Willkür und Laune Unterworfene — würde Sie hier in Allem — im Vieh wie im Menschen, im Leblosen wie im Belebten ansprechen. Sie würden überall bemerken, daß es hier zu Lande gerichtliche Gerechtigkeit giebt für ein mißhandeltes Pferd, für eine mißhandelte Ziege (man hat just zwei solche Prozesse entschieden), wie für einen mißhandelten großen Herrn, und selbst den Straßen und Heerstraßen sehen Sie's an, daß der Fußgänger im Staat eben so viel gilt, als der sich in Karossen Herumtreibende, oder doch etwas, und was Bedeutendes gilt. In dem Allen — in der durchgängigen Herrschaft der Regel, statt des Ansehens und der Willkür, liegt eben das Freie. Das möchten sie auch jenseits der See wohl, aber das geht doch aus dem Gewesenen hervor, und kann auch nur aus dem Gewesenen bleibend hervorgehen. Das scheint man nicht begreifen zu können! Deßwegen setzt sich der Despotismus sublimer Konzeptionen, die dann doch auch an Narrheit gränzen, so oft an die Stelle des Despotismus verjährten Dünkels, und wird in seiner Ruhe bald wieder ein Opfer des kräftigern Despotismus gemeiner Ränke, und grundsatzloser Konsequenz. — Alles bleibt am Ende oft beim Alten, weil man anfängt, wo man endigen sollte. Möchten doch Ihre wackeren Studenten auf drei oder vier Jahre unter den englischen Bauern auf Universität gehen!

Ich liebe die Engländer in Masse, und wer sie nur im Auslande einzeln sieht, der kennt sie nicht. Das Nationalgefühl ist indessen wesentlich zur glücklichen Existenz unter ihnen. Mir Fremden — wiewohl ich's nun kaum bin — ist für den Lebensgenuß das heitere Frankreich lieber. — Ein Engländer ist mir immer nur ein Theil eines Ganzen, dem ich nicht angehöre, und der mich nicht braucht, während im Deutschen und Franzosen oft ein Ganzes mich anspricht, dem ich viel sein kann. — Ueberdies ist Vieles auf dem festen Lande so gemüthlich und zusagend, mir wenigstens, der früheren Associationen wegen! Kurz, — ich suche hier frei zu bleiben, und mich so einzurichten, daß ich bald — vielleicht nächsten Sommer — meinen Töchtern das Vergnügen einer Reise nach Frankreich und Deutschland machen kann. —

Wenn ich mit einem Frauenzimmer bekannt werden könnte, das etwas Schönheit, etwas Geld und viel Vernunft besäße, und mich leiden möchte, so würde ich mich wieder verheirathen — denn so allein zu sein in der Welt mit zwei jungen Dingern hat viel Unbequemes, und der Gedanke, künftig, ohne sie, noch mehr allein zu bleiben, ist wenig erfreulich. — Lassen Sie mich also immer wissen, wo Sie sind, damit wir Sie finden, und Ihnen begegnen können.

Politisch ist alles hier sehr ruhig. Der Wohlstand hebt sich. Die Folgen des schnellen Ueberganges vom langen Kriege zum allgemeinen Frieden — die Stockungen und partielle Noth, die dadurch veranlaßt wurden, vermindern sich täglich, wie die Industrie in einen regelmäßigen, dem verminderten Zustand der Zeiten angemessenen Gang zurücktritt. —

Ist Malthus letzte (dritte) Ausgabe seines Werks „On population" in's Deutsche übersetzt und gelesen worden? Wie steht's denn mit Adam Müller? Es scheint mir, als ob ihm etwas den Kopf verdreht hätte! — Gentz schreibt mir viel Artiges — man brauche in diesen verkehrten Zeiten ruhige, sinnige Leute, wie ich u. s. w. — das sagt sich wohl, doch scheint es niemand zu wollen.

Wenn Sie's nicht müde sind, an mich zu schreiben — halten Sie mich unterrichtet mit dem, was in Deutschland vorgeht, und das ich aus anderen Quellen nicht lernen kann. Ich werde künftig mehr Muße haben zum Antworten. —

Leben Sie recht herzlich wohl, erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Brief und lassen Sie mich wissen, daß Sie Beide so wohl und glücklich sind, wie ich's wünsche. Briefe, ganz einfach an mich adressirt, werden mir ungeöffnet zukommen. Auch können Sie mir, wenn Sie Gelegenheit haben, durch die englische oder hannöversche Gesandtschaft schreiben, oder auch durch die preußische, wenn Sie's vorziehen.

E. Bollmann.

16.

London, den 13. April 1819.

Sie werden daraus, daß ich Ihren und Ihrer Frau Gemahlin Briefe so lange nicht beantwortet habe, hoffentlich nicht schließen, daß sie mir gleichgültig waren. Im Gegentheil, ich habe sie recht mit Freude gelesen, aber zum Schreiben und Antworten kann ich oft nicht kommen. Es liegt mir so Vieles auf, das besorgt sein will — und dann denke ich immer, ich werde Sie Beide bald sehen. Aber der gewünschte Augenblick, wiewohl er sich immer zu nähern scheint, will immer noch nicht kommen.

Ich habe kürzlich über die bedeutende Frage der Zurückkehr zu Münzzahlungen an der Bank ein kleines Werk geschrieben, worin ich sage, was Viele denken, aber doch zu sagen sich fürchten. — Ich schickte einige Exemplare an Treuttel und Würtz in Paris, mit der Bitte, Ihnen eins davon zukommen zu lassen. Ich hoffe, Sie haben's erhalten.

Die Frage ist hier, wie alle ähnliche, Partheifrage geworden, und das rein Vernünftige wird hoffnungslos gepredigt, und der Prediger nicht ausposaunt, weil sich die regen Leidenschaften solcher Lehre am innigsten anschließen. Die Opposition — worunter ich meine besten Freunde hier habe — sucht vor allem und in allem, was das Ministerium in Noth bringen könnte — das Gemeinbeste ist nur Nebensache. Das Ministerium sucht vor allem und durch alles sich zu erhalten, und deßwegen wagt auch Vansittaert, mit den Uebrigen, nicht die beste Maßregel auszusprechen, und zu suchen, wenn er denkt, sie könnte der Menge doch mißfallen, die noch abergläubisch, und mit englischer Zähigkeit, an der Idee des Goldes hängt. — Indessen werden meine Verhältnisse immer interessanter, und die Schrift ermangelt nicht, viel Aufmerksamkeit zu erregen.

Ich sehe, Sie haben kürzlich Kouriere abgefertigt, — sagen Sie mir denn doch, ob man diese That Sand's als eine individuelle betrachten muß, oder als den ersten Ausbruch

einer Disposition, die sich weiter, vielfältiger, und erschütternder äußern wird. Lassen Sie mich doch wissen, wie Sie das alles ansehen?

Wiesel, wie ich von Gentz höre, ist von Wien abgegangen. — Ich stelle mir vor, er hat bei Ihnen angesprochen, auf seinem Wege hierher, und vielleicht ist er noch in Ihrer Nähe. In dem Fall sagen Sie ihm doch, die Idee der Ueberkunft aufzugeben. Er wird Zeit und Mühe und Geld verlieren, denn seine Erfindung ist nichts werth.

Meine Töchter sind gesund und wohl, und beschäftigen sich jetzt mit der Erlernung der deutschen Sprache. — Wer wird denn hierher kommen an Humboldt's Stelle, und was macht dieser? —

Es ist alles hier in England so gespannt, daß einige bedeutende Fehler, von der Administration begangen, und sie ist deren fähig — leicht seriöse Folgen haben könnten. In Amerika ist es anders. Der junge Staatskörper ist dort so voll von natürlicher Lebenskraft, daß selbst Unordnung und ein bischen wüstes Leben ihm nichts anhaben können.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau recht herzlich von mir. Diesen Sommer sehen wir uns vielleicht. Lassen Sie mich Ihre wahrscheinliche Bewegungen kennen, und sagen Sie mir auch, was für Gedanken Sie denn jetzt am meisten beschäftigen. Leben Sie herzlich wohl, und antworten Sie mir prompt, — ich will auch gewiß ein besserer Korrespondent sein künftig.

E. Bollmann.

VI.

Mit diesem letzten Briefe hören unsere Nachrichten auf; nur durch die öffentlichen Blätter erfuhren wir nach einiger Zeit, daß Bollmann im Jahre 1821 eine neue Reise nach Amerika unternommen, und zwar diesmal nach Westindien und den ehemaligen spanischen Besitzungen des Festlandes,

um wichtigen Anleihe- und Waaren-Geschäften, bei welchen wiederum das Haus Baring betheiligt war, persönlich vorzustehen. Im Laufe dieser Betreibungen, denen ein unermeßliches Feld eröffnet, und großer Gewinn vorauszusehen war, ereilte ihn unvermuthet der Tod. Er starb am 10. Dezember 1821 zu Kingston in Jamaika an einem hitzigen Fieber, das er sich durch zu große Arbeitsamkeit zugezogen hatte. Seine beiden Töchter, Karoline und Elisabeth, waren in London geblieben, und sind späterhin, nachdem sie das Ableben ihres theuren Vaters tief betrauert, wie wir hören, in glücklichen Verhältnissen nach Nordamerika zurückgekehrt. Wir aber schließen unseren Abriß mit der Betrachtung, daß, wie es als das schönste Loos des Menschen erscheint, wenn seinem eingebornen Streben aus allen Verwirrungen der Welt die richtige Bahn sich immer wieder klar hervorhebt und unabsehbar neue Zielpunkte zeigt, wir es auch in dem Scheiden Bollmann's tröstlich anerkennen dürfen, daß er, seinem Sinne, seinen Fähigkeiten und Wünschen gemäß, bis zuletzt in seinem Elemente kräftig fortschwimmt, und nicht in trauriger Abnahme, sondern in freudiger Steigerung seines Wirkens und Hoffens, bei noch frischem Wetteifer der Geistes- und Lebenskräfte, zum dunkeln Uebergange abgerufen wird, welchen als den verheißungsvollen Eintritt zu höheren Entwickelungen und Thätigkeiten er längst gewohnt war fest und muthig anzuschauen.

1834.

Lafayette. — Bollmann. — Huger.

Durch die „Denkwürdigkeiten Bollmann's" ist neuerlich die Aufmerksamkeit auf den abentheuerlichen Gewaltstreich gelenkt worden, den dieser eben genannte Hannoveraner, in Gemeinschaft mit dem Amerikaner Huger, zur Befreiung des Generals Lafayette aus dem Staatsgefängnisse zu Olmütz mit eben so viel Schlauheit als Unerschrockenheit unternommen, und für den ersten Augenblick wirklich ausgeführt hatte. In England ist auf Veranlassung jener Denkwürdigkeiten auch der Berichte wieder gedacht worden, die über jenen Vorfall dort aus Huger's Mittheilungen aufbewahrt liegen. Wir haben keine Spur gefunden, daß diese Berichte in Deutschland irgendwo mitgetheilt worden, oder auch nur bekannt wären, und glauben daher unseren Lesern einen Dienst zu erzeigen, indem wir dieselben hier in Uebersetzung vorlegen, wobei wir nur hin und wieder einiges Unnöthige weggelassen und einiges Weitläufige abgekürzt haben.

Huger, bevor er nach Nordamerika — wo er noch jetzt in großem Besitz und Ansehen lebt — zurückkehrte, besuchte seine in England lebenden Verwandten, und erzählte diesen seine Schicksale. Nach seiner Abreise brachte einer seiner Vettern, ein englischer Baronet und bedeutender Staatsbeamter, die mündlichen Erzählungen Huger's in diese schriftliche Gestalt zusammen. Er that dies aus dem Gedächtniß mit bester Beflissenheit, in manchen Punkten auch wohl durch briefliche Angaben unterstützt. Allein wir dürfen doch die Unsicherheit dieser Art von Abfassung nicht übersehen, besonders wo so verwickelte, auf genauen Umständen beruhende und leicht miß-

zuverstehende Verhältnisse zur Sprache kommen, und Personen, Oertlichkeiten und Einrichtungen zu behandeln sind, mit denen sowohl der Erzähler selbst, als auch der Zuhörer und nachherige Abfasser sich als durchaus fremd und unbekannt erweisen. Nicht bloß in den Thatsachen, sondern auch in den Ansichten ist dies auffallend. Was man über Lafayette's Gefangenhaltung denken mochte, ist eine Sache für sich, die wir dahin gestellt sein lassen. Daß aber die beiden jungen Männer, welche mit offener Gewalt ihn zu befreien versucht hatten, sich noch wunderten, als Staatsverbrecher und mit aller Strenge behandelt zu werden, und weil nicht englische und amerikanische Formen beobachtet wurden, sich über Ungerechtigkeit und Härte beklagen zu dürfen glaubten, da sie doch beispiellose Milde und Nachsicht erfuhren, ist eine Naivetät, die nur beweist, wie fremd sie nicht nur in Oesterreich, sondern überhaupt in der Welt waren!

Zwischen der Erzählung, die nach Bollmann, und zwischen der, die nach Huger genommen ist, finden sich bedeutende Abweichungen. Einige dieser Verschiedenheiten lassen sich zwar leicht aufklären und auf die Irrthümer zurückführen, die der gewöhnliche Vortrag des Erzählens bei Hörern, die nicht schon in manchen wesentlichen Stücken unterrichtet sind, fast unvermeidlich hervorbringt. Insofern wir von Bollmann doch in manchen Punkten den eignen schriftlichen Ausdruck haben, von Huger aber nirgends die eignen Worte, sondern nur die von einem Dritten daraus geschöpfte Ueberlieferung, steht im Allgemeinen auch die Bollmann'sche Erzählung etwas höher und besser, als die Huger'sche.

So ist es z. B. in der letzteren ein offenbarer Irrthum, wenn der englische Erzähler die ersten geheimen Eröffnungen an Lafayette erst in der Zeit geschehen läßt, als Bollmann mit Huger nach Olmütz kam; sie geschahen unbezweifelt lange vorher, als Bollmann das erstemal allein in Olmütz war, ehe er noch Huger kannte, den er dann späterhin in Wien erst kennen lernte, und für das schon eingeleitete Wagstück als Genossen anwarb. Hiermit hängt auch das Krankwerden und Spazirenfahren Lafayette's zusammen. Nichts ist natürlicher, als die Verwechselung, welche bei mündlicher Er-

zählung, wo bald das Frühere nachgetragen, bald das Spätere vorausgeliefert wird, und manche Unterscheidungen für den Augenblick völlig unbedeutend werden, zwischen solchen Umständen vorgehen konnte. Aehnliches geschah sichtlich aber auch bei Bollmann's Erzählung, denn indem er seine eignen Schicksale vortrug, mußten die seines Freundes Huger in einigem Hintergrunde bleiben, wobei die Voraussetzung entstehen und die Gewißheit sich festsetzen konnte, dieser sei glücklich entkommen. In diesem Punkt ist die nach Bollmann's Aeußerungen aufgefaßte Darstellung entschieden sowohl irrthümlich, als mangelhaft, und wir bitten die Leser der „Bollmann'schen Denkwürdigkeiten", die dortigen Angaben durch die hier mitgetheilten zu berichtigen.

Andere Umstände jedoch, beiden Theilnehmern völlig gemeinsam, beiden persönlich und in fast gleichen Maßen angehörig, bleiben in unaufgelöstem Widerspruche. Unsere Kritik vermag diesen nicht auszugleichen, sofern nicht neue, authentische Angaben beigebracht werden. So wird der Hauptauftritt, der eigentliche Anfall und Angriff der Befreier, ganz verschieden von ihren Nachschreibern dargestellt. Bollmann's und Huger's eigne Berichte, hätten wir diese, würden wohl leichter zu vereinbaren sein; unter dritter und vierter Hand sind die Abweichungen schon zu weit gediehen, wir können sie nicht mehr herumholen, ohne alles in farblose Unbestimmtheit zu werfen.

Ein willkommenes Hülfsmittel wäre, wenn wir von Seiten des dritten unmittelbar Betheiligten, von Seiten Lafayette's nämlich, eine Erzählung des ganzen Vorgangs zur Vergleichung bringen könnten. Es ist eine solche Erzählung vorhanden, aber leider auch keine von Lafayette selbst, sondern ebenfalls nur eine nach ihm von fremder Hand verfaßte. Doch selbst diese ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen.

Aus den Aktenstücken der österreichischen Behörden, z. B. dem Berichte des Offiziers, dessen Händen sich Lafayette gewaltsam entwand, dürfen wir wohl kaum nähere Aufschlüsse erwarten. Nicht unmöglich aber wäre es, daß sich von Bollmann noch irgend Briefe vorfänden, oder auch daß Huger,

der Einzige von den Dreien, der noch lebt, seine Erinnerungen noch selbst authentisch zusammenfaßte. Glauben würden wir ihm unbedingt, sowie auch hinwieder Bollmann und Lafayette'n, wenn wir ihre ausdrücklichen Aussagen hätten; denn die Wahrheit würde jeder von ihnen redlich sagen wollen.

Der Reiz eines Problems und einer den Leser mitauffordernden Untersuchung giebt diesem ganzen Zusammenhange von Vorfällen und Verhältnissen ein nur desto höheres Interesse. Und so lassen wir denn, zur Vermehrung der Akten, einstweilen die aus Huger's Erzählung dem englischen Verwandten desselben in die Feder geflossene Berichterstattung hier folgen.

Berlin, im April 1837.

Lafayette's Befreiung aus Olmütz.

(Nach Huger's mündlichen Nachrichten. Aus dem Englischen.)

Unter den vielen außerordentlichen Karakteren, welche die bedeutende Zeit, worin wir leben, der Welt vorgeführt hat, dürfen wir Lafayette mit seinen wandelbaren Schicksalen gewiß obenan stellen. — In einer Zeit sehen wir ihn sich den Verführungen des üppigsten Hoflebens entziehen, den Elementen trotzend, eitlen Ruhm zu gewinnen streben, fechtend für die Sache der Freiheit unter Washington's Fahnen. Zu einer anderen finden wir ihn den Samen der Verwirrung in seinem Vaterlande ausstreuend, angebetet von einer enthusiastischen Menge, und von seinen emanzipirten Mitbürgern zu den höchsten Ehrenstellen erhoben. Dann wieder verbannt und verfolgt von denselben Verbündeten, die seiner Hülfe nicht länger bedürfen; ein Flüchtling in fremden Ländern, gezwungen eine Zuflucht bei seinen Feinden zu suchen, und endlich als Verräther festgenommen, und dem deutschen Kaiser ausgeliefert, der ihn in festen Gewahrsam nach Olmütz bringen läßt. Das große Interesse, welches sein Mißgeschick erregte, zeigte sich bald in den mannigfachen Verwendungen, welche von allen

Seiten für ihn in Anregung gebracht wurden. Der Kaiser blieb unerbittlich, und Lafayette schmachtete zwei lange Jahre in seinem Gefängniß, bis ein Fremder, ein Ausländer, aus reiner Menschenliebe und nur von dem Wunsche beseelt, einem Manne nützlich zu sein, der so viel für die Sache der Freiheit gethan hatte, für ihn auftrat.

Bollmann, ein Hannoveraner von Geburt, jung, thätig und klug, begab sich allein und zu Fuß nach Olmütz, um sich selbst zu überzeugen, welche Mittel am Besten anzuwenden wären, um Lafayette's Flucht zu bewirken. Er sah bald ein, daß ohne irgend einen zuverlässigen Beistand die Schwierigkeiten, die sich ihm darboten, unübersteiglich sein würden. Der Zufall ließ ihn demjenigen begegnen, der von Natur und durch Erziehung ganz für die Unternehmung geschaffen schien. Nach Wien zurückgekehrt, fand er Eingang in eine Gesellschaft, welche ganz aus jungen Amerikanern bestand, alle leidenschaftliche Anhänger Lafayette's; und hier wählte er einen aus, und mit gehöriger Vorsicht theilte er ihm sein Geheimniß mit. Francis Huger war der Sohn des Obersten Huger aus Charlestown, der sein Leben im Dienste seines Vaterlandes verloren hatte, als die englischen Truppen unter dem General Provost die Stadt belagerten. Ein Jahr vor seinem Tode hatte er sich nicht weit von Charlestown mit seiner Familie auf einer kleinen Insel niedergelassen, um dort Seebäder zu gebrauchen. Eines Abends, wo ein heftiger Sturm wüthete, wurde gegen Mitternacht heftig an die Thür des kleinen Landhauses geklopft, und Oberst Huger stand auf, um zu öffnen. Zwei Herren traten ein, und theilten dem Obersten in einem fremden Accent mit, daß ihr Schiff vom Sturme an die Küste verschlagen worden, und daß die Schiffsmannschaft die Insel durchstreife, um Hülfe zu suchen. Sie wurden gastfreundlichst empfangen und mit allem Nöthigen versehen, und als beim traulichen Gespräch die Fremden mit den politischen Meinungen ihres Wirthes bekannt wurden, verhehlten auch sie nicht länger ihre Namen und den Zweck ihrer Reise. Der eine war der Marquis Lafayette, damals ungefähr achtzehn Jahre alt, und der andere ein ältlicher Herr, ein Ritter des Ludwigsordens, war, ein zweiter Mentor, dem jungen

Telemach gefolgt. Sie betrachteten, sagten sie, nur mit Abscheu die Tyrannei, welche Nordamerika vom Mutterlande zu erdulden habe, und beseelt vom Geiste der Freiheit, wollten sie für die Sache des Kongresses fechten, und entweder an dem Glücke der Emanzipation theilnehmen, oder sich unter ihren Trümmern begraben lassen.

Oberst Huger verließ die Insel mit seinen Gästen, und begab sich mit ihnen in's Hauptquartier, wo er sie dem General Washington vorstellte, der jedem von ihnen ein Kommando bei der Kontinentalarmee anvertraute. Francis Huger war nur vier Jahre alt, als sich dieses zutrug, aber der Vorfall hatte sich seinem Gedächtniß tief eingeprägt, und obgleich er Lafayette seit dieser Zeit niemals wiedergesehen hatte, so bewahrte er doch die größte Anhänglichkeit an seine Person, und die höchste Bewunderung für seine Thaten. Mit Enthusiasmus faßte er daher Bollmann's Plan auf, seinen Lieblingshelden zu befreien. Sie nahmen gehörige Abrede, und gingen an's Werk.

Huger schützte schlechte Gesundheit vor, und Bollmann gab sich für einen jungen Arzt aus, der ihn deßhalb auf Reisen begleitete. Sie kauften drei der besten Pferde, welche sie finden konnten, und von einem Bedienten begleitet, machten sie sich zu einem Ausflug auf den Weg. Nachdem sie einige Wochen umhergestreift waren, und sich geflissentlich an manchen Orten aufgehalten, um sich ganz den Anschein von Reisenden zu geben, deren einziger Beweggrund die Neugierde ist, erreichten sie endlich Olmütz. Nachdem sie alles nur Sehenswerthe in der Stadt besucht, gingen sie nach dem Schlosse, um die Befestigungen zu besichtigen, machten Bekanntschaft mit dem Gefangenwärter, und nachdem sie die Erlaubniß erhalten hatten, den nächsten Tag das Innere des Schlosses besuchen zu dürfen, gingen sie in ihre Wohnung zurück. Sie wiederholten ihre Besuche daselbst häufig, und gewannen nach und nach das Vertrauen des Gefangenwärters. Eines Tages fragten sie ihn wie von ungefähr, welche Gefangenen er denn eigentlich zu beaufsichtigen habe. Er nannte Lafayette. Ohne irgend Verwunderung zu bezeigen, äußerten sie den Wunsch, zu wissen, wie er seine Zeit zubrächte, und welche

Vergünstigungen er genösse. Man sagt ihnen, daß er streng bewacht würde, ihm jedoch erlaubt sei, sich Bewegung außerhalb der Wälle zu machen, in gehöriger Begleitung, und daß ihm außerdem Bücher, Federn, Tinte und Papier gestattet wären. — Sie fragten weiter, ob, da sie verschiedene neue Bücher bei sich hätten, die ihn wohl unterhalten könnten, man ihnen erlauben wollte, sie ihm anzubieten. Der Gefangenwärter meinte, dagegen würde niemand etwas einzuwenden haben; freilich aber müßten ihm die Bücher offen eingehändigt werden, damit er sich überzeugen könnte, daß ihr Inhalt kein verfänglicher sei. In diese Bedingung willigten sie, und am selbigen Abend schickten sie ein Buch und ein Billet, an Lafayette adressirt, und in französischer Sprache geschrieben; und obschon es sich späterhin ergab, daß der Gefangenwärter diese Sprache gar nicht verstand, schöpfte er doch nicht den geringsten Verdacht, weil alles so offen betrieben wurde.

Das Billet enthielt Entschuldigungen, daß sie sich die Freiheit nähmen, zu seiner Unterhaltung beizutragen; sie hofften, er würde das beifolgende Buch mit einiger Aufmerksamkeit lesen, und wenn einige Stellen darin ihm vielleicht auffielen, so bäten sie ihn, ihnen seine Meinung darüber mitzutheilen. — Er empfing das Billet, und da er fand, daß es nicht die gewöhnlichen Höflichkeitsphrasen enthielt, so fing er an zu argwöhnen, daß mehr damit gemeint sei, und las nun das Buch mit der größten Aufmerksamkeit durch; bald entdeckte er auch, daß auf manchen Blättern ein Wort mit Bleistift geschrieben stand, und als er diese Worte sorgfältig an einander reihte, ersah er daraus die Namen, Verhältnisse und Pläne der Fremden, und die Bitte, sie mit seinen Gesinnungen bekannt zu machen, ehe sie weiter etwas unternähmen. — Er schickte ihnen das Buch zurück, von einem offenen Billet begleitet, worin er ihnen dankte, und hinzufügte, daß der Inhalt des Buchs ihm sehr gefallen habe. Somit war die Verbindung angeknüpft, und es verging nun selten ein Tag, wo nicht offene Billette gewechselt worden wären; einige davon zeigte der Gefangenwärter solchen Personen, welche französisch verstanden; da jene aber nichts enthielten, was irgend Verdacht erregen konnte, so wurde

dieser scheinbar unschuldige Briefwechsel gestattet. — Als ihr Plan endlich reif war, so wurden die näheren Umstände mit Citronensaft auf ein Blatt Papier geschrieben, und auf der anderen Seite ein Billet, welches Erkundigungen nach Lafayette's Gesundheit enthielt, und mit den Worten schloß: Quand vous aurez lu ce billet, mettez le *au* feu. Indem er das Blatt an das Feuer hielt, wurde er von allen Einrichtungen, welche sie getroffen, unterrichtet.

Der folgende Tag war zur Ausführung bestimmt. Olmütz ist dreißig Meilen von der schlesischen Gränze entfernt, und liegt in einer Ebene, welche sich von allen Seiten drei englische Meilen weit erstreckt. Diese Ebene ist von Hügeln begränzt, welche mit Büschen und Felsentrümmern bedeckt sind, so daß jemand, der auf den Wällen steht, genau alles sehen kann, was in der Ebene vorgeht. Schildwachen waren aufgestellt, um gleich Lärm zu schlagen, wenn ein Gefangener den Versuch zu entfliehen wagen sollte, und jederman war angewiesen, zu dessen Wiederergreifung hülfreiche Hand zu leisten. Das Gelingen eines solchen Versuchs schien deßhalb kaum möglich. Bekannt mit diesen Schwierigkeiten, ließen sich Bollmann und Huger nicht davon abschrecken, sondern nur zu größerer Vorsicht veranlassen. Unter dem Vorwande, daß seiner Gesundheit freie Luft und Bewegung nothwendig seien, hatte Lafayette die Erlaubniß erhalten, jeden Tag in der Ebene in einem offnen Kabriolet ausfahren zu dürfen, von einem Offizier begleitet und bewacht durch einen bewaffneten Soldaten, der hintenauf stand. Während dieser Ausflüge hatte er das Vertrauen des Offiziers so weit zu gewinnen gewußt, daß, wenn der Wagen in einiger Entfernung von den Wällen war, sie auszusteigen pflegten, und mit einander zu Fuße gingen.

Der auf die Umstände gegründete Plan war folgender: Bollmann und Huger sollten zusammen aus der Stadt reiten, und der letztere ein drittes Pferd bei sich haben; da keiner von ihnen Lafayette kannte, so war ein Zeichen zwischen ihnen verabredet worden. Lafayette sollte sich bemühen, eine so große Entfernung von der Stadt, als nur möglich, zu erreichen, und, wie gewöhnlich, dann aussteigen, und den

Offizier so weit fortzuziehen suchen, als es nur irgend thunlich, ohne ihn aufmerksam zu machen. Die beiden Freunde sollten dann näher kommen, und wenn es nöthig wäre, den Offizier überwältigen, Lafayette'n behülflich sein, das dritte Pferd zu besteigen, und dann mit verhängtem Zügel bis Bauntropp, fünfzehn englische Meilen entfernt, reiten, wo ein Wagen mit Pferden sie erwarten und sie bis Troppau bringen sollte, der nächsten Stadt im preußischen Gebiet, ungefähr zwanzig Meilen von Olmütz, wo sie vor jeder Verfolgung gesichert wären.

Am Morgen schickte Huger seinen treuen Bedienten nach dem Schlosse, um genau die Zeit zu erfahren, wann Lafayette ausfahren würde. Nach lästigem Zögern kehrte er zurück, um sie zu benachrichtigen, daß der Wagen so eben die Thore passirt hätte. Mit klopfendem Herzen machten sie sich auf; als sie die Ebene erreicht hatten, konnten sie keinen Wagen sehen, sie ritten langsam weiter bis fast zum Gehölz, kein Wagen war zu erblicken. Beunruhigt und fürchtend, daß irgend ein unvorhergesehener Umstand sie verrathen haben könnte, waren sie einen Augenblick unentschlossen, doch da ihnen einfiel, daß ihre Bewegungen gesehen werden könnten, lenkten sie ihre Schritte wieder heimwärts, und waren nur noch wenig von der Stadt entfernt, als sich ihnen das langersehnte Kabriolet zeigte, zwei Personen darin, und der Musketier hintenauf. Beim Vorüberreiten gaben sie das verabredete Zeichen, welches erwiedert wurde, und der Wagen fuhr weiter. Sie setzten ihren Weg zur Stadt fort, kehrten dann um, folgten langsam dem Wagen. Sie zögerten, um Lafayette Zeit zu lassen, seinen Antheil am Plane auszuführen. Sie sahen die beiden Herren aussteigen und Arm in Arm fortgehen, sie näherten sich ihnen behutsam, und da sie bemerkten, daß Lafayette und der Offizier in eifrigem Gespräch über des Letzteren Degen waren, welchen Lafayette grade in der Hand hielt, so glaubten sie diesen Augenblick den günstigsten, und gaben ihren Pferden die Sporen. Der Lärm ihrer Annäherung erschreckte den Offizier, und als er sich umwendend zwei Reiter in vollem Galopp auf sich losſprengen sah, eilte er dem Kabriolet zu, indem er Lafayette'n mit sich

fortzog. Da dieser sich widersetzte, suchte er seinen Degen ihm wieder zu entreißen, und es begann ein Ringen darum. Jetzt war Huger zur Hand: „Nehmt das Pferd!„ rief er, „Ihr seid frei, und das Glück möge uns günstig sein!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein Sonnenstrahl auf die blanke Klinge des Degens fiel, und der Glanz davon das Pferd so scheu machte, daß es seinen Zügel zerriß, und eiligst über die Ebene sprengte. Bollmann ritt ihm nach, um es zu fangen. Unterdessen mußte Lafayette, auf Huger's Andringen, dessen Pferd besteigen, und sollte schleunigst den Ort des verabredeten Zusammentreffens gewinnen. „Keine Zeit verloren!" rief er ihm zu, „es ist schon allerwegen Lärm, die Bauern auf dem Felde laufen zusammen, rettet Euch!" Lafayette bestieg das Pferd, sprengte davon, und war bald aus dem Gesicht. Huger blieb zu Fuß zurück. Bollmann hatte inzwischen umsonst das scheue Pferd verfolgt, und als er sah, daß es grade auf die Stadt lossprengte, kehrte er um, erreichte Huger, und diesen mit auf sein Pferd nehmend, jagten sie in größter Eile davon. Sie waren noch nicht weit gekommen, als das Pferd, der doppelten Bürde nicht gewachsen, stolperte und fiel, und Bollmann war von dem Falle so zerschlagen, daß er nur mit Mühe vom Boden wieder aufstehen konnte. Huger half seinem Freunde wieder auf's Pferd, und bat ihn, Lafayette'n zu folgen, und diesem beizustehen, während er — Huger — leicht zu Fuß davonkommen könnte, da er ein geübter Läufer und die waldige Gegend ganz nahe sei. Bollmann gab nach vielem Widerstreben nach.

Der Soldat, welcher bei dem Kabriolet zurückgeblieben war, hatte, sobald er die beiden Reiter ansprengen gesehen, statt seinem Offizier zu Hülfe zu kommen, schleunigst die Flucht zur Stadt genommen. Doch lange vor seiner Ankunft war schon Lärm geschlagen, denn der ganze Hergang war von den Wällen gesehen worden. Die Kanonen wurden gelöst, und das Land aufgeboten. Bollmann entkam seinen Verfolgern leicht, da er vorgab, selbst zu ihnen zu gehören. Huger war nicht so glücklich, er war von einem Trupp Leute erkannt, die ihn nicht aus den Augen ließen; da sie

aber, wie er, nur zu Fuß waren, so würde es ihm doch vielleicht geglückt sein, einen Schlupfwinkel zu erreichen, hätten sich seinen Verfolgern nicht noch andere beigesellt, die, noch nicht so ermüdet, schneller ihm nachjagen konnten. Im Augenblick, als er einen versteckten Ort zu erreichen strebte, um nur eine kurze Weile sich auszuruhen, sank er ganz erschöpft und athemlos zu Boden. Ein Bauer kam auf ihn zu; Huger bot ihm seine Börse, wenn er ihn nicht verrathen wollte, der Bauer griff mit der einen Hand nach der Börse, während er, ihn mit der anderen festhaltend, seinen Gefährten zurief, ihm zu Hülfe zu kommen. Jeder Widerstand war nutzlos, Huger wurde im Triumph nach Olmütz zurückgeführt, innerlich ganz getröstet durch den Gedanken, daß er das Werkzeug gewesen, einen Mann aus dem Elende zu befreien, den er als den größten Karakter auf Erden schätzte. Er wurde als Staatsgefangener in den Schloßkerker eingeschlossen.

Unterdessen schlug Lafayette den ihm vorgeschriebenen Weg ein, und kam ohne Hinderniß bis zu einer kleinen Stadt, ungefähr zehn englische Meilen von Olmütz entfernt; hier trennten sich die Wege, der nach Troppau lag rechts. Unglücklicherweise wählte er den anderen. Bald argwöhnte er, den falschen eingeschlagen zu haben, und fragte einen Mann, der ihm begegnete, ob dies der Weg nach Bautropp wäre? Der Mann sah ihn neugierig an, und sagte ihm endlich, er hätte den rechten Weg verfehlt, und ihm einen anderen zeigend, fügte er hinzu, der werde ihn bald wieder zurecht bringen. Dieser Mann, dem Lafayette's ganzes Wesen, sein mit Schaum bedecktes Pferd, sein fremdartiges Sprechen auffielen, argwöhnte bald, es könnte ein entwichener Staatsgefangener sein, und zeigte ihm daher einen Weg, welcher wieder zurück in die kleine Stadt führte, eilte selbst dahin und theilte der Magistratsperson daselbst seine Vermuthung mit, so daß Lafayette, während er sich auf dem rechten Weg wieder wähnte, sich plötzlich von Bewaffneten umringt sah, die ihn vor den Richter brachten. Er blieb jedoch so kaltblütig und unerschrocken, daß er bei dem Verhör, welches er jetzt zu bestehen hatte, die besonnensten, wahrscheinlichsten Antworten gab. Er sagte aus, er sei ein Zollbeamter aus Troppau, der zum

Besuch bei Freunden in Olmütz gewesen, und daß er, weil ihn Unwohlsein länger als er gewollt dort festgehalten, nun nach Hause eilen müßte; er bat daher dringend, ihn nicht aufzuhalten, denn wenn sein längeres Ausbleiben in Troppau bemerkt würde, so könnte er leicht deßhalb um seinen Dienst kommen. Der Richter war so sehr durch diesen Bericht von ihm eingenommen, daß er sich für völlig zufrieden gestellt erklärte, und eben im Begriff stand, ihn zu entlassen, als die Thür eines inneren Zimmers sich öffnete, und ein junger Mann eintrat, der dem Richter Papiere zum Unterzeichnen brachte; während dieser sich dazu anschickte, faßte der junge Mann Lafayette'n in's Auge, und flüsterte dem Richter in's Ohr: „Wer sagt Ihr, soll es sein? Das ist der General Lafayette, ich war gegenwärtig, als die Preußen ihn den Oesterreichern übergaben; er ist es, ich bin meiner Sache ganz gewiß." — Lafayette beschwor den Richter, ihn zu hören, der Richter entgegnete, Worte wären hier nutzlos, er müsse sich gefallen lassen, sogleich wieder nach Olmütz abgeführt zu werden. Entmuthigt und hülflos unterwarf er sich seinem harten Schicksal, und ward auf der Stelle nach Olmütz zurückgebracht.

Bollmann, dem es geglückt war, jeder Verfolgung zu entkommen, gelangte ohne Aufschub nach dem Orte, wo der Wagen auf sie warten sollte; da er diesen hier noch fand, und noch keine Spur von Lafayette, so fing er an, unruhig zu werden, und Böses zu ahnden. Er schickte den Wagen wieder fort, und ritt nun auf Umwegen weiter, immer noch hoffend, seine Freunde könnten auf einem anderen Wege entkommen sein; aber nirgends konnte er Auskunft bekommen, bis endlich am dritten Tage das Gerücht, Lafayette hätte entfliehen wollen, und sei wieder eingeholt, auch ihn erreichte, und all seinen Hoffnungen auf einmal ein Ende machte. Angstvoll beeifert, die Wahrheit zu erfahren, ging er nach Olmütz zurück. Hier hörte er bald das traurige Ereigniß, und auch, daß sein Freund Huger gefangen sei. In Verzweiflung, von dessen Unglück die erste Ursache gewesen zu sein, und fest entschlossen, alles mit ihm zu theilen,

übergab er sich freiwillig, und wurde als Gefangener auf das Schloß geführt.

Wir müssen den Leser bitten, von nun an seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf Huger zu beschränken, von dessen Leiden der Schreiber dieses besser unterrichtet ist, als von denen Vollmann's, da Huger ihm alles selbst mitgetheilt hat. Tags darauf als er festgesetzt worden, meldete ihm der Gefangenwärter, er möge sich auf ein Verhör vor der ersten Magistratsperson des Ortes vorbereiten. Er war angeschuldigt, an einer Verschwörung gegen die österreichische Regierung Theil genommen zu haben. Das Verhör wurde durch einen Dollmetscher vermittelt, einen jungen Mann von wohlwollendem Aeußeren, der Mitleid mit Huger's Lage zu fühlen schien, und der, wenn Huger solche Antworten gab, die dem Anschein nach seine Lage verschlimmern konnten, sie ihn immer wiederholen ließ und ihren Sinn zu mildern versuchte, sowie auch ihm immer versicherte, er hätte wohl dieses oder das ausdrücken wollen, und ihn bat, sich doch noch zu besinnen. Huger erkannte bald die gute Absicht, und entschloß sich, ganz der besseren Einsicht des jungen Mannes zu vertrauen.

Nach diesem und vielen darauf folgenden Verhören erklärte ihm der Richter, er hätte keine Gnade zu erwarten, und möchte auf das Aergste gefaßt sein. Diese Ermahnung, die ihm so oft wiederholt wurde, fing an, einigen Eindruck auf ihn zu machen, und, sich erinnernd, daß er in der Gewalt eines absoluten Herrschers sei, konnte er sich der schlimmsten Erwartungen nicht erwehren. Der Ort, worin er in Gewahrsam gebracht, war ein dumpfer Kerker, ohne Licht, die gröbste Kost seine Nahrung, Nachts wurde er angekettet, seine eigenen Kleider waren ihm genommen, und er mit solchen bekleidet worden, die schon mancher unglückliche Gefangene vor ihm getragen hatte. So verbrachte er die ersten drei Monate seiner Gefangenschaft. Nach dieser Zeit wurde er in ein besseres Gefängniß gebracht, das von einem Nebengemach ein spärliches Licht empfing, bessere Kleider und gesundere Kost wurden ihm gegeben, und seine Lage verbesserte sich auf alle Weise. Eines Tages überraschte ihn der Besuch seines jungen Freundes, des Dollmetschers Herrn W. Seine

Freude, endlich ein gütiges menschliches Antlitz zu sehen, war unbeschreiblich. Jener unterrichtete Huger'n, daß der österreichische Hof geglaubt habe, die Besatzung von Olmütz sei in die Verschwörung verwickelt gewesen; da man aber bis jetzt hiervon nicht das geringste Anzeichen habe, so sei man gesonnen, Bollmann und Huger den Prozeß zu machen, und man habe deßhalb nach Wien geschrieben, damit einige Rechtsgelehrte von dort die hiesigen Richter bei diesem Prozeß unterstützen möchten. Zum erstenmal erfuhr jetzt Huger das gänzliche Mißlingen ihres Plans, und daß Bollmann mit ihm unter demselben Dache sei. Bald entdeckte er sogar, daß dessen Gefängniß grade über dem seinigen liege. Von nun an wurde er viel milder behandelt, und der Gefangenwärter, der bis jetzt das tiefste Stillschweigen beobachtet hatte, ließ jetzt in seiner Strenge sehr nach, kam oft ihn zu besuchen, und obschon es ein Mann war, der nicht viel Worte machte, so unterbrach seine Gegenwart doch die Todtenstille, und Huger war glücklich, wenn er ihn eintreten sah.

Er machte nun vielfache Versuche, irgend eine Verbindung mit Bollmann sich zu ersinnen, und endlich gelang es ihm. Er bemerkte, daß dasselbe Fenster, welches ein erborgtes Licht in seine Zelle warf, zugleich auch Bollmann's Gefängniß erleuchtete. Er bröckelte ein Stück Kalk von der Wand ab, und kritzelte damit auf ein schwarzseidenes Tuch, welches er um den Hals trug, einige Worte; dieses band er an einen Stock fest, kletterte nun die Wand hinan, und hob den Stock so hoch als möglich an dem gemeinschaftlichen Fenster empor, bis es Bollmann's Aufmerksamkeit erregt hatte, welcher, nach vielen Anstrengungen, sich dessen bemächtigte, und bald eine Antwort, durch dasselbe Hülfsmittel, ihm zustellte. Entzückt, diese Verbindung gefunden zu haben, verging nun kein Tag ohne irgend eine Mittheilung. Dem jungen W. verdankten sie überdies noch manche Erleichterung ihrer Lage, denn durch einige Geschenke wußte er die Frau des Gefangenwärters für sie zu stimmen, die ihnen heimlich Bücher, Essen, Wein und wärmere Kleider verschaffte, und endlich auch ein Zusammenkommen der beiden Freunde bewerkstelligte; das erste war nur kurz; nach und nach jedoch wurde ihnen vergönnt, jeden Tag

einige Stunden mit einander zuzubringen. Die folgenden Zeilen sind der Auszug eines Briefes, den Huger damals an einen nahen Verwandten schrieb, und den wir, da er eine genaue Schilderung seiner Gefühle giebt, den Lesern nicht vorenthalten wollen.

„Es ist mir ebenso unbekannt, wie diese Sache mag dargestellt worden sein, als wie man überhaupt in jetzigen Zeiten über einen Versuch, Lafayette zu befreien, denken mag. Die Motive jedoch, welche mich veranlaßt haben, dazu mitzuwirken, dürfen nicht von denen beurtheilt werden, welches jedes Unternehmen nur von dem Erfolge oder dem Mißlingen desselben abhängig machen. Glauben Sie mir, es war weder leichtsinnig unternommen, noch unbedachtsam ausgeführt, sondern es mißlang durch Zufälligkeiten, welche keine Vorsicht hätte abwenden können .... Zu der Kränkung des Mißlingens gesellte sich noch das Elend eines Gefängnisses, welches jeden Begriff, den man in England davon hat, übersteigt. In einem engen Raume, gerade groß genug für ein Strohlager, acht Kreuzer zu meinem Unterhalte, Nachts am Fußboden angekettet, ohne Bücher und ohne Licht, so verbrachte ich die ersten drei Monate meiner Gefangenschaft. Nach dieser Zeit wurde meine Lage nach und nach besser; aber es war mir weder erlaubt, meinen Freunden zu schreiben, noch von meinen Ketten befreit zu werden, oder irgend den kleinsten Zusammenhang mit der Welt zu haben, bis vierzehn Tage vor meiner Befreiung. In solcher Lage kann nur die Ueberzeugung, nichts Entehrendes gethan zu haben, uns diejenige innere Befriedigung gewähren, und uns mit dem erforderlichen Muthe ausrüsten, welche nöthig sind, einen so raschen und entsetzlichen Wechsel des Glückes zu ertragen; aber es hat mir auch auf der anderen Seite die Gewißheit verschafft, daß, wenn man ein ruhiges Gewissen hat, man in keiner Lage der Welt ganz unglücklich sein kann. Die tägliche Gewohnheit versöhnt uns bald mit dem Anblick manches im Anfang widerlichen Gegenstandes; die Hoffnung verläßt uns nie gänzlich, und die Seele findet durch sie immer Beschäftigung. Mein Freund und Gefährte Bollmann war in demselben Hause, und unser Bemühen, eine Verbindung zwischen

uns möglich zu machen, gab uns angestrengte Arbeit. Durch die Schwierigkeit, zu unseren Wünschen zu gelangen, wuchs nur unser Eifer, und das kleinste Gelingen belohnte uns reichlich für tagelanges Versuchen und Mühen. — Eines Tages fand ich auch die Mittel, meine Ketten loszumachen, und ein unbeschreibliches Entzücken durchströmte mich. Der Sklave, dem sein Herr die Freiheit schenkt, kann nichts Aehnliches empfinden, denn ihn drückt das Gefühl der empfangenen Wohlthat; aber ein Mensch, der früher frei war, und dann seine Ketten zerreißt, hat die doppelte Genugthuung, Einmal seinen Feind zu bewältigen, und dann seine Befreiung nur sich selbst zu verdanken. Meine Freiheit war zwar nur in der Einbildung, denn ich war immer noch mit Mauern und Wachen umgeben; ich ließ mir von der Wirklichkeit meine Freuden aber nicht trüben, und ich glaube, ich war glücklicher in jenem Augenblicke, als viele Andere während ihres ganzen Lebens, und so ist meine lange Gefangenschaft denn nicht ganz trostlos oder ganz freudenleer gewesen."

Endlich nach sieben Monaten wurden sie unterrichtet, daß, die Kronfiskale angekommen, und bei der Untersuchung wurde nur die einzige Thatsache gegen sie angeführt, daß sie einen Versuch gemacht hätten, einen Staatsgefangenen zu befreien.

Nachdem dieses Faktum einmal festgestellt und erwiesen, wurden sie nach ihrem Gefängniß zurückgebracht, um daselbst ihr Urtheil zu erwarten, welches der oberste Richter fällen sollte. Jede Erleichterung wurde ihnen fortan gewährt. — Einige Tage vergingen, ehe sie ihren jungen Freund W. sahen, und als er kam, waren sie nicht wenig verwundert, von ihm zu hören, daß ihnen die Strafe lebenslänglichen Gefängnisses würde zuerkannt werden. Er tröstete sie jedoch, indem er ihnen den Wink gab, daß dieses strenge Urtheil, wenn sie nur auf irgend eine Art Geld herbeischaffen könnten, wohl gemildert werden dürfte, da der Richter die ausgedehnteste Vollmacht erhalten habe, und es ihm sogar freistände, ihnen alle Bestrafung gänzlich zu erlassen.

Vor allem bedurften die Gefangenen jetzt der Geldhülfe. Bollmann besaß kein Vermögen, und da Huger keinen Kredit

in Oesterreich hatte, so hätte es einer langen Zeit bedurft, ehe er sich einen Wechsel von London verschaffen könnte. Ihr Schutzengel W. versprach ihnen auch hierin alles Mögliche für sie zu thun. In der Nähe von Olmütz wohnte ein russischer Edelmann von den feinsten Sitten und dem wohlwollendsten Herzen; W. war innig vertraut mit ihm, und hatte schon früher dessen lebhaften Antheil für die Gefangenen erweckt, durch seine Hülfe diesen manche Erleichterung verschafft. Auch jetzt erbot sich der edelmüthige Mann, ihnen jede nöthige Summe vorzuschießen, und ihnen Reisegeld bis Hamburg zu geben.

Da nun hiermit die größte Schwierigkeit überwunden war, so war es nun an der Zeit, die Gesinnungen des Richters zu sondiren. Dies konnte W. leicht thun, da er als Dollmetscher in beständigem Verkehr mit ihm war. Er merkte bald, daß der Richter es nicht übelnahm, wenn er zu ihren Gunsten sprach und als er geschickt einfließen ließ, daß, die Freisprechung eine große Belohnung zur Folge haben würde, sah er an der gesteigerten Aufmerksamkeit, daß er weiter gehen könne. Hierauf kam es zu offenen Erklärungen. Der Richter machte zuerst eine ungeheure Forderung, die jedoch W. durch begründete Vorstellungen bald herabstimmte; das höchste, was die Gefangenen geben konnten, war 50 Goldstücke, der Richter bestand auf 100. Doch W. gab ihm zu bedenken, daß er durch Zögern seinen Vortheil ganz einbüßen könne, indem in Wien überall die wärmste Theilnahme für die Gefangenen thätig sei, daß für sie der englische und der amerikanische Gesandte ihren ganzen Einfluß aufböten. Nach längeren Verhandlungen gab der Richter endlich dem Anerbieten Gehör, und versprach seine Vollmacht ganz zu Gunsten der beiden Gefangenen anzuwenden. Die gedrohte Gefängnißstrafe wurde erst auf vierzehn Jahre verringert, dann auf sieben, dann auf Ein Jahr, dann auf einen Monat, und zuletzt auf eine Woche, nach deren Verlauf man sie aus dem Gefängniß entließ. Sie begaben sich sogleich zum Richter, um ihm für die Erleichterungen zu danken, welche er ihnen gestattet, und drückten ihm beim Abschiede die Hand, bei welcher Gelegenheit sie ihm das Bedungene überlieferten.

Es ist nicht zu erwarten, daß sie länger in Olmütz blieben, als nöthig war, um dem russischen Edelmanne ihren Dank abzustatten, besonders aber dem edlen W., dessen Güte sie jede Erleichterung verdankten, die ihnen im Gefängniß zu Theil geworden. — Lafayette blieb im Gefängniß bis zum Ende des Jahres 1797, wo er, nachdem zwischen Oesterreich und Frankreich Friede geschlossen, auf den Antrag des Generals Bonaparte freigelassen wurde.

Brief des Generals Lafayette an Herrn Huger.

(Dem englischen Herausgeber von Letzterem mitgetheilt.)

Hamburg. (Das Datum fehlt.)

Mein theurer Huger! Derselbe Freund, dessen Befreiung Sie so großmüthig unternommen, und dessen klopfendes Herz im Augenblicke, wo er dem Leben und der Freiheit wiedergegeben, sich Ihnen zuwendet, spricht hier zu Ihnen, und beeilt sich, Ihnen den Tribut seiner unaussprechlichen und gränzenlosen Dankbarkeit zu zollen. Was Sie für mich gethan, und wie Sie es gethan, knüpft mich auf ewig an Sie mit den Banden der Bewunderung und der Liebe. Ihre Leiden und Ihre Gefahren, die Sie mit so viel Kraft und Seelenstärke ertragen haben, fanden in mir nicht so viel Festigkeit, und inmitten der Schrecken und der Angst, von welchen man nicht erlaubt hatte mich zu befreien, von dem Tage Ihrer Gefangenschaft bis zu Ihrer Befreiung, war ich so grausam durch diese Vorstellung gemartert, daß es mir wahrscheinlich das Leben gekostet haben würde, hätte mich die gesegnete Nachricht Ihrer Befreiung nicht trotz der schändlichen Befehle, sie mir zu verschweigen, erreicht. Es würde vergeblich sein, wollte ich Ihnen meine Gefühle schildern. — Wie barbarisch hat man Sie behandelt, mein bewundernswürdiger Freund! ich fürchte sehr, das Ihre Leiden während Ihrer Gefangenschaft Ihrer Gesundheit geschadet haben könnten. Ich beschwöre Sie, mich von allem, was Ihr Wohlergehen

betrifft, und was mich so nah angeht, auf das Genaueste zu unterrichten. Ich wünschte, es wäre mir gestattet, die genauen Umstände unseres Unternehmens mit Ihnen zu besprechen, und den großmüthigen, aufopfernden Antheil, den Sie daran hatten, mit dankerfülltem Herzen anzuerkennen. Damals fortzueilen, ehe ich Sie zu Pferde sah, war unmöglich, und ich kehrte um, als ich durch Ihr Ausbleiben befürchten mußte, daß Ihnen etwas zugestoßen sei. Dann vermuthete ich wieder, daß Sie, während ich Sie gesucht, auf einem anderen Wege davon gekommen, und obschon ich einsah, daß es besser für mich wäre, das österreichische Gebiet zu verlassen, so hätte ich doch, wäre mir Ihr Schicksal bekannt gewesen, unmöglich meinen Weg fortsetzen können, und da ich es dennoch gezwungen that, so konnte ich es nicht bereuen, daß man mich wieder ergriff.

Sie wissen, daß zwölf Monate später meine Frau und Töchter meine Gefangenschaft theilten. Durch sie ward mir der Trost, von Ihnen zu hören. Sie wähnten, daß es ihnen erlaubt sein würde, Ihnen von Olmütz aus zu schreiben, und ich hoffte, durch sie Ihnen und Bollmann meine Dankbarkeit ausdrücken zu können. Wie groß unser Leidwesen war, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, da Sie gehört haben werden, daß selbst einige Zeilen, welche die Mutter ihrem Sohne zu schreiben wagte, und welche sie dem amerikanischen Konsul zuschickte, in Wien angehalten und ihr wieder zurückgeschickt wurden.

Meine beiden Freunde, Latour-Maubourg und Puzy, bitten mich, Ihnen den Ausdruck Ihrer Achtung und Liebe zu Füßen zu legen, welche sie bis zum letzten Athemzuge stolz sein werden für Sie zu empfinden.

Es war den 19. September, fünf Monate, nachdem die Feindseligkeiten aufgehört hatten, daß man uns freiließ. Dies war von Seiten Frankreichs gefordert worden am ersten Tage der Konferenzen zu Leoben, und Versprechungen wurden gemacht, aber nicht erfüllt, den wiederholten Anträgen wurde wiederholentlich ausgewichen. Endlich wurde mein früherer Adjutant, Louis Romin, von Bonaparte und Clarke nach Wien geschickt, um diesen Zögerungen ein Ende zu machen,

und obgleich wir kürzlich einige Vorschläge, welche man uns gemacht, zurückgewiesen hatten, so kam man doch überein, uns hierher zu bringen, wo wir in amerikanische Hände abgeliefert werden sollten, da man früher schon versprochen, uns zu vermögen, das deutsche Gebiet in zehn Tagen zu verlassen. Da aber die Gesundheit meiner Frau den Gedanken gar nicht aufkommen läßt, uns in einer so vorgerückten Jahreszeit einzuschiffen, so sind wir im Begriff, uns für den Winter auf dänischem Gebiete niederzulassen, wahrscheinlich in Holstein, welches, obgleich eine deutsche Provinz, doch dem Könige von Dänemark gehört, einem Freunde der Republik und einer sehr unabhängigen Macht.

Meine Gesundheit ist besser, als ich erwartet habe, und wenn gleich ich noch schwach und erschöpft bin, so werde ich mich doch bald erholen. Meine beiden Freunde, und besonders Puzy, sind angegriffener als ich; doch werden auch sie hoffentlich bald wieder hergestellt sein. Von unserer Dienerschaft ist einer in einem besorglichen Zustande; die anderen haben viel gelitten, sind jedoch auf dem besten Wege. Meinen Töchtern geht es ganz leidlich. Meine Frau ist seit fünfzehn Monaten in einem beklagenswerthen Zustande. Frische Luft und einige Bewegung hätten vielleicht ihr aufhelfen können, aber diese Erleichterungen wurden ihr fortwährend verweigert. Sie ist abgemagert und schwach. Das Uebel, welches früher in den Armen saß, hat sich nun in das eine Bein festgesetzt, glücklicherweise sind die inneren Theile befreiet geblieben, und nur die Extremitäten angegriffen. — Alle Aerzte stimmen darin überein, daß es ein Wahnsinn wäre, den Ozean zu durchschiffen, bevor sie einigermaßen hergestellt; und so sind wir denn im Begriff, gemeinschaftlich ein Lazareth zu bilden, und uns gänzlich darauf zu beschränken, unsere Gesundheit zu pflegen.

Sie sehen, mein theurer Freund, daß ich Ihnen das Beispiel gebe, recht umständlich zu sein, und ich hoffe, Sie werden mir nicht das Geringste verschweigen, was meinen Helden und Wohlthäter betrifft. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß die Freude an meiner Freiheit mir sehr durch die Nachricht verbittert worden, daß Mißhelligkeiten

zwischen der Republik und den Vereinigten Staaten ausgebrochen. Die genaueren Umstände sind mir noch gänzlich unbekannt, aber das weiß ich gewiß, daß nichts unpolitischer für beide Theile sein kann, und daß meine heißesten Wünsche darauf gerichtet sind, alles auf freundschaftlichem Wege beigelegt zu sehen. Dergleichen hätte gar nicht vorfallen müssen. Ich hoffe, es wird alles gut werden, wollte Gott, ich könnte dazu mitwirken!

Leben Sie wohl, mein theurer Huger. Grüßen Sie alle unsere Freunde in Ihrer Gegend der Vereinigten Staaten. Wann werde ich wohl des süßen Glückes theilhaftig werden, Sie wiederzusehen, um mir mit Ihnen alle Umstände zurückzurufen, die so ehrenvoll für Sie, so unschätzbar für mich sind, alle Umstände Ihres edlen, gütigen und bewunderungswürdigen Betragens bei dem großmüthigsten Unternehmen, von welchem ich je gehört habe! Wann werde ich Ihnen nur den kleinsten Theil meiner Ehrfurcht und Dankbarkeit ausdrücken können, die Ihr persönlicher Karakter, Ihre heldenmüthige Freundschaft, Ihre Aufopferung für mich, mir einflößen, und die mich auf ewig an Sie knüpfen mit allen Gefühlen, die ein von Dank und Liebe erfülltes Herz nur durchglühen können! Ihr ewig ergebener und dankbarer Lafayette."

1836.

Louise Herzogin von Bourbon.

Ein französisches Buch, in Barcelona während sturmvoller Kriegsjahre gedruckt, ohne namhaften Verfasser, nicht öffentlich ausgegeben, sondern nur in wenigen Abdrücken an Freunde verschenkt, und außerdem eines höheren, von den Richtungen der Zeitläufte ganz abgewendeten Inhalts, — ein solches Buch war gewiß bestimmt, ungekannt und unbeachtet an seinen Zeitgenossen vorüberzugehen. Die große Seltenheit, welche sonst wohl zum Anreiz wird, sogar Werthloses aufzusuchen, verbarg diesmal auch das Werthvolle wirklich, und entzog der ohnehin anders beschäftigten Aufmerksamkeit einen Stoff, auf den sie in manchem Betracht wohl hätte begierig sein können.

Nicht ohne freudiges Genügen, wie es der eifrige Sammler empfindet, dem ein langegesuchtes Stück endlich zu Theil geworden, seh' ich diesen litterarischen Schatz vor mir ausgebreitet, schon den Blicken ein Wohlgefallen, noch mehr aber dem forschenden Sinn, der in den merkwürdigen Inhalt vertrauter einzudringen strebte. Durch glückliche Sorgfalt eines Freundes ist jahrelangen fruchtlosen Nachfragen und Bemühungen endlich der Erfolg gewährt, und eine hohe und eigenthümliche Erscheinung, von der bisher nur einzelne Schimmer durchgedrungen, tritt in hellerem Lichte hervor, an welchem, ich zweifle nicht, manches Auge sich erfreuen, manches innere Gedeihen sich weiterbilden wird. In dieser Voraussetzung möge folgender Bericht und Auszug hier seine Stelle finden.

Der Titel des Buches, von dem die Rede ist, lautet,

wie folgt: „Correspondance entre Mad. de B... et Mr. R... sur leurs opinions religieuses DCCCXII.“ Der Druckort ist nicht angegeben, allein es steht außer Zweifel, daß derselbe Barcelona sei, Papier und Lettern bezeugen die spanische Ausstattung, und kleine Ungenauigkeiten und Irrungen des Textes die spanische Setzerhand. Zwei Bände, jeder gegen fünfhundert Seiten stark, dem Drucke nach in Oktav, dem breitrandigen Papier nach aber in Quart, lassen schon in diesem Aeußeren ein Werk erkennen, bei welchem buchhändlerische Rücksichten nicht vorwalteten. Nur wenige Abdrücke wurden genommen, und darauf die Formen zerstört. Einzig für einen engen Kreis gleichgesinnter Freunde bestimmt, konnten doch nicht alle Abdrücke so bewacht werden, daß nicht in der Folge einige auch in fremde Hand gerathen wären. Daher konnte die französische Zeitschrift „Chronique religieuse“ von dem Buche reden, die spanische Inquisition im Jahre 1819 davon Kenntniß nehmen, der Bischof Grégoire in seiner Histoire des sectes religieuses darüber Bericht geben. Schwerlich ist des Buches noch an anderen Orten, als diesen dreien, irgend gedacht worden.

Herausgegeben, und dem größeren und bedeutenderen Theile nach geschrieben, hat diese beiden Bände die Herzogin von Bourbon, eine Prinzessin, deren Name schon längst allen Freunden Saint-Martin's theuer und verehrt war, der sie als seine Freundin und Glaubensverwandte gepriesen hatte. „Zwei Wesen giebt es in der Welt — sagt er an einer Stelle — in deren Gegenwart Gott mich geliebt hat; und wiewohl eines dieser Wesen eine Frau ist (meine B.), so habe ich doch beide so rein lieben können, wie ich Gott liebe, und sie folglich in der Gegenwart Gottes lieben können“; ein Lob, welches, jemehr man darüber nachdenkt, an Bedeutung wächst, und in Saint-Martin's Munde zur unwidersprechlichen Bürgschaft wird, daß die schönste und reinste Blüthe höheren Menschenlebens in seiner Freundin erschlossen war. Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die äußeren Lebensumstände dieses eigengearteten Wesens, dem an geistiger Lieblichkeit und Stärke schwerlich viele aus so hohen weltlichen Sphären dürften gleichzustellen sein.

Louise Marie Thereſe Batilde, Tochter des Herzogs von Orléans, war geboren am 9. Juli 1750, und hatte als Prinzeſſin von Geblüt eine zwar ſorgfältige, aber zugleich beſchränkte und vorurtheilsvolle Erziehung erhalten, deren nächſter Zweck dahin ging, ihr vor der Welt ſoviel als möglich perſönlichen Glanz und Anſehen zu geben. Ihre Kenntniſſe waren mannigfach, ihr Geſchmack ausgebildet, und beſonders ihr Sinn für Muſik ſo erweckt und tüchtig, daß ſie in dem Alter von ſechzehn Jahren dem damals in Paris anweſenden neunjährigen Mozart ein von ihr geſetztes Rondeau zueignete, das in dem Leben Mozart's von Niſſen mitabgedruckt worden. Allein das von innerem Drange bewegte Gemüth bedurfte höherer Richtungen und Gegenſtände, und wandte ſich, nach ſchnell vorübergegangenem Anreiz der großen Welt und ihrer Leidenſchaften und Kämpfe, zu den Gebieten der Religion und der Wiſſenſchaft. Da ihr Geiſt jedoch beide in einem anderen Sinne nahm, als damals gewöhnlich war, ihre Frömmigkeit ſich ohne düſteren Eifer und dumpfen Wahn zeigte, ihre Forſchung nicht bei oberflächlichen Ergebniſſen dünkelhaften Witzes ſtehen blieb, ſo war ſie den Frommen wie den Weltgeſinnten unverſtändlich. Dem Aufſehen, welches ihre Geiſteswendung hätte machen können, entging ſie durch den natürlichen Hang, ihr Leben ſtill nach innen zu richten, und das Aeußere leicht aufzugeben oder harmlos hinzunehmen, indem ſie durch launige Heiterkeit den Widerſpruch ausglich oder milderte.

Es heißt, Kaiſer Joſeph der Zweite habe die liebenswürdige Prinzeſſin heirathen wollen, aber ſeine Mutter ſei dieſer Verbindung nicht günſtig geweſen. Ihre am 24. April 1770 erfolgte Verheirathung mit dem Herzoge von Bourbon, Sohne des Prinzen von Condé, war ohne beiderſeitige Neigung und Wahl erfolgt; in den Verhältniſſen der Königlichen Familie ſchien die Verbindung vortheilhaft, und man überſah dabei ſogar, daß der Herzog, um ſechs Jahre jünger als ſeine Gemahlin, gegen ſie faſt noch ein Kind war. Anfangs lebten beide jedoch in zärtlicher Eintracht, und dem noch nicht ſiebzehnjährigen Gatten gebar die Herzogin am 2. Auguſt 1772 einen Sohn, der den Namen Herzog von Enghien empfing.

Die Mutter litt achtundvierzig Stunden bei der Niederkunft, und sie selbst und das Kind schwebten in größter Gefahr, letzteres, ganz schwarz und kaum athmend, mußte durch Umschläge von Weingeist aufgereizt werden, und gab nun erst Lebenszeichen. Gleich darauf setzte ein Lichtfunken die weingeistgetränkten Tücher in Flammen, und nur die schleunigste Hülfe rettete den Prinzen, der aber wieder durch ein Entzündungsfieber noch längere Zeit tödtlich bedroht wurde. Diese Umstände und Vorgänge mußten auf das Gemüth und Gedeihen der Mutter trübend einwirken. In diese Zeit fiel zugleich der Anfang der Erkaltung der Entfernung, welche zwischen dem jugendlichen Herzog und seiner Gemahlin seitdem stets bemerklicher wurde.

Wer auf die Sitten und Einrichtungen damaliger Zeit, besonders aber auf das Leben der höchsten Klassen zurückblickt, der wird nicht erwarten, daß die Herzogin einen Ersatz des häuslichen Glückes, dessen Anlagen hier täglich deutlicher fehlen mußten, in der Sorgfalt für das Wohl und die Erziehung ihres Sohnes habe finden können. Die Mutter hatte dabei wenig zu sagen, noch weniger zu thun; in vorgezeichneten Bahnen ging alles seinen Weg, und eine Prinzessin von Geblüt hatte andere Obliegenheiten und Aufgaben, als Wärterin oder Lehrerin eines Kindes zu sein, welches im Ueberflusse der zu Hofämtern und Dienstehren gewordenen Anstalten und Fürsorgen grade der mütterlichen Pflege am meisten entzogen war. Wundern wir uns daher nicht, daß dieses Verhältniß weder im Leben der Mutter, noch in dem des Sohnes bedeutend hervortritt! Die nächstfolgenden Ereignisse konnten nicht dazu beitragen, die getrennten Richtungen zu verbinden, im Gegentheil mußten sie zwischen Mutter und Sohn die Fremdheit nur vergrößern, ohne daß diese doch jemals einen bestimmten Ausdruck erhalten hätte.

Wir finden von dem Leben der Herzogin während der nächstfolgenden Jahre wenig Bemerkenswerthes aufgezeichnet, einen Vorfall ausgenommen, der sie plötzlich zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit und Theilnahme erhob, welcher Auszeichnung sie doch gern entbehrt hätte. Gleichzeitige Berichte erzählen die Sache wie folgt. Auf einem der letzten

Maskenbälle des Karnevals von 1778 machte sich der Graf von Artois unter dem Schutze der Verkleidung den Scherz, die gleichfalls maskirte Herzogin mit empfindlichen und zuletzt unerträglichen Neckereien, zu denen ihn Fräulein von Camilhac, die er am Arme führte, stets heftiger aufreizte, so hartnäckig zu verfolgen, daß sie endlich wissen wollte, wer sich dergleichen erlaube, und eine Bewegung machte, dem Gegner die Maske etwas zu lüpfen; allein dieser wollte nun seinerseits die kleine Maske, welche der Herzogin kaum zur Hälfte das Gesicht deckte, herunterreißen, wobei er so ungestüm verfuhr, daß die Maske, die gut befestigt war, zerbrach, und die Herzogin auf der Wange leicht geritzt wurde. Anfangs wollte sie die ganze Sache verschweigen, aber der Graf von Artois rühmte sich seiner Ungezogenheit, und schnell verbreitete sich das Geschehene nun am Hof und in der Stadt; bei dem Aufsehen, das hiedurch entstand, konnte die Herzogin nicht umhin, ihre Beschwerden durch den Prinzen von Condé und durch ihren Vater den Herzog von Orléans bei dem Könige anbringen zu lassen. Ihr Bruder, der Herzog von Chartres, benahm sich bei diesem Anlasse feig und gemein; er sagte, sie sei weder seine Frau noch Tochter, so brauche er sich in ihre Angelegenheiten nicht zu mischen. Der Herzog von Bourbon aber wollte für seine Gemahlin als Ritter auftreten. Der König befahl Versöhnung, und die Königin suchte diese wirklich herbeizuführen, allein vergebens. Die öffentliche Meinung verurtheilte allgemein den Grafen von Artois, und besonders alle Frauen, welche bisher diesen Prinzen vergöttert hatten, erklärten sich heftig gegen ihn und für die Herzogin, deren Sache als die des ganzen weiblichen Geschlechts angesehen wurde, und hiemit fast alle Stimmen für sich hatte. Das allgemeine Geschrei und das Gebot der Ehre zwangen am Ende den Grafen von Artois, dem ausdrücklichen Befehle des Königs entgegen, sich am 16. März im Gehölz von Boulogne dem Herzoge von Bourbon zum Zweikampfe zu stellen. Nachdem sie fünf oder sechs Minuten gegen einander gefochten, erhielt der Graf von Artois eine kleine Schramme am Arm, wenigstens hieß es so, die Sache wurde für beendigt erklärt, und die beiden Gegner speisten darauf ganz fröhlich

zusammen. Der Graf von Artois schrieb sodann an den König, und bat für sich und den Herzog gleiche Verzeihung, er selbst aber eilte zu der Herzogin in das Palais Bourbon, und machte ihr in der edeln und anmuthigen Weise, die ihm natürlich war, die vollgültigsten Entschuldigungen. An demselben Tage war Abends die erste Vorstellung der Irene von Voltaire, und die ganze glänzende Welt von Paris und Versailles, die Königin selbst mit dem ganzen Hofe, wohnten dem Schauspiele bei. Kaum erschien die Herzogin von Bourbon in ihrer Loge, als das ganze Haus von Beifall und Jubel erschallte, der sich beim Eintritt ihres Gemahls und Ritters noch zu verdoppeln schien. Aber auch der Graf von Artois wurde wegen seines letzten Benehmens mit Beifall empfangen, vielleicht nur deßhalb weniger allgemein, weil ein Theil der Zuschauer von dem Ausgange noch nicht unterrichtet war. So erwuchs für die Herzogin aus dem anfänglichen Aergerniß der schönste Triumph und der Vorfall schien sie mit ihrem Gemahl nur näher zu verknüpfen.

Allein dieser letztere Gewinn mußte sich bald als Täuschung erweisen. Der Herzog hatte nur dem äußeren Antriebe der Ehre gehorcht, und weder sein eignes Auftreten, noch das schmeichelhafte Bezeigen der Welt, konnte ihm neue Gefühle für seine Gattin geben. Ihm erschienen die sechs Jahre, um welche diese älter war, fortwährend als ein drückendes Uebergewicht, und er wollte sich mehr und mehr dieser Einwirkung entziehen. Er gerieth immer tiefer in den Strudel eines Weltlebens, das uns in zahlreichen Denkschriften genug geschildert ist, um hier keiner näheren Erörterung zu bedürfen. Ungezähmter Leichtsinn und leidenschaftliche Willkür brachten steigende Mißverhältnisse hervor, die endlich bewirken mußten, daß die Herzogin von ihrem Gemahl förmlich getrennt wurde. Sie konnte auch diesmal ihr Geschick nur hinnehmen, nicht selbstständig dasselbe bestimmen oder ordnen. Dies geschah im Jahre 1781.

Aus dem Jahre 1783 giebt die Baronin von Oberkirch, geb. Freiin von Waldner, in ihren Memoiren von ihr folgende Schilderung: „Sie war nicht schön, aber anmuthig, lebhaft und munter, von leidenschaftlicher, großherziger Gemüthsart.

Sie glich mehr der Familie, in die sie geheirathet hatte, als ihrer eignen, und sagte öfters selbst: „Ich bin ganz eine Condé, und habe keine Spur von den Orleans in mir.“ — Sie ist nachgiebigen, unentschlossenen Sinns, nie ihrer eignen Wünsche sicher, daher leicht durch Andere bestimmt, aber auch hierin wandelbar. Sie ist gutmüthig, doch nicht hingebend, selbst mit denen nicht, die sie am meisten liebt. Sie ist schüchtern, und obschon es ihr keineswegs an Geist fehlt, doch bisweilen ganz unfähig zum Gespräch. Sie sagt oft, daß sie alles gesehen, gelernt, geliebt hat, und alles überdrüssig ist. Diese schwermüthige Stimmung ist nicht ihre ursprüngliche, denn wenige Frauen besitzen mehr Hülfsmittel im eignen Innern. Sie liebt Zurückgezogenheit, in Gesellschaft weniger Freunde; sie liebt die schönen Künste, die Wissenschaften, ist dem Wohlleben dabei nicht feind. Sie mahlt, spielt die Harfe, und ist voll Theilnahme für die Lehren Lavater's und Mesmer's. Sie hat großen Wissensdrang, aber keine Lerngeduld. Welche Eigenschaften sie von einem Freunde verlangt, ist ihr selbst nicht klar, sie kann sich mit Personen von ganz entgegengesetzten Grundsätzen, Gewohnheiten und Richtungen einlassen. Sie bestreitet niemands Meinungen, noch dringt sie ihre eignen auf. Sie hat eine graziöse und eigenthümliche Denkweise, durch die ihr Gespräch — wenn sie sprechen mag — sehr reizend und angenehm wird. Sie verabscheut das Laster, und meidet Personen von verderbten Sitten. Seit der Trennung von ihrem Gemahl hat sie mystische Ideen von hohem Schwung angenommen, und ihre politischen Meinungen sind demokratische geworden, — seltsam genug für eine Prinzessin solchen Hauses. Doch ist es denen, die ihr näher stehen, begreiflich genug, denn sie nimmt alles leidenschaftlich, und geht leicht von einem Aeußersten zum anderen.“ Die Schilderung ist für eine Person, welche von Natur unfähig war, der Herzogin tiefstes Wesen zu erkennen, sprechend genug, und läßt manches durchblicken, was sie nicht zu deuten weiß.

Zwietracht und Widerstreit herrschten auch sonst in der Königlichen Familie, und verursachten Unruhen und Schwankungen zu einer Zeit, wo mehr als sonst festes Zusammenstehen

nöthig gewesen wäre. Die politische Gährung wurde stets bedenklicher, und als im Jahre 1789 die Stürme der Revolution losbrachen, zeigte sich die Auflösung am erschreckendsten in der Nähe des Thrones selbst. Der König hatte guten Willen, der aber auf keiner Seite durchgreifen konnte, dem Eifer der Königin fehlte Einsicht und Klugheit, die Brüder des Königs trennten sich von ihm feindlich, der Herzog von Orléans trat als entschiedener Gegner auf, und förderte die Revolution aus allen Kräften.

Die Herzogin von Bourbon, in ihrer stilleren Weise wenig beachtet und dadurch um so freier, hatte sich inzwischen ganz dem Hange hingegeben, den sie für die tiefere Erkenntniß der Glaubenswahrheiten fühlte. Ihr schwungvoller und kräftiger Geist war in das Gebiet mystischer Wissenschaft gedrungen und bald in deren Geheimnisse völlig eingeweiht. Sie hatte schon im Jahre 1778 den Theosophen Martinez Pasqualis und seinen edlen Schüler Saint-Martin kennen lernen, und in letzterem einen geistigen Führer und Freund gefunden, der in ihr fortan auch getrennt immer gegenwärtig und wirksam blieb. Wir dürfen wohl sagen, kein edleres Geschenk habe der Himmel für den Menschen, als daß er sich ihm mittelst einer seelenverwandten Persönlichkeit offenbare. War auch die beiderseitige Freundschaft nicht zu solchen feurigen Empfindungen gesteigert, zu denen Frau von Guion und ihr Freund Lacombe oder später Fénélon sich erhoben, so bestand doch eine höhere Gemeinschaft und Innigkeit, welche über Zeit und Leben hinaus schon den Felsenboden der Ewigkeit erreicht.

Die Zahl der Mystiker und Theosophen war in Frankreich damals nicht gering, die Art aber sehr verschieden; neben dem wunderbaren Martinez-Pasqualis und dem stillsinnigen Saint-Martin zeigten sich andere, zum Theil seltsam verzerrte Gestalten, die sich in abentheuerlichen Schwärmereien ergingen; unklare Naturwirker, wie Mesmer, begabte Gaukler, wie Cagliostro, fanden sich ein, Betrug und Wahnsinn ergriffen dieselbe Richtung, in welcher Unschuld und Weisheit strebten. Diese Mischung des Hohen und Niedrigen, des Verehrungswerthen und Verwerflichen, bleibt niemals aus, wenn irgend

eine große Geisteswirkung vorschreitet, und der gemeine, gehässige Sinn unterläßt dann auch nie, das Gute und Würdige nach dem Schlechten, das sich ihm anhängt, zu beurtheilen und nach diesem zu benennen. Kein Wunder, daß auch die Herzogin von Bourbon diesem Schicksal nicht entgangen ist! Ihre Gegner, deren sie in der französischen Oberflächlichkeit und Spottlust viele haben mußte, später aber auch in dem heftigen Partheigeiste der Revolution nicht wenige bekam, sind bemüht gewesen, jene ganze Richtung als eine Verirrung und Lächerlichkeit zu bezeichnen. Selbst der einsichtigere Grégoire enthält sich kaum dieses Urtheils, dem nur das viele Gute, welches er aus den Schriften wörtlich beibringt und redlich genug anerkennt, noch glücklich widerspricht.

In dem Wesen der Herzogin fand sich eine wunderbare Mischung von Eigenschaften, an deren wechselnder Erscheinung die gewöhnliche Welt irr wurde. Dieselbe Frau, welche in einfachster Weise lebte, jeden Morgen, zu Fuß oder in einem unscheinbaren Miethswagen und nur von einer Kammerfrau begleitet, in Dachstuben und Kellern nothleidende Kranke aufsuchte, um ihnen reiche Gaben zu spenden, konnte daneben ihre Freude daran haben, einen neuen Strohhut zu erfinden, und in Mode zu bringen. Die Schüchterne, bei geringen Anlässen plötzlich Verlegene, nahm sich nicht nur lebhaft der hochbegabten, doch in Betreff der Sitten keineswegs tadelfreien Schauspielerin Raucourt an, sondern war unerwartet auch dreist genug, bei der Aufführung einer Oper von Rameau, in der ein Sänger Moreau von dem ungünstigen Publikum mißhandelt wurde, diesen öffentlich in Schutz zu nehmen; er hatte die Versammlung angeredet, und da dies noch übler aufgenommen wurde, so rief er in größter Traurigkeit: „So muß ich denn in's Gefängniß!" Da konnte die Herzogin, vom Mitleid zu Thränen gerührt, sich nicht halten, und rief laut aus ihrer Loge: „Nein, nein! nicht in's Gefängniß!" Sie hatte wenigstens die Befriedigung, daß das Publikum augenblicklich umgestimmt war, erst ihr mit Entzücken Beifall klatschte, und dann dem Sänger, der nun ermuthigt ihn auch ganz verdiente; sie sandte dem Glücklichen am anderen Tag noch einen kostbaren Ring zum Andenken. Solche Züge ge-

wannen ihr die öffentliche Meinung; schon daß sie den Hof mied, wurde ihr hoch angerechnet. Ihr liebebedürftiges Herz suchte vergebens nach Gegenständen, denen es sich hätte anschließen, wo es hätte Erwiederung finden können. Ihr Gemahl hatte sich von ihr abgewendet, ihren Bruder konnte sie nicht achten, ihren Sohn nur selten sehen, so daß sie ihn jedesmal mit schmerzlicher Bewegung entließ, und ihm mit Thränen sagte: „Geliebtes Kind, vergiß deine Mutter nicht!" Als ihr Vater gestorben war, rief sie leidenschaftlich aus: „Er allein liebte mich! Wen soll ich nun lieben?" Die Theilnahme an Mesmer's, an Puységur's magnetischem Wirken, an den mystischen Lehren Saint-Martin's beschäftigte ihren Geist; ihr gutmüthig leichter Sinn widerstrebte dem Zuge des herkömmlichen Tagelebens nicht; doch ihr tiefstes Innere konnte nur durch religiöse Erhebung befriedigt werden.

Die Herzogin bekannte sich zur katholischen Kirche, allein sie unterschied die Wahrheiten des Christenthums von den Satzungen der Priesterschaft. Durch den Zustand der Religion, deren Diener in Ruchlosigkeit und Finsterniß versunken waren, mußte eine erleuchtete Frömmigkeit allerdings in Betreff der Lehren und Wege, die sie lieber in kindlichem Glauben angenommen und befolgt hätte, zu eigner Prüfung und Wahl hingedrängt sein; in diesem Sinne wird das Verderbniß der katholischen Kirche, wo dasselbe nicht den Glauben zerstört, jedesmal eigenthümliche Selbstleitung hervorrufen, die sich mehr oder weniger den protestantischen Richtungen nähern muß, sofern diese überall anzunehmen sind, wo Glauben und Geistesfreiheit einander nicht ausschließen. Wie sich die Herzogin hierin verhielt, wird später aus ihren eignen Aeußerungen erhellen, wir bemerken einstweilen die Thatsache, daß ihr guter Sinn nothwendig mit einem Zustand entzweit sein mußte, der nach allen Seiten nur Ausartung zeigte und einer verzerrten todten Gestalt den Werth anmaßte, dessen Ausdruck nur die lebendige sein konnte!

In dieser Stellung und Stimmung fand der Beginn der Revolution unsere Freundin; viele der anfänglichen Hoffnungen durften auch ihren Sinn, wie den so vieler edeln Männer und Frauen, ansprechen und verlocken, und großmüthig willigte

sie ihrerseits in die Opfer, welche das Gemeinwohl auch von ihr fordern konnte. Ihr eigner Bruder, der Herzog von Orleans, dessen Absichten und Schwächen damals noch einen Anschein trugen, der ihre künftige Gestalt nicht ahnden ließ, verwandte seinen Einfluß und seine Hülfsmittel für die Sache des Volks. Als die Unruhen stiegen und die Gewaltthaten sich häuften, denen zu entgehen die meisten Mitglieder der Königlichen Familie, und mit ihnen ein großer Theil des Adels und der Geistlichkeit auswanderten, gehörte die Herzogin von Bourbon zu den wenigen Personen ihres Ranges, welche das Vaterland nicht verlassen und ihr Geschick auf keine Weise von dem seinen trennen wollten. Sie konnte freilich hiebei nicht vorhersehen, welche Schrecknisse und Gräuel ihr noch zu erleben sein würden, noch wie tief und hart sie selber von den ungeheuersten Schlägen mit betroffen werden sollte. Allein nur allzuschnell entwickelten sich die Ereignisse, und bevor ein Ueberblick des neuen Zustandes zu fassen, neues Wählen und Entschließen möglich war, lag das Königthum zertrümmert, schmachteten König und Königin im Kerker, und drohte grausamer Tod ihnen selbst wie allen ihren Anhängern, zu denen jetzt auch schon ihre Gegner, die ersten Freiheitsfreunde gerechnet wurden.

Die Rolle des Herzogs von Orléans in diesen Vorgängen wurde mit jedem Tage unglücklicher und entsetzlicher. In ihm lebten nicht die Grundsätze, welche ein höheres Heil zu erringen hofften, und um des Zieles willen den schrecklichen Weg nicht achteten; auch hatte weder sein Geist das Maß, noch seine Seele die Kraft, in der Verirrung innezuhalten, und Unwürdiges lieber zu leiden als zu thun. Als ein willenloses Werkzeug ließ er sich in den Strudel fortreißen, und er, dessen Ehrgeiz früher nach der Krone gestrebt, mußte bald ihn darein setzen, mit der rothen Mütze der Jakobiner auf dem Haupte den nahverwandten König zum Tode verurtheilen zu helfen, und für sich selbst jedem früheren Range und sogar dem eignen Namen zu entsagen. Die Herzogin von Bourbon sah mit Gram und Angst den Bruder in diesen Abgrund sinken, dessen Schmach ihn doch der forttobenden Volkswuth nicht entzog. Er hatte den Namen Citoyen

Egalité angenommen; der Schwester, welche in ihrer Zurückgezogenheit und Stille dem Eifer des Tages nicht entging, und nicht mehr Bourbon heißen durfte, wurde zugemuthet, nach dem Beispiele ihres Bruders gleichfalls einen neuen Namen zu wählen. Die Sache war ihr so lächerlich als schmerzlich, und mit guter Laune, die ihr fast in allen Lagen verblieb, äußerte sie, daß sie dann am liebsten Citoyenne Vérité heißen möchte, aber als solche wohl am wenigsten würde geduldet werden. Man nannte sie wirklich so, und der Name blieb ihr, ohne sie jedoch zu schützen. Dem angeklagten Bruder folgte bald auch die Schwester in's Gefängniß nach, und wenn nicht ebenso auf das Blutgerüst, so schwebte sie doch geraume Zeit in dieser Gefahr.

Es bezeugt eine große Geisteshelle und Seelenstärke, daß die Herzogin durch diese Folge von Erschütterungen in ihren ursprünglichen Ansichten und Bekenntnissen nicht wankend wurde. Sie hielt an dem Christenthume fest, wofür sie jeden Augenblick den Tod erleiden konnte, und verwarf doch eben so wenig die Revolution, wiewohl eben daher Tod und Entsetzen auf sie eindrang. Sie fuhr fort, in jedem Ereignisse die göttliche Fügung zu verehren, welche überall, auch durch Leid und Strafe, nur Segen und Heil bereite. In Betreff dieser Ansichten ist ein kleiner Aufsatz merkwürdig, welchen die Herzogin gleich im Jahre 1789 entworfen, aber, wie der Schluß erkennen läßt, in späterer Zeit beendigt hat. Wir theilen ihn als ein Beispiel freier Selbstverläugnung mit, die sich in solcher Sphäre nicht häufig finden dürfte.

„Religiöse Gedanken über die französische Revolution."

„Das Vaterland eines wahren Christen ist der Himmel; folglich müssen seine Gedanken ihn stets dahin zurückleiten, und seine Urtheile von einer tieferen, das heißt göttlichen, Wahrheit ausgehen, nicht von den politischen Wahrheiten. Ich verstehe nichts von diesen letzteren, beschränkt wie ich bin an Geist und noch mehr an Kenntnissen."

„Die Vorurtheile haben in mir den inneren Sinn nicht

verdunkelt, den jeder Mensch in sich fühlen würde, wenn die Begier alles zu genießen, was an diese Welt knüpft, denselben in ihm nicht fast erstickt hätte."

„Ich bin mehr abgewendet als mancher Andere von der Welt, durch den Zusammenfluß der unglücklichen Ereignisse, die ich erduldet habe, demgemäß auch geeigneter, einfache und jener tieferen Wahrheit entsprechende Ideen zu empfangen. Die wesentliche Verschiedenheit zwischen den Ansichten der Menschen, und dem Benehmen Gottes in Betreff ihrer, besteht darin, daß jene wünschen hienieden glücklich zu sein, und daß Gott sie ewig glücklich machen will. Sie wissen nicht, was erfordert wird, um das große Werkzeug des Weltalls zu dem Ergebniß hinzuleiten, welches so viele Menschen als möglich, indem es sie gut und tugendhaft macht, für die Seligkeit gewinnen soll, und sie wollen nach ihrem engen und theilweisen Hinblicke die Ereignisse dieser Welt beurtheilen, welche insgesammt nichts anderes sind als Mittel, deren sich die Gottheit bedient, um jenen Zweck zu erfüllen."

„Ich maße mir nicht an, die Gerichte Gottes zu kennen, noch in seine Weisheit einzudringen, aber das unermeßliche und gewaltige Gebild, das sich vor den Augen meines Geistes entfaltet, wenn ich die geistliche Regierung der Seelen überdenke, erfüllt mich so mit Staunen und Schauder, daß ich darauf die politischen Gesetze als Kinderspiele ansehe, denn sie können die Laster und die Verbrechen nur zwingen sich zu verbergen, und ändern nicht das Herz des Menschen. So kann ich denn auch nicht der Meinung dessen sein, den ich vom Volke redend sagen hörte: „Man kennt nicht die Gefahr, den Bodensatz eines großen Gefäßes aufzurühren." Ist die Vergleichung richtig im rein moralischen und politischen Sinne, — denn, in der That, man weiß nicht, bis wohin eine so starke Kraft, als die eines von seinen Leidenschaften gelenkten Volkes ist, ihre Anordnungen steigern kann, — so dünkt mich das Gleichniß doch falsch, wenn Gott es ist, der das Wasser läutert, und der, indem er darauf einwirkt, alle Theile desselben flüssig macht."

„Ich kann mich daher nicht freuen, wenn ich annehme, daß die Laster nur betäubt sind, und daß sie im Grunde der

Herzen ruhen wie der Schlamm zu Boden eines Gefäßes, sondern im Gegentheil, ich bin voll Hoffnung, wenn ich mich überzeuge, daß das Wasser von Gott aufgeregt ist, und die begonnene Wirksamkeit alle Verderbniß daraus scheiden wird."

„Ich hänge keiner Regierungsform mehr als der anderen an: in allen walten Menschen, folglich Laster und Tugenden. Da mein wahres Vaterland himmlisch ist, so sehe ich meine wahren Landsleute überall, wo ich Wesen finde, die sich einzig mit der Sorge beschäftigen, möglichst sicher dort anzukommen und je mehr ich den Weg dorthin geebnet und gebahnt sehe, desto mehr empfind' ich Freude deßhalb. Wie Stacheln und Dornen erscheinen mir die Ehren, die Reichthümer, die Vorurtheile aller Art, welche die Menschen verblenden, und sie verhindern, die sanfte Stimme der Wahrheit zu hören, indem ihre Ohren durch den immerwährenden Lärm betäubt sind, den jenes wilde Gemisch um sie her verursacht. Ich fühle mich, sag' ich, beseelt von einem Hoffnungsstrahl, wenn ich zu sehen glaube, daß Gott sich derselben Arbeiten, mit welchen die Menschen ein Werk errichten, auch zu dessen Zerstörung bedient, sobald dieses weder rein ist noch der höchsten Weisheit gemäß. Sie sind zu sehr verderbt, zu weit von der Wahrheit ab, als daß sie auf sanfte und überredende Weise zu ihr zurückgeführt werden könnten; Gott muß sich der Bösen bedienen, die in seiner Hand zu Werkzeugen werden, wie die scharfen Messer in der Hand eines geschickten Wundarztes, um denen Hülfe zu bringen, die noch heilbar sind."

„Das Siechthum Frankreichs war um so mehr tödtlich, als dasselbe schon bis zum Herzen gedrungen war, womit ich die Unordnungen meine, welche bei den Dienern selber der katholischen Religion herrschten. Wir müssen also erwarten, daß durch göttliche und für Menschenaugen unsichtbare Behandlung Gott mittelst seines immer gleichen Wirkens dahin gelange, das verdorbene Fleisch zu verzehren, und die Wunden zu schließen, welche die Menschen sich selber schlagen; er läßt sie zu diesem Zwecke durch ihr eignes Unglück die Erfahrung gewinnen, daß nur er allein es ist, der sie für immer glücklich machen kann, und daß in ganzem Umfange die er-

abene Sittenlehre zu befolgen ist, welche er in seinem Evangelium orgeschrieben und in unsere Herzen gegraben hat, damit wir ihn anbeten, wie er angebetet sein will, im Geist und in der Wahrheit."

„Wenn die armen Menschen noch lange zögern, diesen öchsten Willen zu erkennen, und wenn sie nur mehr und mehr sich in den Irrthum versenken, daß politische Gesetze inreichen um so vielen Uebeln abzuhelfen, so ist es wohl nöglich, daß Gott ihnen noch schrecklichere Plagen sendet; ber auch diese werde ich stets als von einer väterlichen und rbarmungsvollen Hand geleitete sehen, welche niemals schlägt, ls um zu verzeihen, und welche den unschuldigen, unter ihren Streichen erliegenden Opfern reiche Vergeltungen bereit hält. Genug, wo ich das Wirken eines gegen den Verbrecher erzürnten Gottes sehe, da sehe ich auch das eines gerechten nd erhaltenden Gottes; stets aber will ich lieber die bessernde Strafe als das Vergessen eines Vaters erleiden, der bewundernswürdig selbst gegen seine undankbaren Kinder verfährt."

„Das unermeßliche und gewaltige Gebild, ich wiederhole s, seiner göttlichen Weisheit in Regierung der Seelen, erlegt meinem Geiste Schweigen auf, und verbietet mir die Handlungen zu richten, welche jene Weisheit in dem weiten Plan hrer Barmherzigkeit befiehlt oder zuläßt. Ich beschränke mich also darauf, inbrünstig für diejenigen zu beten, die mir der göttlichen Gnaden am bedürftigsten scheinen, ohne daß ich einen Tadel auszusprechen, noch ein voreiliges Urtheil über Ereignisse zu fällen wage, die vielleicht im Zusammenhange und Plan der Vorsehung Gottes unerläßlich, für meine zu beschränkte Geistesfähigkeit aber unbegreiflich sind."

„Diesen Worten Jesu Christi nach: „Seid unterthan der Obrigkeit, gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist"; und: „Wisset, daß ich sanft und demüthig von Herzen bin, und daß man zum Himmel eingehet nur durch mich, denn ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"; hab' ich also gefolgert: Wenn man nur durch Jesus Christus in den Himmel gelangt, so muß man ihm gehorchen, ihm ähnlich werden, seine Vorschriften durchdenken, sie zur Regel der Handlungen machen, und nach

seinem Beispiele das Kreuz tragen; wenn er sanft und demüthig von Herzen ist, so muß man sich erniedrigen, gehorchen, leiden, um ihn nachzuahmen und ihm zu folgen; wenn er befiehlt, den Obrigkeiten unterthan zu sein, so muß man gegen jede Art von Macht, die uns regiert, die Unterwerfung in allem beobachten, was nicht gegen die göttlichen Gesetze ist."

„Diese wohldurchdachten Maximen, lange Zeit durch meinen Geist ergründet und in mein Herz gegraben, welches schon der Welt überdrüssig kein anderes Glück mehr suchte, als das kein Mensch ihm rauben konnte, diese Maximen, in Verbindung mit meinen beschränkten Kenntnissen, welche mir nicht gestatteten darüber zu urtheilen, welches die beste Regierungsform sei, — diese Maximen, sag' ich, waren die unwandelbaren Regeln meiner Empfindungen und meines Benehmens; überdies, in die Welt durch meine Geburt zum Befehlen, durch mein Geschlecht zum Gehorchen gestellt, und also nach freiem Willen zu wählen verstattet, habe ich geglaubt in meinem Vaterlande bleiben und mich den verschiedenen Gewalten unterwerfen zu müssen, die nach einander auf dem Schauplatz erschienen sind, ohne daß ich zu prüfen suchte, ob ihre Regierung weltlich die rechte sei, und ihre Gesetze gut. Gott erlaubt, daß sie die Oberstelle einnehmen, dies genügt mir, sie darin zu ehren, denn Jesus Christus hat nicht besonders gesagt, man solle sich den rechtmäßigen Gewalten unterwerfen, sondern überhaupt den Gewalten."

„Geboren in Ueberfluß und Größe, sah ich mir durch die Revolution die Mittel dargeboten, mich zu erniedrigen, ich habe sie mit Beeiferung als christliche Frau ergriffen."

„Jesus Christus hat Wehe gerufen den Reichthümern, ich habe mit frohem Genusse mir das wegnehmen sehen, was mich von der Mitte des Lebens entfernen konnte."

„Schon empfange ich innerlich den Lohn meiner Opfer durch den ungestörten Frieden, den ich seit jenem Augenblick in mir besitze, ungeachtet aller Prüfungen, durch die ich gegangen bin."

„Zwar legt man meine Handlungen und meine Empfindungen ganz anders aus; doch was liegt daran, daß

man mich, wenn ich gut handle, übel beurtheilt, daß man mich meiner Freiheit beraubt, daß man mich Demüthigungen und tausend unverdiente Leiden erdulden läßt, — ist das nicht jenes Kreuz, welches man nothwendigerweise tragen muß, um auf den Spuren unseres Herrn zu wandeln und in das Reich der Himmel einzugehen? Der große Gesetzgeber, dessen Gesetze ich zu befolgen trachte, wird mir eines Tages alles Erlittene anrechnen, und dieser Tag ist nie fern für das längste Leben, wenn man dasselbe mit einer Ewigkeit vergleicht. Alsdann werden diejenigen, die mich beurtheilt haben, die Wahrheit erkennen ihrer oder meiner Grundsätze, und welche von beiden das vollkommenste und dauerndste Glück sichern."

Man kann diesen Ansichten mancherlei entgegenstellen, man kann sie besonders als nur hingeworfen tadeln, denen ein strenger Zusammenhang und erweisende Schlußfolgerung fehlt, allein die wahre Meinung der Schreiberin zeigt sich in ihnen klar genug, und man wird den eigenthümlichen Geist anerkennen, so wie die Gesinnung ehren und bewundern müssen, die sich darin aussprechen.

Die Herzogin, welche gezwungen worden war Paris zu verlassen, wurde in Marseille verhaftet, wo sie bis zum Jahre 1796 in Gefangenschaft blieb; eine Art von halber Freiheit, die für sie dann eintrat, gestattete ihr nicht gleich den Aufenthalt in der Hauptstadt, und sie lebte nun einige Zeit in Moulins, bis sie endlich nach Paris zurückkehren durfte. Jedoch gleich im folgenden Jahre erließen die Gewalthaber der französischen Republik die Verfügung, daß keinem Mitgliede der Familie Bourbon der Aufenthalt in Frankreich erlaubt sein sollte. Der Herzogin wurde angezeigt, sie habe sich zur Abreise zu bereiten; das Land, wohin sie geführt werden sollte, war Spanien. Gleichzeitig erhielten andere bisher verhaftete, oder beaufsichtigte Personen dieselbe Bestimmung, und ein ganzer Zug von Deportirten setzte sich in Bewegung nach der spanischen Gränze hin.

Hier kehren wir nun zu dem Buche zurück, welches in diesen Reisetagen den Anlaß seiner Entstehung gefunden, und seinen ferneren Inhalt, der sich bald mit den wichtigsten Gegenständen befaßt, dem eben so aufrichtigen als anmuthigen Bericht über jene Wanderung anschließt.

Der erste, gleichsam zur Einleitung dienende Abschnitt ist überschrieben: „Voyage tragique et tendrement burlesque", und beginnt mit der Abfahrt, deren Schilderung wir in den Hauptzügen wiedergeben.

„Zwei Matronen, aus ihrem Vaterlande wegen Staatsrücksichten ausgewiesen, nahmen Platz in einer großen Reisekutsche, welche mit Paketen angefüllt, und übrigens in so schlechtem Zustande war, daß die Räder zum Theil mit Stricken zusammengehalten wurden. Eine Kammerfrau saß auf dem Rücksitz, und neben ihr ein junger Mann, der von der Behörde beauftragt war, diese Fuhre bis über die Gränze zu geleiten. Man brachte noch immer neue Pakete, die man nach allen Seiten aufthürmte, bis schon gar kein Raum mehr zu freier Bewegung war, und als endlich gar nichts mehr angebracht werden konnte, mußten die drei Frauen mit Bedauern noch manches ihnen Werthe zurücklassen."

„Es war Nacht, so daß man sich gegenseitig nur bei dem Schimmer einer fast erlöschenden Kerze sehen konnte, mit der man auf dem Hofe zum Herbeibringen der Pakete leuchtete. Nachdem unsere guten Damen von allen ihren Freunden und Dienstboten schmerzlich Abschied genommen, setzten sich die Wagen — denn es waren deren mehrere zu derselben Fahrt vereinigt — in Bewegung, und unsere armen Matronen, in Thränen gebadet, und von tiefstem Schmerz erfüllt, sahen sich aus ihrem unglücklichen Lande und aus den Armen ihrer theuersten Freundinnen fortgeführt."

„Lange Zeit dauerte das Schweigen, und wurde nur von Seufzern oder Thränen unterbrochen. Der Begleiter sprach kein Wort, und hielt sich in seiner Ecke, ohne daß er sich zu regen wagte. Als aber der Frühschimmer die Gegenstände zu erhellen anfing, bemerkten die guten Damen (nicht ohne einige Zufriedenheit), daß ihr Begleiter ein junger Mann von blonden Haaren war, und aus dessen blauen Augen nur

Sanftmuth blickte. Als man sich wechselseitig betrachtet und die drei Matronen (denn ich kann wohl auch die Kammerfrau so nennen, da sie, wiewohl einige Jahre jünger als die Herrschaft, schon über vierzig und Mutter von acht oder zehn Kindern war), also die drei Matronen sich überzeugt hatten, daß dieser junge Mann nicht von der blutdürstigen Art sei, die nur Mord und Zerstörung athmet, begannen sie ihm einige Höflichkeit zu erweisen. „Sind Sie nicht sehr beengt durch all' diese Pakete? — fragte ihn die minderbejahrte der beiden Damen, — man könnte sie vielleicht anders ordnen?" — Ich bitte, achten Sie darauf nicht, antwortete der junge Mann, indem er den Kopf vorbeugte, — ich bin so ganz gut. — Darauf sah man nach der Uhr, welche Stunde es sei, dann betrachtete man das Feld, auf welches die ersten Strahlen der Sonne vergoldend fielen. Aber weil man sich noch fremd fühlte, und unsere armen Reisenden von den traurigsten Gedanken erfüllt waren, so unterbrach man das Schweigen nur selten einmal durch irgend eine Redensart, die nicht viel sagen wollte. Jedoch stellte man Beobachtungen an, und fällte im Stillen sein Urtheil, was man von einander zu denken habe. So verging der erste Tag."

„Im Gasthof angekommen, wo unsere guten Damen nur Ein Zimmer hatten, unterhielten sie sich einige Zeit von ihrem unglücklichen Schicksal, und jede beklagte dasselbe nach ihrer Weise; dann aber fiel das Gespräch ganz natürlich auf den jungen Mann, der sie begleitete. Die ältere, welche unverheirathet und noch ganz jungfräulich war, deren lebhaftes Aussehen und runde Formen aber genug Lebensfülle verriethen, sagte zur Anderen: „Ich glaube wir haben da einen kleinen Pinsel mit uns, denn er spricht kein Wort"; — die Andere, scharfsichtiger, oder vielmehr nur aufmerksamer auf alle Regungen ihrer Nebenmenschen, versetzte: „Ich bin dieser Meinung nicht, und halte ihn für klug, grade weil er nicht gesprochen hat", — welches die Kammerfrau mit einem Kopfnicken bestätigte."

„Diese zweite Dame, klein und mager, hatte wenig verführerischen Anschein, nur hübsche braune Augen und ein ausdrucksvolles Gesicht. Betrachtete man sie, so konnte man

sie wohl für fähig halten, bisweilen noch das Feuer der Jugend sich in ihr wiederbeleben zu fühlen, trotz langwierigen Unglücks und einer aufrichtigen Frömmigkeit, die man ein wenig mit der Exaltation ihres Kopfs und ihres Herzens verknüpfen wollte, welches letztere niemals durch die eheliche Liebe völlig befriedigt worden war. Ich spreche nur von dieser, schweigen wir vom Uebrigen. Sie war damals untadlich, das ist mir genug, und Geschwätz veracht' ich." —

„Nun muß ich noch die kleine Kammerfrau kürzlich beschreiben, die ihrer Herrin beigestimmt hatte, als diese gesagt, der junge Mann sei nicht dumm. Diese Frau war in ihrer Jugend sehr reizend gewesen, ihre Züge waren noch jetzt von großer Feinheit, ihr Wuchs niedlich, ihre Arme rund und voll, alles wohlgeeignet ein liebebedürftiges Herz einzunehmen. Man denke sich nun die Figur, welche diesen drei Frauen gegenüber ein junger Mann von zwanzig Jahren machen mußte; während eines Monats in demselben Wagen, und genöthigt alle seine Bewegungen möglichst zurückzuhalten! Doch enden wir diesen zweiten Tag."

Der Leser wird schon erkannt haben, daß in dem Bilde der kleinen und jüngeren Dame unsere Herzogin sich selber geschildert hat, und zwar mit der heiteren Billigkeit, die sich gar wohl die Wahrheit sagt, aber deßfalls auch Günstiges nicht verläugnet. Sie fährt nun fort, in kleinen, bezeichnenden Zügen die Sonderbarkeit eines so zufälligen und doch unausweichlichen Verhältnisses hervorzuheben, und erzählt die langsamen, schüchternen, aber ungestörten Fortschritte einer Bekanntschaft, welche für beide Theile täglich als unentfliehbares Lebenselement wiederkehrte. Für Personen anderen Standes wäre die Lage nicht so ungewöhnlich noch neu gewesen; die Abentheuer jeder Postfahrt, eines Badeaufenthaltes, konnten Scherz und Ernst bunter zusammenmischen; für Prinzessinnen aber, mit denen hier in dieser Art zum erstenmal das Leben keine Umstände machte, mußte gerade das sonst Gewöhnliche den Reiz des Sonderbarsten haben, und es war sehr natürlich, daß inmitten verzweiflungsvollsten Unglücks, welches hier Personen des höchsten Ranges traf, das Uebergewicht des früheren Zustandes nicht völlig erlosch, und ein geübter

Gesellschaftsgeist, — in galantem Scherz, höfischer Sicherheit und steter Theatereinwirkung aufgewachsen —, auch in diesem Falle neben dem Trauerspiel die sich darbietende Improvisation eines kleinen Liebhaberstücks harmlos nicht ablehnte. Hiebei wäre wenig zu bemerken, dergleichen Spiel seltsamer Anlässe und Vorgänge bietet jede reichere persönliche Lebenserfahrung dar, nur daß meist das eigentlich Sprechende solcher Art als privates Geheimniß verschwiegen und verloren bleibt, so fern nicht ein Dichter es erfaßt. Die größere Merkwürdigkeit ist hier demnach die Lust und Offenheit, mit welcher die Herzogin, als seltene Ausnahme, das vertraulich Erlebte zu beschreiben wagt. Wir dürfen auch hiebei die Freiheiten und Scherzweisen, welche der Hof und die Nation in ihre höchste Bildung aufgenommen hatten, nicht übersehen, und müssen uns zugleich alles dessen erinnern, was die französische Litteratur von jeher in solcher Art dargeboten.

„Der junge Mann, welcher von Staats wegen die Damen zu begleiten hatte, war wie schon erwähnt etwa zwanzig Jahr alt, sanft und fein, von guter Erziehung; er hatte bei dem ersten Kriegsrufe für die Freiheit die Waffen ergriffen, mehrere Feldzüge mitgemacht, und endlich eine vierzehnmonatliche Gefangenschaft erduldet; geschwächt und noch leidend von so frühen Drangsalen, sollte er sich für jetzt schonen, und war deßhalb für den gegenwärtigen Ehrendienst ausersehen worden. Die Jugend in ihm errang bald ihre Rechte wieder, und stellte sein blühendes Ansehen her. Aber seine Bescheidenheit und Scheu waren so groß, daß bei der geringsten Berührung, in welche der Wagen ihn öfters unerwartet mit den Damen brachte, er sogleich erblaßte, sich beschämt in die Ecke drückte, und nur verstohlen aufzublicken wagte. Jedoch in der täglichen und wachsenden Gewöhnung nahm er dergleichen bald leichter, und indem das Zutrauen sich mehr und mehr anschloß, wurde aus dem scheuen Beauftragten der Republik ein munterer, sehr naiver und fast kindischer Gesellschafter, den die um so viel älteren, aber gefühlvollen und aufmerksamen Damen nun auch ihrerseits als einen Freund und in vielen Dingen sogar als ein wirkliches Kind behandelten, ohne doch sein eigentliches Alter darum zu vergessen.“

Nach mehreren Bemerkungen und Schilderungen, in welchen die wechselseitigen Beziehungen sich deutlicher entwickeln, wird einer kleinen Fußwanderung gedacht, zu welcher die Damen, bei dem langsamen Fahren und den schlechten Wegen, sich gern bereit fanden. Sie sollten in Brive la Gaillarde übernachten, und waren etwa noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als sie ausstiegen, um diese Strecke zu Fuß zurückzulegen. Doch wir geben die weitere Erzählung mit den eignen Worten:

„Es wurde schon dunkel. Der artige Führer bot der jüngeren der beiden Matronen seinen Arm an, die ihn auch wegen des Schmutzes auf der Straße und wegen der Löcher, in die sie zu fallen fürchtete, gern annahm, denn Vorsicht ist löblich, und besonders am Abend. Das Wetter war mild, der Mond ergoß seine Silberstrahlen auf das Feld und verschönte alle Gegenstände durch sein sanftes Licht. Der junge stützende Gefährte der guten Dame, welcher sich vielleicht in diesem Augenblick einer der herrlichen Entzückungen freute, die man so oft in der Jugend beim Anblick einer schönen Nacht und der ruhenden Natur empfindet, sagte zu ihr: „Ich werde lange Zeit an Brive la Gaillarde denken, keine Stadt ist mir je reizender vorgekommen, und diese wird fernerhin mein Vergleichungspunkt für alles Angenehme sein: ich werde mir sagen: Bei Brive la Gaillarde war es schöner.“ Der Dame entging nicht, daß er auf seine gegenwärtigen Bezüge anspielen wollte, und sie antwortete lächelnd: „Sie sehen den Ort bei der Dämmerung, morgen zeigt die helle Sonne ihn vielleicht anders.“ Der junge Mann richtete ohne Zweifel dergleichen galante Reden auch an seine anderen Reisegefährtinnen, wenn der Zufall ihm Gelegenheit bot, sie unter vier Augen zu sprechen, oder ihnen den Arm zu geben. Aber davon ist nichts zu meiner Kenntniß gelangt, denn Aufrichtigkeit und Einfalt sind nicht gleicherweise in allen Seelen; übrigens war jedes als Frau gekleidete Wesen für unseren guten Jüngling ein Gegenstand der Anziehung, und ich glaube eine behaubte Katze hätte ihm für einen Augenblick den Kopf verrücken können, falls ihm nicht andere Gestalten zur Vergleichung vor Augen gewesen wären. Seine Naivetät in

diesem Betreff, und die Bemerkungen, zu denen das Zusammensein schon veranlaßt hatte, erregten öfters die Lustigkeit der Wagengesellschaft, besonders aber der kleinen Matrone, der nichts entging, und die es jedesmal wahrnahm, wenn die Empfindsamkeit des jungen Mannes eine neue Richtung nahm, welches gewöhnlich drei- bis viermal im Tage sich ereignete. Sah sie von fern eine Stadt, so fragte sie ihn neckend, ob ihm diese nicht angenehmer schiene als Brive la Gaillarde, und dann lachten beide hell auf, woran genug zu erkennen war, daß sie einander verstanden, und daß die früheren Beobachtungen nicht getäuscht hatten."

„Gleichwie die Sonne fortschreitend vom Aufgange zum Niedergange den ganzen Tag die ihren brennenden Strahlen ausgesetzte Erde erhitzt, eben so suchte unser feuriger Jüngling vom Morgen bis zum Abend die halberfrornen Herzen der drei guten Damen zu erwärmen, mit denen er sich den ganzen Tag eingeschlossen fand. Diese sinnreiche Anspielung war schon ausgesprochen, als die Blicke unseres jungen Mannes in aufmerksamer Betrachtung des Profils der kleinen Kammerfrau betroffen wurden, und die ältere Matrone sagte dabei, in das Feld hinaus blickend: „Ah, die Sonne neigt sich zum Niedergang!" Er faßte den Scherz gleich auf, und lachte wie toll. Eine zufällige Berührung seines Ellbogens mit dem der Kammerfrau schien elektrisch zu wirken und ihn so zu begeistern, daß er einige Verse mit Zartheit herzusagen begann, worin die Worte vorkamen: „Ja, dein Profil entflammet mich!" Die Kammerfrau, wohl sehend, daß sie gemeint sei, zog schweigend ihre Tabacksdose hervor, und bot ihm sogleich eine Prise; denn ein Herz ist ja nicht von Erz, wie ehrbar und zurückhaltend es auch sei, und man weiß wohl, daß alles dienen muß, wenn die Sprache, aber nicht das Gefühl stumm ist. So war bald keine unscheinbare Handlung, keine zufällige Bewegung mehr, die nicht etwas zu sagen, zu bedeuten haben mußten. Für unsere Beobachterin war nichts komischer, als alle die kleinen Listen der menschlichen Empfindsamkeit, die niemand einzugestehen wagt, aber jeder wohl bei seinem Nebenmenschen bemerkt oder doch zu bemerken glaubt. Unsere kleine Matrone jedoch machte sich

dergleichen zum Vorwurf, und wollte sich in dieser Art nichts erlauben; sie hätte den Anderen eben solche Zurückhaltung gewünscht, als sie selber seit vielen Jahren sich auferlegt hatte; aber der Versucher ist so schlau, die Jugend so verführerisch, und die gegenwärtige Gelegenheit so fortgesetzt, daß ich nicht zu behaupten wage, sie habe die Würde ihres Alters während dieser grausamen Reise nicht etwas aufgegeben, und nicht auch bisweilen die Tugendstrenge, deren sie damals sich rühmte, bei Seite gesetzt."

„Der junge Mann, so muthwillig als zärtlich, suchte jede von uns besonders zu bereden und glauben zu machen, sie allein sei es, und keine ihrer Gefährtinnen, die ihn beschäftige. Jüngere, als unsere Matronen, hätten sich vielleicht durch dieses Spiel täuschen lassen, aber ich glaube nicht, daß man billiger Weise sich dessen beschuldigen könne." —

Doch wir tragen Bedenken, unsere wörtlichen Auszüge fortzusetzen, wobei wir dem guten Willen der Leser bei allem Vertrauen doch vielleicht allzuviel zumuthen müßten. Solcher kleinen, von idyllischem Reiz erfüllten, und keineswegs bedeutungslosen Vorgänge, die an manche Schilderung in Rousseau's Bekenntnissen erinnern, und an Zeichnung und Wärme ihnen nicht nachstehen, werden nach und nach mehrere dargestellt, und mit freier Munterkeit behandelt. Als ein Wunder wird der Wagen erwähnt, der in seinem jämmerlichen Zustande täglich die schlechtesten Wege durcharbeitete, und dabei trefflich hielt, ohne auch nur eines neuen Nagels zu bedürfen. Die heftigsten Stöße und Rucke, die öfters die Gesellschaft gegen einander warfen, dienten ihr zur Belustigung, und man meinte, ein guter Engel müsse für den alten Kasten besondere Sorgfalt haben, daß er nicht bei solchen Anlässen zusammenbreche. Die Herzogin rief im Schrecken immer den Engel Michael zu Hülfe, und da der junge Mann diesen als seinen Schutzpatron bekannte, so kam man überein, ihn selber als guten Engel zu bezeichnen, welcher Namen ihm dann, auch bei den ernsthaftesten und traurigsten Dingen, und bis in die spätesten Jahre, verblieb. So natürlich und unschuldig war der Ursprung dieser Anrede, welche der Unverstand in der Folge mißdeuten und als Unschicklichkeit auslegen wollte,

wie selbst Grégoire zum Theil noch thun möchte! Es kann nicht genug wiederholt werden, daß dergleichen individuelle Lebensäußerungen nur in ihrer eignen Sphäre anzuschauen und zu würdigen sind.

Führen wir aber auch einen großen Theil des in dieser Erzählung Auffallenden und Bedenklichen zu dem Gewöhnlichen zurück, das sich aus dem gemeinsamen Elemente des Zeitalters, der Nation und des Standes hervorgegangen zeigt: immer bleibt noch genug übrig, um diese Produktion auf dem Gipfel der Seltsamkeit zu erhalten, und sie als eine der reizvollsten, wunderlichsten, in spielender Anmuth ernsthaft gehaltreichsten zu bezeichnen.

Denn das Eigenthümlichste derselben ist, daß aller Scherz und alle Laune, die sich in der Sache wie in dem Vortrag finden, nur gleichsam die muntern Wellen sind, nicht nur der Anlaß und das Mittel, sondern sogar der Stoff selber, woraus die höchsten Erörterungen und der reinste Gewinn sich erheben. Mit der Heiterkeit und Laune ist die tiefste Frömmigkeit vereint, die hier unter solcher Hülle lebendiger und kräftiger wirkt, als unter der eines finstern Ernstes möglich wäre, der ohnehin nur immer eine niedere Stufe andeutet.

Der junge Mann hatte gleich von Anfang neben der Munterkeit, die seinem Alter natürlich war, sowohl die besten Gesinnungen überhaupt und einen aufrichtigen Hang zur Tugend, als auch eine so innige Liebe zu seiner Mutter gezeigt, daß man ihm auch jedes andere Gute zutrauen durfte. Die Herzogin benutzte diese günstige Gemüthsart, um von den Gegenständen mit ihm zu sprechen, von denen sie stets erfüllt war, und die allein ihr wahrhafte Beschäftigung gaben. Die Wahrheiten der Religion ihm aufzuschließen, sie wenigstens ihm zu nähern und seinen Geist für sie zu bereiten, wurde ihr gleich Bedürfniß, und dieser Aufgabe widmete sie fernerhin mit seltener Beharrlichkeit den besten Eifer. Die verschiedensten Ansichten standen sich hier entgegen, und wurden freimüthig ausgetauscht. Der junge Mann bekannte sich als franken Deisten, dem das Christenthum ein leidiges Pfaffenwerk war, und nur in seiner reinen, von den Bekennern aber un-

aufhörlich entstellten und verläugneten Moral noch Werth hatte; in den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts war er wohlbelesen, und trug deren Meinungen mit Geläufigkeit vor. Dies erweckte jedoch keinen Unfrieden, und wenn im Widerspruche der Ernst die Freundlichkeit doch zu verscheuchen drohte, so führten Scherz und Neigung sie immer leicht zurück.

Indem wir dieses ganze Verhältniß uns lebhaft vorzustellen suchen, werden wir unwillkürlich auf die Bemerkung geleitet, daß fromme Innigkeit, je sicherer und reiner sie ist, um so leichter in kindliche Tändelei und spielenden Muthwillen übergeht, besonders wenn in zarten Gemüthern eine vornehme und feine Bildung fortwirkt; auf solche Weise sehen wir Fénélon und Frau von Guion einen vieljährigen, fast kinderhaften Briefwechsel führen, Zinzendorf in seinen Liedern bis in's Alberne verfallen, Saint-Martin frommen Witz aussprechen; auch sonst mag Lieblichkeit und Wärme des Herzens oft keine andere Aeußerung finden, als in Lustigkeit und Possen, wie dies an der edlen Gräfin Agnes Stolberg sichtbar war, von der Goethe sagt: „Durchaus spielt sie die Stelle des Engels Grazioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht einen Calderon, den Meister dieses Fachs, in Verwunderung gesetzt hätte?" Den Ausdruck „Engel Grazioso" sprechen wir für unsere Herzogin bestens an, und fänden für deren Verhältniß und Benehmen vielleicht noch ein glücklicheres Gleichniß, wenn wir die Einzelheiten des Umganges der Fräulein von Klettenberg mit dem jungen Goethe aufweisen könnten.

In der That ist es schon auffallend genug, was Goethe von seiner frommen Freundin erzählt, daß er sie durch seine Zweifel und Widersprüche niemals erzürnt habe, und sie wegen seines Seelenheils in völliger Ruhe gewesen sei. Ganz in derselben Weise verhält sich unsere Herzogin gegen den jungen Deisten und Freigeist, und was er auch sagen mag, die für sie frevelhaftesten Aeußerungen nimmt sie gelassen auf, versucht sie als Irrthümer darzulegen, und Güte und Zuversicht für den Irrenden bleiben unerschüttert.

Freilich war sie auch selbst in dem Falle, solcher Nachsicht vielfach zu bedürfen, und ein strengkirchlicher Katholik würde ihren Glauben in vieler Beziehung mangelhaft gefunden haben. Doch für den jungen Deisten kam dergleichen nicht in Betracht, für ihn war sie die von dem Erlösungswerk innigst überzeugte und heiß durchdrungene Christin, und als solche ein Phänomen, wie ihm bisher nicht begegnet war.

Eine veränderte Anordnung des Reisezuges, welcher sich auf vernachlässigten Straßen, bei Pferdemangel, durch Unsicherheit der Gegenden, und selbst wegen absichtlicher Zögerungen der Reisenden nur langsam fortbewegte, trennte unerwartet unsere Damen von ihrem jungen Begleiter, und da er mit einem Theile der Wagen zurückbleiben mußte, so wußte man nicht, ob man ihn je wiedersehen würde. Die zwei Tage voll Trauer, Unruhe, Besorgniß und Verlangen, welche in der Ungewißheit verstrichen, ließen schneller, als es das fortdauernde Zusammensein gekonnt hätte, die Empfindungen reifen und aufbrechen, welche man gegenseitig im Stillen für einander nährte. Als der junge Mann am dritten Tage wieder seinen früheren Platz einnahm, war auf beiden Seiten die größte Befriedigung sichtbar. Hiezu kam, daß die Herzogin den jungen Mann schon als ihren geistlichen Pflegebefohlenen betrachtete. Sie hatte ihn bei einer traurigen Erzählung in leidenschaftliche Rührung ausbrechen sehen, und sogleich die heißesten Gebete zum Himmel aufgesandt, daß sein Herz in diesem Augenblicke durch heiligende Gnade berührt werden möchte, die ihn zu Gott führen könnte. Sie empfing überzeugende Beweise, daß ihr Gebet erhört worden, und fühlte sich nun nur desto inniger angezogen, für die Rettung dieser Seele ferner thätig zu sein. In Perpignan, wo der Zug der Verwiesenen einige Tage verweilen mußte, und schon die bevorstehende Trennung auf unsere Reisenden betrübend einwirkte, nahmen auch die religiösen Unterhaltungen eine höhere Stimmung an. Die Herzogin hatte schon einige Tage früher unter dem Titel: „Ideen über den Menschen" für ihren guten Engel einen besonderen Aufsatz niedergeschrieben, den jener hier schriftlich beantwortete. Der Gegensatz trat auf das schärfste hervor, die Entfernung zwischen beiden Theilen

schien unermeßlich, und das nahe Scheiden nahm schon jede Zeit und Gelegenheit der Erörterung.

Allein die zarte Neigung und das vertrauliche Wohlwollen, welche in beiden Herzen Wurzel geschlagen, hielten nur fester die Seelen verbunden, in welchen die Ueberzeugungen noch so weit aus einander lagen. Die letzten kleinen Vorgänge und Begegnisse, durch welche die Gemüther jene Neigung schon offener bekannten, und in denen das Vorgefühl der nahen Trennung dem früheren Scherz nun auch etwas leidenschaftlichen Ausdruck beimischte, lassen wir die Herzogin wieder selbst erzählen:

„Am Tage vor der Abreise, als unsere Reisenden mit den Beamten der Regierung zu Tische saßen, ließ einer derselben das Bild seiner Geliebten herumgehen, die sehr hübsch, aber etwas hoch in Farbe war; unsere kleine Matrone, nachdem man aufgestanden war, sagte dem guten Engel diese Bemerkung, und als er darauf erwiederte, der Mahler habe die Person gewiß in einem Augenblick aufgefaßt, wo das Feuer der Liebe für ihren Freund sie entflammte, so versetzte sie lachend: „Gewiß, das ist es, aber mir, ich gesteh' es, sind die Wangen lieber, die sich entfärben." Bei diesem Worte stützte er die Hand gegen die Mauer, an der er stand, und wurde blaß wie der Tod. Unsere arme Fromme fühlte aber zu spät, daß sie eine Unvorsichtigkeit begangen. Erröthete sie? erblaßte sie? ich weiß es nicht. Aber wie sich benehmen bei solch unvorhergesehenen Umständen? Thun als bemerke man nichts, und für ein andermal die Uebereilung der Zunge besser zügeln! Dies that sie auch, und gelobte sich es für die Zukunft; wiewohl zu schweigen, wenn man gewohnt ist laut zu denken wie die Kinder, nicht so leicht ist, als man glauben könnte."

„Tages darauf waren alle ihre Reisegefährten mit den Beamten der Regierung ausgegangen, und die kleine Matrone mit dem guten Engel allein geblieben, der sie sogleich fragte, was sie vorzunehmen wünschte. Obgleich das Wetter nicht besonders schön war, meinte sie doch, ein Spazirgang um die Stadt würde ihr angenehm sein. „Wollen Sie", fragte er, „sie auf den Wällen umgehen?" — Recht gern! — Sie

gingen. Aber sie nahm nicht seinen Arm wie in der Nähe von Brive la Gaillarde. Die Kammerfrau mit einer anderen Dame der Gesellschaft befand sich gerade auf einer Terrasse, und als sie jene beiden in der Ferne kommen sah, klatschte sie ihnen mit den Händen zu; Leser, wenn du scharfsinniger bist als ich, so wirst du mir den Grund sagen, ich hab' ihn nicht errathen können."

„Als unsere beiden Spazirgänger um die Stadt herum waren, schlug der junge Mann der Dame vor, ihren Gang noch etwas zu verlängern und den botanischen Garten zu besuchen, welches angenommen wurde. Aber unser gute Fromme war sehr müde, und setzte sich an einer ziemlich ländlichen Stelle, wo sie die Berge und den Untergang der Sonne sehen konnte. Der gute Engel setzte sich neben sie, und hier unterhielten sie sich bis zur sinkenden Nacht, wie leid es ihnen sei, nur auf so kurze Zeit einander gekannt zu haben, und nun sich trennen zu müssen, um sich vielleicht nie wiederzusehen. Sie kamen überein, daß man durch einen Monat, so zusammen verlebt, täglich vom Morgen bis zum Abend, einander besser kennen lerne, als durch mehrere Jahre im gewöhnlichen Lebensgange, und wirklich darf ich glauben, daß zwischen beiden eine wechselseitige, sehr zärtliche Beziehung, wie zwischen Sohn und Mutter, sich hätte bilden und fortsetzen können, wäre die durch die Umstände gebotene Trennung nicht so bald eingetreten."

„Während dieser lieblichen Unterredung kam die Nacht heran, und die kleine Matrone erhob sich rasch, indem sie sagte: „Aber es ist schon beinahe dunkel, und wir müssen zurückgehen." Als sie im Gasthof anlangten, trafen sie die ganze Gesellschaft versammelt, die von dem langen Spazirgange mit dem guten Engel denken mochte was sie wollte. Am anderen Tage ging die Reise weiter, aber da man sich nun der Gränze näherte, wo man sich trennen mußte, so war alles traurig, und unsere armen Damen fühlten nur heftiger den Schmerz, ihr Land und ihre Freundinnen zu verlassen, jemehr der verhängnißvolle Augenblick, der sie völlig davon scheiden sollte, näher kam. Alles nahm nun für sie eine trübe und schwermüthige Färbung an."

Zuletzt erbat der junge Mann noch die Erlaubniß, bisweilen ein schriftliches Wort an die Herzogin den Briefen einzulegen, die er an eine andere Dame von der Gesellschaft würde zu schreiben haben. Dies wurde mit Vergnügen angenommen, und auch die Erwiederung zugesagt. Als unsere Matronen nun wirklich ihren Begleiter verloren hatten, fühlten sie die größte Leere und Traurigkeit. Bald aber wurden sie durch ihre christliche Philosophie aufgerichtet und getröstet. Besonders die Herzogin ergab sich der Gelassenheit, indem sie mehr und mehr der Welt abzusterben strebte, und diesen mystischen Tod als das größte Heil pries. Mit dem Ausdruck innigen Verlangens nach diesem Heil und einem in gleichem Sinne dem Leser gewidmeten Segenswunsche schließt sie ihren anmuthig seltsamen und in seiner Art einzigen Reisebericht. —

Nun folgen die Briefe, deren vom Jahre 1799 bis 1812 hundert und vierzehn mitgetheilt sind.

Die Herzogin war in Barcelona glücklich angelangt, von den spanischen Behörden mit größten Ehren aufgenommen, und bewohnte ein artiges Haus von herrlicher Lage, fast unter den Kanonen der Festung. Sie führte hier ein sehr eingezogenes Leben, und beschränkte sich fast nur auf den Umgang einiger Schicksalsgenossinnen. Besonders wollte sie keinen Franzosen sehen, da sie von den Landsleuten aller Partheien bisher nur Verdruß und Verläumdung erfahren hatte. Das Gegentheil des Hasses und der Bitterkeit, in welchen die meisten Emigrirten befangen waren, zeigte sich eine Sanftmuth und Ergebung, die das Unglück ihrer Lage milderten, aber freilich auch wieder zum Vorwurf gegen sie dienen mußten. „Wozu war ich reich und Prinzessin, sagte sie, als um desto mehr verpflichtet und fähig zu sein zum Wohlthun? Ich würde mich jetzt in meiner Armuth sogar glücklicher fühlen, als in jener Zeit, wenn ich nur im Stande wäre, meine Schulden jeder Art, besonders aber die der Dankbarkeit gegen meine Umgebung, abzutragen.“ Die ihr ausgesetzten Jahrgelder stockten bald, und sie war genöthigt, sich öfters die dringendsten Bedürfnisse zu versagen, um nur einige Hülfsmittel für Nothleidende zu erübrigen, denen sie persönlich

zu nahen pflegte, mit Gaben, mit Krankenpflege, mit Tröstungen. „Ich bin gar nicht unglücklich, sagte sie, besonders seitdem ich meinen Marstall nun in Ordnung habe, und beim Spaziren meine schwachen Füße schonen kann.“ Was sie, nach altem Sprachgebrauch, ihren Marstall nannte, bestand aber in einem einzigen Esel, und ihr Spaziren nur in Armen- und Krankenbesuch. In ähnlicher Weise klein und dürftig war ihre ganze Einrichtung.

Sie gedachte ihres Sohnes mit wärmster Zärtlichkeit, hoffte stets ihn wiederzusehen, machte sich die lieblichsten Bilder von ihrer Vereinigung mit ihm, die sie sogar in Frankreich möglich glaubte, sofern nur der Prinz seinen politischen Ansprüchen entsagen wollte, die sie ihrerseits völlig aufgegeben hatte. Wegen dieser gewünschten Rückkehr schrieb sie am 10. Januar 1800 an den Ersten Konsul Bonaparte, dem sie vorstellte, sie wünsche nur deßhalb im Vaterlande zu leben, weil sie daselbst mehr als anderswo würde Gutes thun können. Ihr Schritt blieb erfolglos, und gab denen, welche davon hörten, nur neuen Anlaß sie mit Spott und Verläumdung zu verfolgen.

Das Andenken ihres jungen Freundes, des guten Engels, wie er fortwährend hieß, blieb ihr lebhaft gegenwärtig, und sie schrieb ihm zuerst, eifrig bedacht, seinen Geist auf das Heil zu lenken, das er zu empfangen berufen schien. Durch die Schuld der Umstände vergingen aber fast anderthalb Jahre, bevor ihm zu antworten möglich war; dann aber setzte sich der Briefwechsel mit geringen Stockungen regelmäßig fort. Die Herzogin schreibt mit Wärme, mit mütterlicher Zärtlichkeit, der Scherz tritt mehr und mehr zurück, der hauptsächliche und fast ausschließliche Inhalt besteht in religiösen Erörterungen, Winken, Bitten und Hoffnungen. Bewundernswerth ist die standhafte Ausdauer, die unermüdliche Geduld und Güte, mit denen sich die beglückende Ueberzeugung hier immerfort anbietet, ja aufdringen möchte, so wie der Verstand und Scharfsinn, welche gegen Zweifel und Widerspruch mit steigendem Vortheil kämpfen. Der junge Mann erkennt dankbar den liebevollen Eifer, die Güte und Auszeichnung, deren er gewürdigt wird; er antwortet mit zutrauensvoller

und ehrerbietiger Neigung, aber auch mit einer Aufrichtigkeit in Betreff der Hauptsache, daß man lange Zeit für unmöglich hält, in dieser Denkart den Keim des Glaubens aufgehen zu sehen.

Die Herzogin, welche in dem Kopfe des jungen Freundes das Werk eines ganzen Jahrhunderts zu bekämpfen findet, den Witz, den Verstand, die Vernunftschlüsse der ausgezeichnetsten Geister, so wie den Trug und die Lüge im Innern der Kirche selbst, welche sie verwerfen und preisgeben muß, um die Wahrheit zu retten, fühlt sich dieser Arbeit doch nicht gewachsen, sondern verweis't auf einen Freund, der die Sache besser führen würde, auf Saint-Martin. Jeder Schimmer aus dem Leben dieses Mannes ist erfreuend und werthvoll, und so mögen die Stellen, wo seiner gedacht wird, hier Platz finden. Schon im neunten Briefe schreibt die Herzogin: „Ich kann auf das Einzelne mit Ihnen nicht eingehen, noch will ich Ihre Meinungen zu bekämpfen suchen: ich fühle mich dazu nicht fähig, besonders schriftlich, aber ich wünschte, daß Sie die Bekanntschaft eines Mannes machten, der ein Brunnquell natürlicher und geistlicher Wissenschaft, und dessen Aeußeres dabei das einfachste von der Welt ist; der die große Kunst besitzt, sich der Fassungskraft Aller, die mit ihm sprechen, anzuschmiegen, und der sogar Kind mit Ihnen sein wird, wenn sie ihm bloß Kindereien vorbringen. Er vereinigt hiemit die sanfteste Gemüthsart, die liebevollste Seele, aber er scheut die Welt und ihre Gesellschaften, das macht ihn unumgänglich, und sehr widerspenstig gegen die Zuvorkommenheiten, durch die man ihn anziehen will. Ich benachrichtige Sie hievon, damit Sie sich nicht abschrecken lassen, wenn Sie meiner Aufforderung folgen. Durch ihn werden Sie Licht empfangen, er wird sie Schritt für Schritt zum Glauben leiten, durch Ihre Vernunft selber als die einzige Fackel Ihres Weges; glauben Sie mir, und beweisen Sie mir in dieser Nachforschung die unbedingte Ergebenheit, deren Sie mich am Schlusse Ihres Briefes versichern. Hier ist ein kleines Blatt, das Ihre Bekanntschaft mit ihm erleichtern wird, mit dem weisesten Manne auf der Welt, den die Unsinnigen für den thörichtsten halten. Stellen Sie

Ihr Urtheil über ihn ein, bis Sie die Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens haben ergründen können, und dann werden Sie mir für seine Bekanntschaft danken, ich bin es gewiß."

Der junge Freund war indeß nicht allzueifrig, und ließ durch untergeordnete gesellige Bedenken sich abschrecken, der empfohlenen Bekanntschaft nachzugehen. Die Freundin aber, welche mehr und mehr erkennt, daß hier die gangbaren Formeln der Kirche nicht ausreichen, sondern gegen die weltliche Philosophie die christliche Wissenschaft nöthig sei, läßt nicht ab, sondern wiederholt ihre Mahnung dringender. So schreibt sie nach einiger Zeit: „Die Furcht des gerechten Gottes muß der erste Schritt zur Wahrheit sein, der zweite ist die Erkenntniß des zu unserer Erlösung menschgewordenen Gottes. — Wer sie nicht erfahren hat, kann diese Wahrheit bestreiten, aber wer sie empfunden hat, wie ich, vermag nicht mehr daran zu zweifeln. Ueber die Macht dieses Gottmenschen, und über seinen Ursprung, hierüber, mein Theurer, müssen Sie sich unterrichten lassen wie ein gutes kleines Kind durch diejenigen, welche weit entfernt dies zu belächeln, Ihnen mit der Zeit, und mit Gelehrigkeit von Ihrer Seite, die Dinge in einem ganz anderen Lichte werden zeigen können, als Sie bis jetzt dieselben wahrgenommen haben. Ich glaube Herrn von Saint-Martin den Mann hiefür, aber man muß nicht ungeduldig gegen ihn sein, nicht streitsüchtig, sondern sich unterweisen lassen; sonst zieht er sich zurück, wie die Schnecke in ihre Schale, und man bringt nichts mehr aus ihm heraus."

Endlich kommt die Bekanntschaft doch zu Stande, und der junge Freund berichtet darüber am 27. September 1800 wie folgt: „Ich habe Herrn von Saint-Martin vor vier Tagen gesehen; er hatte Ihnen, sagte er mir, eben Vormittags geschrieben. Ich hatte bis dahin gezögert, mich ihm vorzustellen, weil ich durch das einfache Blatt, das Sie mir für ihn zugefertigt hatten, mich nicht genugsam berechtigt hielt. Ich hätte einen versiegelten und anders begründeten Brief gewünscht, denn als ich ihm jenes Blatt überreichte, fragte er mich kalt: „Welche Dienste kann ich Ihnen leisten, von

welcher Art sind sie?" Ich war betroffen, und um aus der Verlegenheit zu kommen, war ich genöthigt ihm zu erzählen, welchen Umständen ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft verdanke, und welcher Art unser Briefwechsel ist. Da öffnete die Uebereinstimmung unseres Sinnes, und der wechselseitige Antrieb unserer Herzen in Bezug auf Sie, zwischen uns das Vertrauen, und ich konnte mich frei aussprechen; wir kamen bald überein, daß jeder Mensch mehr oder minder fähig sei, die geheime Wissenschaft zu ergründen, welche zum Heile führt: daß jeder auch mehr oder minder Werth darauf lege, im Allgemeinen aber die Erfüllung der geselligen Pflichten schon genüge, um sein Tagwerk in dieser Welt zu vollbringen. Uebrigens, meinten wir, ist es fast unmöglich, daß in zwei so verschiedenen Lebensaltern, in welchen der Geschmack, die Ansicht und das Gefühl so entgegengesetzter Art sind, sich die Gegenstände unter demselben Gesichtspunkt darbieten. — Ich kam also nach allem diesen mit Herrn von Saint-Martin überein, daß wir uns fürerst, wenn wir uns wiedersähen, auf das einfache Vergnügen des gewöhnlichen Gespräches beschränken wollten, und daß, wenn ich durch einen entschiedenen Hang oder durch solche Umstände, die so häufig auf unser sittliches Wesen einwirken, zu einem gründlichen Studium dieser Dinge mich bestimmt fühlte, ich dann mich an ihn wenden würde. Mir thut es leid, nicht so oft als ich es gewünscht hätte, seine lehrreiche Unterhaltung benutzen zu können, aber er sagte mir, daß er einen Theil des Jahres auf dem Lande zubringe. Er ist ein wahrhafter Weiser, dessen Umgang mir von höchstem Interesse gewesen wäre; er sprach mir vom Glück als ein Mann, der es kennt. Aeußerst gemäßigt in allem, scheint er mir als ein Muster aufzustellen."

Allein der junge Freund war für diesen Umgang noch nicht reif, und daher auch nicht begierig genug ihn fortzusetzen. Eine Wohnungsveränderung Saint-Martin's, ein Aufenthalt auf dem Lande, stellen sich als Hindernisse entgegen. Die Herzogin läßt seine Säumniß wenigstens nicht unbemerkt; sie schreibt ihm: „Was die bloße Erkenntniß der Vernunft und der erlernten Wissenschaften unvollkommen bewirken, das

bewirkt der Glauben in Verbindung mit der geistlichen Wissenschaft sehr vollständig, und dies ist es, was Sie auf die Länge wohl hätten erlernen können, hätten Sie Herrn von Saint-Martin, an den ich Sie gewiesen, oft besuchen wollen." Zur Entschuldigung des Säumigen muß allerdings gesagt werden, daß er, durch seine Gesundheit und Sinnesart in ein ruhiges, mäßiges Amt gewiesen, bald auch nach Wunsch und Neigung verheirathet, und von diesen Verhältnissen erfüllt und beschäftigt, sich innerhalb eines kleinen Lebenskreises hält, aus dem an Fremdes und Neues heranzutreten nicht leicht war.

Die Verhandlung religiöser Gegenstände konnte nicht fortschreiten, ohne bald auch die politischen anzustreifen, besonders in einer Zeit, wo die letzteren in jedes einzelne Leben wie in die Gesammtheit der Gesellschaft unwiderstehlich eingriffen. Den Kern ihrer politischen Ideen hat die Herzogin uns in einem Aufsatz überliefert, den sie dem Freunde zu näherer Verständigung einsandte, und dem wir seine Stelle hier nicht versagen. Schon seine Ueberschrift ist bezeichnungsvoll.

„Hier ist meine Träumerei in Betreff des Regierungswesens, aber ich verzweifle, sie je verwirklicht zu sehen."

(Geschrieben im Jahre 1800.)

1. „Die Menschen tugendhaft und frei machen, aber den menschlichen Gesetzen wie Gott unterwürfig."

2. „Alles zum Leben Nöthige sei ihnen gegeben, und durch die Gesetze gesichert für den Fall, daß physische Unfähigkeit sie hindert, dasselbe durch sich selbst oder durch ihre Kinder zu erwerben."

3. „Kein Unterschied bestehe zwischen ihnen, als den die Tugend, der Geist, die Talente und die Kenntnisse begründen müssen."

4. „Jedem Menschen durch öffentliche Anstalten die Mittel geben, den Grad oder die Art der Unterweisung zu erlangen, welche seine natürlichen Fähigkeiten ihm zu erreichen gestatten."

5. „Es bestehe Freiheit der Religion, aber die Religion Jesu Christi sei die herrschende, sie werde öffentlich gelehrt durch eifrige und reine Diener, die keine andere Regel als das Evangelium und kein anderes Haupt als Jesum Christum haben, die mit einem Worte Apostel seien, einzig geführt und geleitet durch den Glauben und die Liebe, wie in den ersten Zeiten des Christenthums."

6. „Die Gesetze haben die Ueppigkeit zu beschränken, die Frechheit, die für die Sitten gefährlichen Vergnügungen, die großen Reichthümer; es sei eine Schande, zu reich zu sein und sich darin sehr hoch über Andere zu stellen. Die Furcht vor Mißachtung müsse darin jede Begier zügeln."

7. „Es ist nöthig, daß es Diener und Herren gebe, und daß derjenige, welcher Lohn empfängt, fühle, er werde hiedurch dem, der ihn bezahlt, untergeben, und sei ihm Ehrerbietung und Gehorsam schuldig, ohne daß der, welcher sein Herr ist, dies mit Strenge und Härte fordern dürfe."

8. „Es ist wesentlich, daß das Alter bei den jungen Leuten in Ehren sei: die Väter und Mütter müssen von den Kindern geehrt werden; die Uebereinstimmung der Herzen begründe die Heirathen, aber nie der Reichthum."

9. „Alle Stände seien gleicherweise ehrenhaft und geehrt, sofern man sich in ihnen nur redlich, gerecht und gesittet benimmt."

10. „Die Gesetze müssen das Verbrechen strafen, aber nicht durch den Tod, damit der Schuldige Buße thun und Reue üben könne; wenn er nur aus der Gesellschaft entfernt ist, und sie nicht mehr zu stören vermag, so ist die Gerechtigkeit der Menschen erfüllt, Gott allein darf über das Leben verfügen."

11. „Es ist höchst wichtig, daß die Richter unbestechlich seien, und daß Geld und Gunst nichts über ihre Entscheidung vermögen."

12. „Alle Staatsbürger seien geborne Krieger, aber nur um das Vaterland zu vertheidigen, nie um das Land Anderer anzugreifen; das Volk sei als friedenstiftend, mehr denn als kriegerisch, bekannt."

13. „Um nicht erkünstelte Bedürfnisse der Ueppigkeit

und Weichlichkeit einzuführen, ist es wesentlich, daß die Gewerbe soviel als möglich nur die Erzeugnisse des Landes verarbeiten, denn um ein tugendhaftes Volk zu bilden, muß man dasselbe zu einem mäßigen, einfachen, arbeitsamen, keuschen und gerechten machen."

14. „Aber um dieses Ziel zu erreichen, müssen diejenigen, welche regieren, die Ersten sein, das Beispiel aller dieser Tugenden zu geben, und keine anderen Wachen um sich haben, als die Liebe ihrer Mitbürger, und ihre unwandelbare Gerechtigkeit für alle ohne Ausnahme."

15. „Ich möchte, daß ihre Wahl durch das Volk geschähe nach einer Liste, auf der die Namen der tugendhaftesten und zum Regieren fähigsten Leute stünden, und daß diese Liste durch die Diener des Kultus angefertigt würde, welche ich als Wesen voraussetze von mehr göttlicher als menschlicher Art."

16. „Was die Form dieser Regierung betrifft, so hab' ich darüber gar keine Meinung, da ich viel zu unwissend bin, als daß ich einen Ausspruch wagen dürfte, welche von diesen Formen die beste sei. Aber mich dünkt, die Regierung, welche nur alle eben von mir aufgestellten Vorschriften in Kraft setzte, würde nothwendig eine gute sein, welches auch sonst ihre Form sein möchte; ein zur Tugend gebildetes Volk würde leicht im Innern zu regieren sein, und sich von außen die Ehrfurcht aller anderen Völker zuziehen."

Gewiß, diese Gedanken und Forderungen, wie sehr auch derjenige Staatsmann, dem nur daran liegt, die gemeine Gegenwart auszubeuten, nicht aber eine bessere Zukunft heranzuführen, darüber hinsehen und spotten mag, bezeugen ein warmes Herz und einen kraftvollen Sinn, der die ergriffenen Richtungen beharrlich festhält, und sich durch nichts irren läßt. Offenbar sind hier noch Grundsätze und Ansprüche von 1789 in vollem Leben und zugleich schon Elemente sichtbar, die später in Fichte, Saint-Simon, Ballanche und Anderen sich hervorgethan, und wenn wir bedenken, daß es eine Frau, eine Französin, eine Prinzessin von Geblüt ist, welche dergleichen in sich zusammenfaßt, so müssen wir die

Auszeichnung, die sich hier kund giebt, nur um so größer anerkennen.

Der junge Freund, welchem der Aufsatz mitgetheilt wird, entgeht der Versuchung nicht, die sich bei solchen Gelegenheiten immer als die bequemste und wohlfeilste anbietet, und meint sehr weise zu sein, indem er die Ausführbarkeit verneint. Aber wie schön wird er zurechtgewiesen! Die Herzogin antwortet auf seine Einwürfe mit größter Ueberlegenheit:

„Ihre Prüfung meiner Regierungs-Träumerei sucht mir zu beweisen, was der Titel, den ich ihr gegeben, Ihnen schon genugsam als auch meine Ansicht zu erkennen giebt: denn hielte ich die Ausführung für möglich, so würde ich nicht den Namen Träumerei dafür gewählt haben. Aber, weil die Menschen zu blind, zu bösartig, zu selbstsüchtig sind, um freiwillig auf alles zu verzichten, was sie so macht, ist das ein Grund für mich, ihnen Recht zu geben und sie nachzuahmen? Nein, ich werde meine Gedanken, meine Gefühle behalten, sollte ich mit meiner Meinung auch ganz allein stehen, ich werde muthig die Entbehrungen und die Demüthigungen ertragen, die sich für mich daraus ergeben können, und ich werde nie glauben, daß es, wie Sie es nennen, eine nutzlose Beschäftigung sei, gerechte und tugendhafte Ideen auf das Papier zu stellen und in mein Herz zu graben; denn dergleichen Entwürfe, wenn sie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Besonderen gelten, und Wesen für den Himmel bilden, wo die Freuden nicht, wie in dieser Welt hienieden, bloß für einen Augenblick sind, noch die Wahrheit traurig und kalt, wie bei den weltlichen Seelen. Im Gegentheil, die Wahrheit allein ist es, die uns entflammt, und die Hitze unserer Einbildungskraft vernichtet, wie die Sonnenhelle alle künstlichen Feuer verschwinden läßt, die uns während der Nacht unserer Irrthümer leuchten; die Wahrheit dessen, was man wünscht, und dessen, was man hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und gesehen wird. Was Ihre Anführung des Spruches Jesu betrifft, wer tödtet sei des Todes werth, so muß ich Ihnen sagen, daß dies nicht

die wahre Anwendung ist, wie mir scheint, die er davon hat machen wollen. Die Rede ist von dem Gesetze der Vergeltung, das in Kraft war im Gesetze Mosis, aber nicht im Gesetze Jesu Christi. Ich bleibe daher in meiner Meinung fest, und glaube, daß, je schuldiger einer ist, es um so unmenschlicher ist, ihn zu tödten, bevor er Zeit haben gekonnt Buße zu thun, weil dies ihn einem ewigen Tode überliefern heißt: ich möchte sogar, daß die Sorge für die Gefangenen so weit ginge, ihnen Reue über ihr Verbrechen einzuflößen, anstatt in ihnen Verzweiflung und schreckliche Wuth aufzuregen, denn das heißt sie in den Fall setzen, ihrem Verbrechen neue Stufen hinzuzufügen. Doch was ich hier sage, kann nur eine Regierung angehen, die auf unerschütterlichen Grundlagen befestigt ist, nicht aber eine Zeit der Revolution, wie die, in der wir leben, und wo alles nur durch Gewaltthat und Erschütterung vorgeht, wo endlich die Verbrechen und die Schuldigen in so großer Anzahl sind, daß man sie weder abtheilen noch zählen kann."

In Wahrheit, es ist zum Frohlocken und Beifallrufen, wie sicher und leicht die zarte Frauenhand hier die gewichtigste Waffe führt, und wie tapfer und entscheidend ihre Schläge sind. „Dergleichen Entwürfe, wenn sie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Besonderen gelten" und „die Wahrheit dessen, was man wünscht und hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und gesehen wird", dergleichen Aussprüche gehören zu der glücklichen Geistesbeute, in welcher sich Einfalt und Witz vereinigt haben.

Die Herzogin sagt in ihrer Antwort dann noch weiter: „Ich bin völlig Ihrer Meinung, daß Politik und Gerechtigkeit niemals synonym gewesen sind, aber ich möchte nicht hinzufügen, daß sie es nie sein werden, denn ich will lieber glauben, daß die Menschen endlich der Wahrheit ihr Herz erschließen, und fühlen und erkennen werden, daß es keine mächtigere Politik giebt, als sich durch gerechte Handlungen innig mit der ewigen Gerechtigkeit zu verbinden, von der ihnen das Wesen und die Macht kommt. Zweifeln wir nicht, daß eine Regierung, deren Häupter sich durch Willen

und That mit Gott vereinigten, um in seinen Händen nur das leidende Werkzeug seiner Absichten zu sein, in wenig Jahren ein merkliches Uebergewicht über alle anderen erlangen würde." Die nächste Anwendung hievon, welche der Freund, einigen Aeußerungen in seinen Briefen zufolge, wohl geneigt sein möchte, voreilig auf Bonaparte hinzuleiten, will die Herzogin doch nicht so schnell gestatten. Sie sagt: „Ich will gern glauben, daß Gott auf diesen Menschen seine Blicke gerichtet hat, aber ich zweifle wieder an jedem Erfolge, so lange mir das Gemählde vor Augen steht, welches Sie mir von Frankreich entwerfen; denn da, „wo man seinen Vater verkaufen möchte, um reich zu werden"; da, „wo die Gewinnsucht überall eingreift, der Geldwucher auf seinem Gipfel ist, so wie die Ausgelassenheit der Sitten", da kann ich nicht diese göttliche und reine Macht als Bewegerin all dieser Dinge erkennen, die ihr im höchsten Grad entgegen sind. Ich werde also mehr und mehr an meiner Träumerei festhalten, wie unausführbar sie auch erscheine, und welches auch die Folgen der Revolution gewesen sein mögen. Ich werde niemals den Zweck tadeln, den man sich vorgesetzt hatte, wohl aber die Mittel, welche man angewendet. Einen tugendhaften und dafür erkannten Zweck nur einzig deßhalb aufgeben, weil seine Erreichung schwierig ist, kann nur aus einer feigen, kleinlichen oder selbstsüchtigen Seele hervorgehen, die mir weder Vertrauen noch Achtung einflößen würde; im Gegentheil, unabläßig auf ihn hinarbeiten, alle mächtigen Mittel einer thätigen Tugend und eines von den Häuptern einer großen Nation unterstützten Beispiels dafür aufbieten, eine mehr barmherzige als strenge Gerechtigkeit für alle üben, und mit Einem Worte Kraft und Erleuchtung in Gott, nicht aber in dem menschlichen Stolze suchen, dies würde mich das Werk eines Wesens dünken, dessen Tugenden ich nicht aufhören würde zu bewundern und zu lieben, welches auch sonst die Ergebnisse sein möchten, die jedoch, ich darf es glauben, nur vortrefflich sein könnten, denn es ist der gute Saft, der den guten Baum hervorbringt."

Auch für ihre persönlichen Wünsche, die mit aller Lebhaftigkeit, welche der gottergebene Sinn für Irdisches noch

haben kann, die Rückkehr in das Vaterland ersehnen, hofft die Herzogin nur zweifelnd, und nicht lange auf Bonaparte's Gerechtigkeit; die Emigrirten, welche freiwillig und feindlich das Land verlassen hatten, rief er zurück, die Deportirten, gewaltsam aus der Heimath entführt, schloß er ferner aus. Sein ganzes Wesen flößte ihr kein Vertrauen ein; jedoch den furchtbaren Schlag, der sie bald von ihm treffen sollte, konnte sie nicht ahnden.

Schon frühe war die Herzogin, wie bereits erwähnt, von ihrem Gemahl getrennt worden, und die Ferne, in welche schon die Anstalten und der Gang der prinzlichen Erziehung den Sohn ihr rückten, konnte durch jenen Umstand nicht vermindert sein. Die Revolution brachte sie noch mehr aus einander, die Meinungen, Entschlüsse und Schicksale gingen weit auseinander. Der Prinz war blühend und kräftig herangewachsen, und unter dem Namen Herzog von Enghien schon als würdiger Sprosse des Hauses Condé rühmlich bekannt. Den Vater und Großvater in die Emigration begleitend, stand er feindlich gegen sein Vaterland, und führte in Deutschland die Waffen gegen seine Landsleute, während die Mutter in Frankreich hatte bleiben wollen, und nur gezwungen jetzt nach Spanien verschlagen war. Ihre Zärtlichkeit war sich stets gleich geblieben, wenn auch jetzt, noch mehr als schon immer, in ihren Aeußerungen verhindert. Bald sollte dieses Gefühl in gränzenlosen Jammer sinken. Das Emporsteigen Bonaparte's an die Spitze der französischen Republik setzte persönliche Interessen an die Stelle der allgemeinen. Den Bourbon, welchen die Republik nur, sofern er ihren Boden betrat, als Feind tödten wollte, suchte der eifersüchtige Gewalthaber auch jenseits der Gränzen auf, um ihn herüberzuschleppen und umzubringen. Wir wollen die einzelnen Umstände des traurigen Ereignisses nicht wiederholen, das am 21. März 1804 der fernen Mutter den einzigen Sohn raubte. In ganz Europa wurde der Schlag empfunden, doch gewiß nirgendwo schmerzlicher als in Barcelona, wo dem Mutterherzen der letzte Trost erlosch, der ihm auf Erden noch geleuchtet hatte. —

In unserem Briefwechsel, der in diesen Zeiten schwerlich

unentdeckt und dann nicht ohne Argwohn und Gefahr geführt werden konnte, besonders da eine furchtbare Spannung nach der Unthat noch länger fortwaltete, durfte diese Katastrophe von keiner Seite näher besprochen werden, doch finden wir einigemal deren erwähnt, von dem Fremde mit der Zartheit und Vorsicht, welche ihm geziemen, von der Herzogin mit dem Ausdrucke des Schmerzes, den auch die Tyrannei nicht verargen kann. Sie schreibt in der nächsten Zeit an ihren Freund: „O leiden Sie es, mein Kind, daß ich Ihnen diesen Namen gebe, der meinem Herzen so schrecklich und so theuer ist! Ich habe ein durch das Blut mir angehöriges verloren, lassen Sie mich ein anderes in Ihnen wiederfinden, dem Geiste nach. Ach! in Schmerzen gebar ich ihn, den Sohn: zu meinem Schmerze fern von mir ward er erzogen: er ging in Richtungen ein, die mir viele Schmerzen verursacht haben, und in Folge dieser Richtungen verlier' ich ihn unter den tödtlichsten aller Schmerzen! Sie, mein lieber Engel, waren seit den ersten Augenblicken unserer Bekanntschaft eine Linderung meinem Schmerz; Ihre schöne Seele sprach zu der meinen. Ihre Briefe haben oft meine Schmerzen unterbrochen; was Sie mir zuletzt geschrieben, ist eine Art von Balsam auf die blutende Wunde meines Herzens; ich hoffe, daß das Ihre einst alle Schmerzen aus ihm scheuchen wird, denn welche Freude würde ich empfinden, wenn mir gelungen wäre, dem Herrn einen Geist zu gebären, der sein ewiges Heil mir verdankte, als dem treuen Werkzeuge der Einwirkung Gottes auf seine Seele! Welche Befriedigung für mich, wenn Ihre Seele so gewonnen wäre!" Der Freund hatte schon seit einiger Zeit angefangen, von seinen bisherigen Meinungen abzugehen und den Ueberzeugungen der Freundin sich zu nähern. Seine religiösen Ansichten und Gefühle gewannen täglich mehr Bestand, und verhießen, je größer und härter der Kampf war, einen desto reicheren Sieg. So gönnte der Himmel dem frommen Herzen in seiner tiefsten Nacht gleich wieder einen Strahl von jenseits, den einzigen, der hier auch die irdische Bahn noch erhellen mochte!

Die Herzogin hatte einen anderen Verlust erlitten, den ihr Herz gleichfalls tief betrauerte. Saint-Martin war ge-

storben, von dem sie zwar schon längst getrennt gewesen, den sie aber stets gehofft hatte in Frankreich einst noch wiederzusehen, wie sie denn dem Wunsche, dahin zurückzukehren, nie ganz entsagen konnte. Von diesem älteren, dem schon hier durch höheres Wissen beglückten Freunde schrieb sie dem jüngeren, strebenden: „Sie sollen wissen, daß in der Zahl derer, die mein Herz sehnend entbehrt, der gute Saint-Martin ist, an dessen Sorgfalt ich Sie hatte weisen wollen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr ich seit seinem Tod es empfinde, daß sein Geist sich mit dem meinen vereinigt und meine Fassungskraft steigert, daß ich seine Schriften verstehen lerne.“ Die letzte dieser, noch bei seinem Leben herausgekommenen Schriften war damals: „Le ministère de l'homme-esprit“, welches Buch, oder vielmehr vorläufig nur dessen Einleitung, denn auch mit bestem Eifer dem jungen Freunde empfohlen wird, der sich aber für dessen Verständniß einstweilen noch unreif bekennen muß.

Aber die Herzogin läßt nicht nach, zuversichtlich und unermüdlich sucht sie immer neue Wege, den Glaubenswahrheiten, von welchen sie durchdrungen ist, Eingang in die Seele des Freundes zu verschaffen, von allen Seiten greift sie das Werk an, jede Hülfe dazu ruft sie herbei. Sie sendet und empfiehlt Bücher; da dem Freunde die Schriften Saint-Martin's noch zu schwer sind, so wünscht sie, daß er Fénélon, Pascal, Bossuet lese, sogar die Protestanten Necker und Abadie. Auch an die Evangelien selbst weiset sie ihn. Unaufhörlich befeuert sie den oft nachlassenden Fleiß zur religiösen Betrachtung. Sie spricht die herzlichsten Bitten aus, die rührendsten Mahnungen, den liebevollsten Antheil. Wenn alles vergeblich scheint, rechnet sie auf Unglück, auf Krankheit und Lebensüberdruß, auf Alter und Todesnähe. Am meisten doch strebt sie durch Gedankenentwickelung, und Geisteseinsicht und Erkenntnißgründe zu wirken. Sie scheut keinen Gegenstand, keine Erörterung, nimmt jeden Einwurf, jeden Irrthum auf, um bis in's Einzelne seine Ungültigkeit darzuthun. Im Ganzen folgt sie hierbei dem Lichte, welches den Weg Saint-Martin's bezeichnet, allein sie bewegt sich mit Freiheit und Selbstständigkeit. Auf Gott, auf die Liebe, auf den Erlöser

weiset sie beständig hin, und auf das eigne Herz, die eigne Seele, als das lebendige Buch, worin alles zu lesen sei für den, der sehen wolle.

Weitläufige Bemühung hat sie mit dem Sündenfall, welchen der Freund nicht anzunehmen vermag, und dessen Gewißheit ihr unwidersprechlich feststeht. Mit eigenthümlichem Scharfsinn behandelt sie diese Lehre, und Grégoire bekennt, sie habe deren Wahrheit sehr gut dargethan. Das Werk der Erlösung steht ihr hiemit in engster Verbindung, und an Christus zu glauben ist ihr der Grund alles Heils. Der Glauben der katholischen Kirche ist der ihre, allein diese Kirche selbst ist ihr eine unsichtbare, wahrhaft allgemeine, von welcher die sichtbare Kirche, mit ihren Priestern und Anstalten, nur ein Abglanz und allzu oft nur ein Verderbniß ist. Sie glaubt die Wahrheiten der Religion in alle christlichen Bekenntnisse ausgestreut. Ferner schreibt sie: „Ich glaube mit Ihnen, daß die Weisen des Heidenthums, welche den Erlöser weder kennen noch verwerfen konnten, Theil haben werden an seinem Reiche ebenso wie die wahren Juden und die wahren Christen, aber alle durch sein Verdienst, und daß sie nicht eingehen werden als nur durch ihn, da sie nicht leben können als nur in ihm; dies bestätigt sich mir alle Tage mehr, je tiefer ich in den Schacht eindringe der unversiegbaren Wissenschaft, die meinem Denken aufgeschlossen ist, und meinem Herzen so entzückenden Genuß gewährt."

Mit welcher Eigenheit und Kraft sie die Gegenstände zu verarbeiten und zu wenden weiß, jeden Bezug immer schnell und rein an das Höchste knüpft, davon sei hier als Beispiel das geistreiche Wort angeführt, durch welches sie das Wesen der Dankbarkeit darlegt: „Ich bewundere — sagt sie — den Menschen nur, sofern er sich ein Nichts glaubt und alles Gott beimißt. Glauben Sie mir, nur ein solcher ist fähig, das aufrichtige Gefühl der Dankbarkeit zu kennen, denn wer dankbar gegen seinen Schöpfer ist, verfehlt nicht es auch gegen die Werkzeuge zu sein, deren dieser sich bedient, um ihm Gutes zu erweisen, dagegen wird derjenige, welcher vergißt, daß er alles Gott schuldig und nur der Verwalter seiner Gaben ist, ebenso vergessen, was er seines Gleichen schuldig geworden,

und oft die Anderen nur verpflichten, in soweit er einen Vortheil dabei für sich erwartet. Man macht also nicht Undankbare, aber man findet deren oft, weil man es selber gegen die Gottheit gewesen, indem man ihr jedes vorgezogen; hier liegt die wahre Ursache der Undankbarkeit des menschlichen Herzens, zerstören Sie diese, lehren Sie Ihr Herz sein eignes Nichts und seine völlige Abhängigkeit von Gott erkennen, so werden Sie es demüthig und unterworfen machen, denn es wird alsdann fühlen, daß es der ihm verliehenen Freiheit nur theilhaft geworden, um die Gesetze seines Herrn zu befolgen, und die Gaben desselben nach dessen Absicht verwende, ohne sich selber sie zuzueignen. Verliert er diese ewige Wahrheit niemals aus den Augen, so wird er keine Dankbarkeit fordern, und indem er sie nicht fordert, wird er sie den Guten einflößen, die der Bösen nicht vermissen, und sich begnügt finden, seine Pflicht erfüllt zu haben, indem er so viel Gutes geübt als ihm möglich war, und ohne Eigenheit noch Vortheil für sich."

Eigne Gedanken hegt sie auch über das Abendmahl. Wie das Wort: „Seid fruchtbar und mehret euch!" durch alle Zeit fortwirke, ohne daß seine Wiederholung nöthig werde, eben so wirke, meint sie, der Spruch bei Einsetzung des Abendmahls fort und fort, und die segnende Kraft sei nicht abhängig von dem Wiederholungsakte der Priester, sondern wer sein tägliches Brot im gläubigen Andenken jenes Segens genieße, der sei auch desselben unmittelbar theilhaft. Wenn daher die Priester der römischen Kirche, um dieser und anderer ihnen feindlicher Sätze willen, ihr die Theilnahme an dem Abendmahl der Kirche versagen, wie solches in Frankreich öfters und dann auch in Spanien der Fall gewesen, so ist sie darüber nicht beunruhigt, und hofft, der Erlöser werde sie deßhalb nicht verwerfen, daß sie nur auf ihn allein sich verlassen habe, und darum von den Priestern sei verworfen worden.

Der Freund, welchem all diese Beeiferung und Arbeit sie zuwendet, ist nicht leicht zu behandeln; er ist verständig, ehrlich, hartnäckig, vertheidigt jeden Schritt des Bodens, auf dem er steht, und wenn er nachzugeben scheint, ist es öfters

nur, um desto heftiger wieder vorzudringen. Sein sanftes Naturell, sein gründlich guter Wille, seine Ehrerbietung und wahre Seelenliebe für die treue Gottesfreundin, lassen ihn oft wünschen, ihr auf ihren Wegen folgen zu können; er ist gerührt, bisweilen erschüttert, mehrmals überzeugt er sich von Wahrheiten, die er früher bestritt; herbe Verluste durch den Tod, frühe Kränklichkeit, unerfüllte Wünsche, alles drängt ihn zum Troste der Religion, ja der Augenblick scheint öfters ganz nahe, in welchem er sich als Christ bekennen wird. Doch Zweifel und Widerspruch entfernen diesen Augenblick immer wieder; und die freudigen Hoffnungen der Herzogin wenden sich in düstere Trauer. Einmal ist der plötzliche Absprung so groß, daß die Aussicht eines Erfolgs fast verschwindet; nicht mehr der gute Engel kann der Freund heißen, sondern ein böser wird er genannt, weil er kaum eine bessere Sprache führe, als jene gefallenen, für die doch auch in der unendlichen Barmherzigkeit noch nicht alle Hülfe erloschen sei! —

Zwischen alles dieses treten widrige Unterbrechungen, durch Krankheit, durch Weltumstände. Die im Jahre 1808 in Spanien ausbrechende Kriegsverwirrung stört oft längere Zeit allen Verkehr. Es vergehen halbe Jahre und ganze, in denen unser Briefwechsel stockte. Dagegen ergreift die Herzogin den Gedanken, die bisherigen Briefe zu vereinigen, zu ordnen, für Freunde und Gleichgesinnte zur vertraulichen Mittheilung, aus der mancherlei Förderung hervorgehen könne. Der Freund, aus Bescheidenheit anfangs bedenklich, stimmt dem Vorhaben bei, und sendet die empfangenen Briefe, deren Urschriften er jedoch in keinem Falle verlieren will. Nur spät indeß kommt die Sammlung und Auswahl zu Stande; die Herzogin nimmt nur das Wesentliche auf, rechnet aber dahin auch das Persönliche, welches sich mit jenem verflochten hat. Sie fügt ihre kleinen Aufsätze hinzu, wie sie deren zu verschiedenen Zeiten, zur eignen und fremden Belehrung, manche entworfen hat, und läßt das Ganze, anstatt beschwerlich und unsicher durch Abschriften, durch den Druck vervielfältigen, doch nur als Handschrift, bloß für den eignen und der Freunde Gebrauch. Wir danken es ihr, daß sie zum Behuf der enge-

ren Mittheilung den Weg gewählt hat, aus welchem der Uebergang in größere Verbreitung minder schwer ist, und die Möglichkeit dieser darf niemals ausgeschlossen sein, denn was die Welt als gut und brauchbar begehren mag, darauf hat sie auch ein Recht.

Die späteren Briefe deuten schon entschiedener die Sinnesänderung an, welche dem standhaften Eifer und der tiefen Frömmigkeit doch endlich in dem Herzen des Freundes zu erwecken gelang. Der letzte Brief ist von der Herzogin im Anfange des Jahres 1812 geschrieben; eine Anmerkung sagt uns aber, daß der Briefwechsel damit noch keineswegs aufgehört habe, und daß die Fortsetzung nachgeliefert werden solle, sobald der Stoff sich auf's neue angehäuft.

Nach den Briefen, deren Schluß in den zweiten Band hineinreicht, folgen sodann, den meisten Raum desselben einnehmend, vermischte Aufsätze mannigfachen Inhalts und wechselnder Form, in welchen dieselbe Geisteswendung, wie in den Briefen, nur in manchem Betreff noch freier und schärfer als in diesen, sich ausspricht. Wir finden zuerst: „Fragments sur la morale chrétienne", deren Reihe eine allegorische Fabel über die Revolution eröffnet, dann Aufsätze über Irrthum und Wahrheit, über die Lüge, eine Schilderung der Liebe, Gedanken über den Schlaf, über die Musik, ein Bildniß der Sanftmuth, die Vergleichung des Gotteslängners und des Gläubigen, Fragen und Antworten über den Geist der Welt, ein politischer Katechismus über die Sittlichkeit der Völker und die Regierung der Mächtigen, und vieles verwandter Art, auch die schon von uns mitgetheilten religiösen Gedanken über die französische Revolution. Der wichtigste Aufsatz dünkt uns eine Antwort an einen Theologen, der die Lehre der Verfasserin zu widerlegen suchte; hier findet sich ein beinahe vollständiges Glaubensbekenntniß, das mit Kühnheit auf die tiefsten Forschungen eingeht, mit bewundernswürdigen Geistesmitteln eine seltene Stärke der Ueberzeugung ausdrückt, mit der Frage schließt: „Bei dem dargelegten Widerspruche, in welchem sich die heutigen Priester mit den Worten des Apostels Paulus befinden, darf ich jene für die wahren Nachfolger der Apostel halten und muß man nicht vielmehr gegen

ihre Unterweisungen im Allgemeinen und im Besondern sehr auf seiner Hut sein, wenn man ernstlich nach Wahrheit ringt?"

Sodann folgen „Petits contes moraux", größere und kleinere Erzählungen, mit Anmuth vorgetragen, sämmtlich religiösen Gehalts, oft an unseren Jung-Stilling erinnernd. Den Schluß macht ein Gemählde dreier Schwestern, oder vielmehr das dreifache Bild der Verfasserin selbst, wie sie von Vorliebe, von Abneigung, und von unpartheilicher Wahrheit gesehen wird. Den reinsten Spiegel ihrer selbst aber giebt, unseres Bedünkens, der unmittelbar vorhergehende Aufsatz, eine „Vergleichung des Glückes, das die Liebe zu fünfundzwanzig Jahren in der Natur genießen kann, mit dem, dessen dasselbe Herz noch zu fünfundzwanzig Jahren in der Gnade theilhaft werden mag." Wir bedauern, von diesen Aufsätzen, deren manche des Namens Saint-Martin nicht unwürdig wären, wie sie denn alle in seinem Geiste sind, hier größere Proben nicht füglich einschalten zu können. Eine Auswahl derselben dürfte vielleicht späterhin ihre Stelle finden.

Wir haben uns zu den Personen zurückzuwenden, mit welchen das vorliegende Buch uns in so vertraute Bekanntschaft gesetzt und schon zu nahe befreundet hat, um nicht ihre weiteren Geistes- und Lebenswege antheilvollen Blickes zu begleiten!

Die Herzogin, von Krieg und Aufstand umgeben, blickte bald sehnsüchtig nach Frankreich, wohin sie stets wünschte zurückzukehren, wenn auch nur um in den Armen ihrer Freundinnen zu sterben, bald angstvoll auf größere Ferne, wohin neue Nöthigung und Flucht sie zu werfen drohten. Einsam, krank, abgeschnitten von allem, was ihr Leben erhellen konnte, fand sie nur Trost in völliger Gottergebung. So trafen die neuen Entwickelungen sie, zu denen die Weltereignisse sich entschieden.

Der Sturz Napoleon's, die Wiederherstellung der Bourbons in Frankreich, machten sich der ganzen mitlebenden Welt fühlbar, um so mehr den Personen, deren Schicksal unmittelbar mit diesen Wandlungen zusammenhing. Die Herzogin kehrte nach

Frankreich zurück. Ansehen, Glanz und Fülle boten sich ihr dar, konnten aber ihre Seele wenig reizen.

Bei dem unerwarteten Sturme, der durch die Rückkehr Napoleon's von Elba über Frankreich hinbrauste, wollte die Herzogin abermals lieber im Vaterlande ausdauern, als ein unsicheres Loos in der Ferne suchen. Sie sandte ihren natürlichen Bruder, den Abbé Saint-Phar, zu der Königin Hortensia, um durch deren Vermittelung die Erlaubniß zum Bleiben zu erlangen. Der Herzog von Bassano nahm sich der Sache an, und erwirkte endlich, daß der Kaiser ihr sowohl jene Erlaubniß, als auch ein ansehnliches Jahrgeld bewilligte, ebenso wie der Herzogin von Orleans, welche durch einen Beinbruch in Paris zurückgehalten war, und die gleiche Vermittelung angesprochen hatte.

Die zweite Abdankung Napoleon's löste jedoch diese ängstlichen Verhältnisse bald wieder auf, und die Herzogin sah sich in alle Vortheile ihrer Stellung und ihres Ranges in der Familie Bourbon wieder eingesetzt. Allein ihre unerschütterte Denkart, ihre Geistesfreiheit und Wahrheitsliebe konnten in den neuen Zuständen fast noch weniger ihre Stelle finden, als vormals in den alten. Im tiefsten Widerspruche mit der sie umgebenden Welt, zu Streit und Kampf nicht berufen noch fähig, dabei Frieden und Wohlwollen im Herzen auch für Andersgesinnte, erkannte sie, daß hier nur Meiden und Entsagen fromme. Der innerste Hang stimmte damit überein. Im Lichte höherer Erkenntniß, in gottseliger Andacht und Uebung ihre noch übrigen Tage hinzubringen, erschien ihr als das reinste Glück. Sie zog sich daher völlig aus den Weltberührungen zurück, lebte mit wenigen geistesverwandten Vertrauten, beschäftigte sich nur mit Werken der Andacht und Liebe. Unbemerkt und vergessen zu sein, war ihr eifrigster Wunsch. Grade in diesem Betreff aber mußte sie eine Prüfung bestehen, welche grade zu dieser Zeit eine der ungelegensten sein konnte.

Die spanische Inquisition, mit der Wiederkehr Ferdinands des Siebenten auch ihrerseits aufzuleben versuchend, doch nur ein Schatten ihrer früheren Macht, welche, wie sonst gegen

Leib und Leben, nur noch gegen Bücher wüthen konnte, suchte manches Versäumte nachzuholen, und warf ihren Grimm nachträglich auch auf das Buch der Herzogin, das als ein französisches, in Spanien ohne geistliche Erlaubniß gedrucktes, schon deßhalb feindlich dünken mußte. Die schnöden Diener unwürdigen Geisteszwanges fanden allerdings Gründe genug, ein Buch zu verurtheilen, das neben dem Glauben auch Geistesfreiheit wollte, und mit manchen Satzungen der katholischen Kirche nicht übereinstimmte. Das Buch wegen Irrlehren zu verdammen, mochten sie befugt sein; allein sie wollten ihr Opfer noch von einer anderen Seite her treffen, und waren des Vorwandes dazu schon habhaft. Auf den Grund einer einzigen Stelle des Reiseberichts, wo die Herzogin vielleicht zu aufrichtig, aber völlig arglos, eine Bemerkung einfließen läßt, die man freilich von Frauen nicht zu vernehmen pflegt, die aber geschrieben zu haben, nicht grade schlimmer ist, als so darüber zu lärmen, — auf diesen Grund hin erklärte die Inquisition, durch einen Spruch im Jahre 1819, das Buch nicht nur für ketzerisch, sondern auch für unsittlich und schlüpfrig! Eitle Selbstsucht und heuchlerische Gleißnerei haben zu allen Zeiten grade diese Anklage als wohlfeile und bequeme Ergänzung jeder beliebigen Gehässigkeit gebraucht. Die Herzogin konnte durch diese Verurtheilung nicht gekränkt, ja kaum berührt werden, da Spruch und Gegenstand für die Welt wie nicht vorhanden waren, sie selbst aber in ihrem freien Geiste den rohen und blinden Eifer, der schon seiner eignen Ohnmacht erlag, nur bemitleidete. Sie hatte schon zwölf Jahre vorher, gegen solche Beurtheilung, die ihr damals aber nur im Stillen begegnete, in einer Briefstelle gesagt, sie glaube nicht, daß man die Priester zu fragen habe, um den Weg der geistlichen Unterweisung zu finden, sondern einzig den wahren Lehrer, der uns nie hintergehen könne. „Die Priester, fährt sie fort, werden schreien über Gefahr, über Fanatismus, und werden selber fanatischer sein und mehr in Gefahr, als diejenigen, welche sie ablenken möchten. Weil ich so denke, verdammen sie mich; allein die Ueberzeugung ist im Grunde meiner Seele so fest, daß ich

jene beklage ohne ihnen zu grollen, noch mich einen Augenblick von dem Wege abzuwenden, den ich seit beinahe zwanzig Jahren wandle; vielmehr bestärkt sich mir täglich mehr seine Vorzüglichkeit, so wie die mächtigen Hülfen, die er mir bietet, um dieses mit Schmerzen und Prüfungen angefüllte Leben zu durchwallen."

Die französische Geistlichkeit, welche die Grundsätze der Herzogin genugsam kannte, um zu wissen, daß sie in vielen Dingen mit dem von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Glauben nicht übereinstimme, fand es der Klugheit gemäß, die ohnehin vielfachen und bedenklichen kirchlichen Händel nicht durch einen neuen zu vermehren, und eine Prinzessin des Königlichen Hauses der Ketzerei zu beschuldigen; im Gegentheil nahm sie die stille und erbauliche Frömmigkeit derselben, welche äußerlich keinen Widerspruch gegen die Kirche zeigte, sondern sich ihr mit allem Eifer anzuschließen suchte, gern als ein erfreuliches Beispiel auf, das den Triumph des katholischen Glaubens nur mehren mußte. Sie blieb also nicht nur von aller Anfechtung frei, sondern auch im Rufe der frömmsten Andacht, der in den letzten Jahren ihres Lebens bis zur Heiligkeit gesteigert wurde.

Ohne jemals ihre Grundansichten aufzugeben, kostete es die Herzogin doch wenig Ueberwindung, dieselben, um Aergerniß und Zwiespalt zu vermeiden, immer fester im Innern zu verschließen, ihre bisweilen anstößig gewesene Munterkeit, durch Alter und Schwachheit schon gemildert, noch mehr zu beschränken, und solchergestalt mit der Kirche im Frieden zu bleiben. Auch bei ihrer feststehenden Meinung von derselben, empfand sie doch die Gaben und Tröstungen von daher als höchst wohlthätige, und hätte, besonders in den letzten Jahren, da sie schwächer und hülfsbedürftiger wurde, solche nur schmerzlich vermißt.

In Andachtsübungen und Gebet sah sie mit Freudigkeit dem Augenblick entgegen, der sie von den irdischen Banden erlösen und einer Herrlichkeit zuführen würde, deren Unterpfand sie in der Seele trug. Sie hatte oft das Loos gepriesen und ersehnt, an geheiligter Stätte betend zu verscheiden.

Dieses Loos wurde ihr zu Theil, am 10. Januar 1822 in der Kirche der heiligen Genoveva.

Sie hatte den Abend vorher im Palais-Royal unter ihren Verwandten sich vollkommen wohl befunden, lebhaft an der Unterhaltung theilgenommen; am nächsten Morgen unterschrieb sie um 10 Uhr ihr Testament, durch welches sie ihr ganzes Besitzthum den Armen vermachte, eine halbe Stunde später fuhr sie zur Kirche, wo sie noch nach dem Gottesdienste betend verweilte, umsank, und um 1 Uhr sanft verschied.

Ihr Freund war vor ihr dahingeschieden. Sie hatte das Glück, ihn zuletzt völlig als ihr geistliches Kind annehmen zu können. Er war noch vor ihrer Wiederkehr nach Paris, nach wiederholten, tiefen Prüfungen, die auch in den Zeitereignissen mitwirkende Eindrücke fanden, hauptsächlich aber durch die Seelenpflege der Freundin, ein aufrichtiger Bekenner des Christenthums geworden. Seine letzten Jahre verlebte auch er in tiefer Frömmigkeit, und gab, als der Tod ihn früh, kaum in den Vierzigern, dahinraffte, ein hohes Beispiel gläubiger Zuversicht.

Die religiösen Ueberzeugungen sind das Eigenste des inneren Lebens, und daher die Gestalten ihrer Entwickelung so mannigfach, wie das persönliche Leben überhaupt. Kein Weg, keine Hülfe ist hier auszuschließen, und jedes Gebild kann in seiner Weise wieder fruchtbar werden. Die Herzogin von Bourbon und ihr Freund geben ein merkwürdiges Beispiel, wie sich das untere Leben zum Dienste des höheren krümmt und windet, und diese Darstellung gerade trifft vielleicht manchen Sinn, der Anreiz und Leitung aus ihr empfängt! Die Religiosität der Herzogin erscheint als eine wohlthätige Flamme, welche aus geringen und trüben Anlagen den hellsten Gewinn läutert. Sie ist, wie jetzt alles höhere Geistesleben in der katholischen Kirche, schon halb protestantisch, doch ohne jene Form zu brechen, noch diese anzunehmen. Wir werden sie darum nur um so freundlicher begrüßen, als eine Erscheinung mehr zu den schon vielen, welche auf eine neue Stufe religiöser Bildung hindeuten, wo jede Gestalt zugelassen,

aber keine gefordert wird, nur in allen das Wesen. So weilt auch unsere Betrachtung hier nicht bei den Glaubenslehren, sondern vorzugsweise bei dem Lebensbilde; und welche Beruhigung gewährt es nicht, mitten durch die Strömungen wilder Gewalt und Zerstörung, zwischen Auf- und Niedergang der Völker und Reiche, einen Strahl stillen Friedens und höchsten Lebens wallen zu sehen! —

1838.

Wilhelm von Burgsdorf.

Das Bild eines preußischen, eines märkischen Edelmanns erscheint uns selten als nur dieses; seine wenig sichern Züge stellen sich gewöhnlich erst in den hinzutretenden des Kriegsmannes oder Staatsbeamten fest, welche allerdings für unsere Augen viel bestimmter und glänzender ausgeprägt sind. Um so bemerkenswerther und anziehender begegnet uns hin und wieder einmal neben der Mehrzahl derer, welchen ihr angeborner Stand nur als Begünstigung zu einem anderen erwählten dient, auch wohl eine solche Gestalt, die sich in jenem völlig abschließt, und nichts weiter vorstellen noch erstreben will, als was darin schon hinreichend gegeben ist. Unstreitig liegt größere Bedeutung und höheres Verdienst auf derjenigen Seite, wo zu den Eigenschaften, welche dem Wirken und Verlauf der Vergangenheit verdankt werden, auch ein kräftiges Mitangreifen bei den lastenden Aufgaben der Gegenwart sich gesellt. Allein auch auf der anderen Seite läßt sich eine Eigenheit der Ausbildung und des Dastehens nicht läugnen, welche nicht minder ihren Werth und ihre Stelle behaupten darf. Manche wesentliche Menschenblüthe kann nur in edler Muße, in freier Selbstständigkeit, entfernt von Drang und Arbeit, gedeihen, und wo diese Gattung durch keinerlei oder nur schlechte Individuen vertreten wäre, da würde auch in den strengsten Lebensbeziehungen der Mangel dieses milden Elementes fühlbar sein.

Anstatt diese Sätze, deren ausführliche Erörterung einen ungemessenen Raum erforderte, weiter zu verfolgen, wen-

den wir uns lieber zu dem Gegenstande, der jene hier zunächst veranlaßt hat. Wilhelm von Burgsdorf ist lebendiges Beispiel, eine gelungene und bedeutende Darstellung des preußischen, des märkischen Edelmanns.

Aus einer der angesehensten Familien des Landes entsprossen, mit allen anderen verwandt und verknüpft, dem Königlichen Hause von den Vorältern her zugethan und angenehm, mit ererbten Gütern und Ehren genugsam ausgestattet, fand der junge Mann jeden Weg offen, die für ihn so günstig gestellte Welt nach Wunsch und Neigung zu betrachten, zu genießen. Hätte hierin nur ein gemeiner Hang ihn beherrscht, so würden wir gar nicht von ihm zu reden haben. Allein ihn beseelte gleich anfangs etwas Hohes und Edles. Ihm sind alle Vorzüge nichts, ohne den der Bildung, kein Genuß befriedigt ihn, als in sofern der Geist dabei betheiligt ist. Ein schöner, angenehmer, belebter Mann, ist er doch vor allem ein gebildeter; die edelste Sitte, die feinste Geselligkeit zeichnen ihn aus; er hat Universitätsstudien gemacht und fremde Länder gesehen; er besitzt die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er wünschen mag, die ihm dienen können; von dem hohen Werthe schöner Kunst ist er durchdrungen; er ist den Tiefen der Wissenschaft nicht fremd. Vorurtheile beschränken ihn nicht, er darf leicht über sie hinausgehen. So schafft er sich zu dem gegebenen Lebensgebiet ein zweites, reicheres, gewähltes, ohne aus jenem herauszutreten.

Bei dem Hergebrachten konnte sein lebhafter Geist am wenigsten in dem Gebiete sich beruhigen, das insbesondere den Geist in Anspruch nimmt. Er hatte den Takt, das Bedürfniß, das Glück, den Muth kann man sagen, die alten ausgetretenen Wege vorschriftsmäßiger Ansichten zu verlassen, und mit den jungen unerkannten Genien der Zeit in frischen und glänzenden Bahnen vorzugehen. Statt vieler Belege stehe hier die eine Thatsache: Burgsdorf war der früheste, innigste Freund Ludwig Tieck's, bezaubert von dessen damals noch verkannter, ja bestrittener Dichtung, eingehend in die große Bewegung der Ansichten und Gebilde, in welcher eine neue Litteratur emporstieg. Tieck lebte längere Zeit bei Burgsdorf, dessen Verhältnisse und Umgebungen vielfach auf

ihn einwirkten, und mit seinem Leben wie mit seinen Schriften unauflöslich sich verwebten.

Der Empfänglichkeit des Geistes entsprach in Burgsdorf eine nicht mindere Reizbarkeit des Herzens. Auch hier huldigte er, neben den Vorzügen der Jugend, der Schönheit und des Liebreizes, doch zumeist denen des Gemüths, der geistigen Liebenswürdigkeit, des inneren Werthes. Wie sein geistiges Interesse bei mangelnder Schöpferkraft nie in gefährliches Dichtenwollen sich verirrte, so ging auch seine Liebesneigung, unfähig großer gewaltiger Leidenschaft, nie über ein Maß hinaus, welches noch Begeisterung und Entzücken, aber nie das ganze Leben faßte. Vor allem war er ein liebevoller Freund, und aus dieser Eigenschaft entwickelten sich alle anderen, zu dieser kehrten sie zurück. Eine frühe glänzende Heirath, welche ihm bereitet worden war, kam nicht zu Stande. Seine Neigungen waren vielfach, mehr durch innere Uebergänge in ihm als durch äußeren Wechsel bedingt, und dabei immer ernst genug, um gar oft Folgen zu haben. In seinen Verhältnissen dieser Art mag er mit Recht dem Lothario in Wilhelm Meister verglichen worden sein. Erst in späteren Jahren, da das Leben gleichmäßigere Gestalt angenommen hatte, schritt er zu einem seinen Verhältnissen entsprechenden und ihn beglückenden Ehebündniß.

Die Bedrängnisse der Zeit hatten ihn genöthigt, seine Vermögensumstände mit größerer Sorgfalt zu beachten, als er früher gewohnt gewesen. Er bewies sich in diesen Geschäften, sobald sie nothwendig wurden, kundig und tüchtig. Er traf hinsichtlich seiner Güter die zweckmäßigsten und ersprießlichsten Anstalten. Uebrigens aber blieb er in seiner gewohnten Richtung, wollte weder Amt noch Einfluß, sondern lebte, mit Ernst und Würde zwar, aber doch fern von Anstrengung und Arbeit, den Betrachtungen der Welt und dem Genuß des Tages.

Es ist natürlich, daß eine solche Lebensstellung, wie Burgsdorf sie gewählt und durchgeführt hatte, im höheren Alter ihre bedenklichste Prüfung erfährt, denn die Vergangenheit hat für sich gelebt und liefert wenig Nachwirkung, die Gegenwart aber wird unergiebiger. Burgsdorf hat in die-

sem Betreff das Schlimmste nicht erfahren; mancher Ueberdruß mochte nicht abzuwehren, manche Unbefriedigung herbe zu empfinden sein. Doch ein völliges Veralten, mit allen Trübsalen eines solchen Zustandes, konnte er nicht erleben. Dazu war sein Gemüth zu reich, sein Geist zu frisch. Er starb nach längerer Kränklichkeit schmerzlich im Jahre 1822 in Dresden.

So war Burgsdorf. Ein Edelmann aus der Mark Brandenburg, auf der Höhe seines Standes und seiner Vortheile, in dem vollen Lichte seiner Zeit, ihrer geselligen, ihrer geistigen Ausbildung, mit allem Besten der Mitwelt in Bezug und Verkehr, ein wirklich schönes Bild persönlich und weltlich zusammenstimmender Begabung, durch sein Dasein mehr, als absichtliches Leisten es oft vermag, seinem Lebenskreise nützlich, erfreulich, und somit wirksam und einflußreich in der Nähe und Ferne.

Es würde höchst interessant sein, könnte sein Leben ausführlich geschildert werden, nach seinen äußeren Vorgängen und inneren Stimmungen. Doch hierzu ist schwerlich Aussicht. Von seiner Bildung und seinem Sinne können seine Briefe Zeugniß geben.

1835.

Fanny von Arnstein.

Wer in dem Zeitraum von einigen und dreißig Jahren, die theils aus dem Ablaufe des achtzehnten Jahrhunderts und theils aus dem Beginn des neunzehnten sich zusammenreihen, nach Wien gekommen ist, wer dort einige Zeit gelebt und gesellschaftliche Verhältnisse geknüpft hat, der wird unfehlbar den Namen Arnstein unter die bedeutendsten und werthvollsten rechnen, welche der Aufenthalt in jener großen Hauptstadt seinen dankbaren Erinnerungen eindrücken mochte. Die vornehmsten Fremden, regierende Herren und Prinzen, Gesandte, hohe Militairpersonen, Geistliche, Kaufleute, Künstler, Gelehrte, alle Klassen der Gesellschaft, fanden dort gefälligen Eingang, gebildete Unterhaltung, glänzende Geselligkeit. Nicht geringer war die Zahl derjenigen, welche, minder begünstigt durch ihre Stellung in der Welt, nicht sowohl Genuß, als vielmehr Schutz und Anhalt in diesem Kreise suchten, und hier mit großmüthiger Theilnahme und Freigebigkeit gefördert wurden. Wir lassen hier den Werth und die Wirksamkeit des großen reichen Banquierhauses natürlich außer Betracht, und sprechen zunächst nur von den Beziehungen, die sich der geselligen Erscheinung anschließen, und für welche die Frau vom Hause so sehr der wahre und einzige Mittelpunkt ist, daß ohne ihre persönliche Macht und Auszeichnung dergleichen lebensvolle Gebilde gar nicht denkbar sind. Und in der That war dies auch hier der Fall, die Frau des Hauses war durch ihre seltenen Eigenschaften, durch ihren Muth und ihre Beharrlichkeit, die Schöpferin einer Fülle von Leben um sich her,

die Fürstin einer großartigen, weitgreifenden Geselligkeit geworden, welche eben so wohlthätig als reich und glänzend sich den Zeitgenossen darbot. Wir hoffen, durch ein Wort des Andenkens an die merkwürdige Frau, deren Namen wir als Ueberschrift dieses Blattes gesetzt, uns den Dank vieler Leser zu verdienen, denen selbsterlebte oder der Nachklang fremder Erinnerungen ihn schon bekannt gemacht haben. Uebrigens hat dieser Name auch schon eine litterarische Existenz; nicht nur widmet das Konversationslexikon ihm einen eignen, wiewohl sehr kurzen, und daher ungenügenden Artikel, sondern auch in manchen Büchern und Aufsätzen, z. B. vom Kapellmeister Reichardt, von Bartholdy, in den Briefen von Rahel u. s. w., wird dessen vielfältig ehrenvoll gedacht. Uns aber geben Denkblätter, die wir kürzlich durchzusehen veranlaßt waren, den bestimmteren Stoff zu dieser ergänzenden Mittheilung.

Die Baronin Fanny von Arnstein war in Berlin geboren. Seltsam, wie der Austausch zwischen verschiedenen Ländern oft den Talenten und Wirksamkeiten nützlich ist! Manche Fähigkeiten entwickeln sich im Auslande, die in der Heimath nicht so gedeihen konnten, eine andere, stillere Bahn durchschritten sein würden. So empfing Preußen seinen Derfflinger und seinen Gneisenau aus Oesterreich, so dieses seinen Gentz und Adam Müller aus Preußen. Trotz aller Verschiedenheit von diesen erwähnten Beispielen, sei es uns erlaubt, die Frau von Arnstein im Allgemeinen dem Gewinn beizurechnen, den in dieser Art Wien von Berlin gezogen hat. Sie war eine Tochter des reichen und klugen Banquiers Itzig, der die große Zahl von elf oder zwölf Kindern in solchem Wohlstande und solcher Bildung hinterließ, daß jedes der Geschwister für reich gelten konnte, und persönlich in der Welt eine ehrenvolle und nach Umständen bedeutende Stellung einnahm. Doch der mitgebrachte Reichthum war es keineswegs, wodurch Frau von Arnstein in Wien glänzen konnte, sie fand in jedem Betracht größeren vor, sowohl in den eignen, als in den umgebenden Verhältnissen. Allein die frühe Gewohnheit, sich in Fülle und Glanz zu bewegen, und der Nachdruck, welchen äußere Hülfsmittel jedem persönlichen Da-

stehen und Benehmen ertheilen, gaben ihrem Eintritt in den neuen Lebenskreis unstreitig gleich den größten Vortheil. Sie bedurfte dieses Vortheils, um größere geltend zu machen. Eine hohe, schlanke Gestalt, von Schönheit und Anmuth strahlend, vornehmen Tons und Betragens, lebhaften, feurigen Ausdrucks, scharfen Verstand und Witz mit fröhlicher Laune vereinend, nicht ohne Belesenheit, und fremder Sprachen wie der eignen mit Meisterschaft kundig, war sie in Wien eine höchst auffallende und merkwürdige Erscheinung; die Eigenschaften, welche nur wenigen Frauen der höchsten Stände anzugehören pflegen, sah man staunend in einer Jüdin glänzen, deren unter den segensreichen Einflüssen der Regierung Friedrichs des Großen gediehene Geistesfreiheit und Bildung nur um so stärker in einer Stadt wirken mußte, wo man diese letzteren Vorzüge wenig verbreitet fand, aber zu schätzen und zu begehren schon begonnen hatte. Das Wirken Kaiser Josephs des Zweiten trug in Wien schon Früchte, und drang in alle Verhältnisse noch immer tiefer ein. Eine günstigere Zeit konnte sich nicht darbieten!

Ein angenehmes, jeden Tag zahlreichen Gästen aus allen Klassen offenes Haus, die geschmackvollste Umgebung, die reichste Bewirthung, der Zusammenfluß ausgezeichneter Fremden, die Verbindung adeliger Ansprüche und Sitte mit bürgerlicher, ja nicht einmal bürgerlicher, sondern ganz ausnahmsartiger Stellung, die unbedingte Herrschaft einer liebenswürdigen, thätigen Frau, die alles um sich her belebt und entzündet: dies alles in einer üppigen Hauptstadt, dem Mittelpunkte vieler Staaten und Völker, wo die höchste Ueppigkeit, das behaglichste Wohlleben, mit stolzer Vornehmheit und rohen Vorurtheilen, aber auch mit lebensfrischer Einfalt und Gutmüthigkeit vereint im Schwange gingen: man denke sich diese beiden Elemente in täglicher Berührung, in unausgesetzter Wechselwirkung, und man wird es nicht zu viel finden, wenn wir behaupten, das Haus der Frau von Arnstein habe die vielen Jahre hindurch wie eine Missionsanstalt gewirkt, und die Vorsteherin habe das Verdienst einer Vermittelung, die ohne sie nicht zu Stande gekommen wäre, und deren Folgen unberechenbar in den Strom des allgemeinen Lebens über-

gegangen sind! Lange Zeit war das Haus der Frau von Arnstein in Wien schlechthin das einzige seiner Art, und wenn später viele andere, jedoch sicher kein gleiches, entstanden sind, so ist gerade das auch ein Verdienst der ausgezeichneten Frau, durch welche diese Bahn erst eröffnet und für Nachfolgende gangbar gemacht worden ist. Die freie, geachtete, dem Zwang der Vorurtheile enthobene Stellung, deren später und jetzt die mosaischen Glaubensgenossen in Wien sich erfreuen, ist ganz unlängbar erst mit und durch das eindringende Wirken und Walten der Frau von Arnstein gewonnen worden.

Ein tragisches Ereigniß, das zu seiner Zeit in den öffentlichen Blättern vielfach besprochen worden, drohte den Gang dieser vielfachen Lebensentwickelung zu stören, gab ihnen aber nur neuen Schwung. Ein Fürst Karl von Liechtenstein befand sich unter den Anbetern der schönen, glänzenden Frau; seine Neigung steigerte sich zur Leidenschaft, und diese war mit solcher Verehrung verknüpft, daß er mehrmals heftig in sie drang, eine Christin zu werden und seine Hand anzunehmen, welches sie aber wie jede zu heftige Bewerbung mit kluger Festigkeit ablehnte. Ein Domherr, Freiherr von Weichs, brachte ihr gleichzeitig seine eifrigen Huldigungen, und da er in seinem geringen Erfolg die Begünstigung seines Nebenbuhlers sehen wollte, warf er den tödtlichsten Haß auf diesen; er nöthigte ihn zum Zweikampf, in welchem der Fürst tödtlich getroffen fiel. Dieser Vorgang brachte ganz Wien in Aufregung; die vornehmsten und mächtigsten Familien waren dabei betheiligt. Doch die tieferschütterte Frau, die ganz ohne ihre Schuld der Anlaß dieses Unglücks geworden war, erfuhr von allen Seiten die stärkendste Theilnahme und Tröstung, der Hof und die Stadt wetteiferten, ihr zu huldigen; es fanden sich die unzweideutigsten Zeugnisse der Großmuth, des Edelsinns und der Selbstverläugnung, mit der sie das ganze Verhältniß behandelt hatte. Daher konnte sie auch getrost mit ganzem Herzen sich dem tragischen Eindruck hingeben, den sie ihr ganzes folgendes Leben hindurch, sagt man, nie ganz wieder verwunden habe. Jedermann fand ihre Trauer gerecht und schön, und sie durfte ohne Scheu den Mann beweinen, der als ihr Ritter das Leben geopfert hatte.

Wir erinnern uns, in der Reise eines Engländers, dessen Buch uns aber nicht zur Hand ist, gelesen zu haben, daß Frau von Arnstein den Todestag des Fürsten von Liechtenstein stets durch stille Trauer gefeiert, und sich in ein schwarzes Kabinet verschlossen habe, das ganz dem Andenken des Verstorbenen geweiht war, und worin sie auch zu anderen Zeiten manche Stunden in andächtiger Sammlung und Abgeschiedenheit zuzubringen pflegte. Niemand hat sich jemals rühmen können, dieses Kabinet gesehen zu haben; die Sage aber war allerdings sehr verbreitet, und galt allgemein für gegründet.

Um die Wirkungen eines Lebens zu schildern, das Tag für Tag und Jahr um Jahr in ununterbrochenem Leisten und Erscheinen besteht, bedürfte es der Umständlichkeit von Memoiren und bis in's Kleinste gehender Darstellungen. Wir können uns hiezu weder Raum nehmen, noch liegt uns genugsamer Stoff beglaubigt vor. Wir fassen einen großen Theil des Lebens der Frau von Arnstein bündig zusammen, wenn wir ihre unbegränzte Wohlthätigkeit rühmen, ihrer zärtlichen Liebe zu ihrer einzigen Tochter, die durch Schönheit, Geistesbildung und Lieblichkeit ganz einer solchen Mutter würdig heranwuchs, erwähnen, und wenn wir ihre für Oesterreich leidenschaftliche Vaterlandsliebe hervorheben, bei der gleichwohl auch die zärtlichste Anhänglichkeit an Berlin und Preußen sich geltend erhielt. Der Titel eines Landsmannes war ihr heilig, und erwarb jede Freundlichkeit und Hülfe. Unermeßlich waren die Wohlthaten, welche sie in die Nähe und Ferne ausströmte, mit herzlichem Mitleid, aber auch mit kluger Einsicht und unverdrossener Thätigkeit. Sie hat vielen Menschen ein dauerndes Lebensglück bereitet, vielen den Weg des Reichthums aufgethan, manchen solche Summe geschenkt, die für ein selbstständiges Vermögen gelten konnte.

Während des Konsulats von Bonaparte machte sie eine Reise nach Paris. Sie kehrte mit sehr ungünstigen Eindrücken aus Frankreich zurück. Die späteren Kriege und feindlichen Ueberziehungen, welche Oesterreich erlitt, erfüllten sie mit glühendem Haß gegen Napoleon und die Franzosen; sie sprach diesen Haß leidenschaftlich selbst in Gegenwart der

Feinde aus, und man konnte ihr nicht gefälliger schmeicheln, als wenn man ähnliche Gesinnungen an den Tag legte.

Nach dem Kriege von 1809, dessen Ausgang ihr wie ein persönliches Leid auf dem Herzen lastete, wandte sie ihre thätigste Mithülfe auf's neue den Armen zu, deren Zahl durch den Krieg und seine Nachwehen sehr vermehrt war. Eine Gesellschaft adeliger Damen trat in Wien zusammen — um Nothleidende zu unterstützen; es waren die vornehmsten und angesehensten des Kaiserstaats, aber sie glaubten sich unvollständig und der besten Einsicht und Thätigkeit beraubt, wenn sie nicht Frau von Arnstein zum Mitglied zählten. Dies war die größte Ehrenauszeichnung, welche der trefflichen Frau widerfahren konnte; jedes Vorurtheil sank vor der Macht der ächten Gesinnung und Thätigkeit. Sie war nicht nur die einzige ihres Glaubens unter diesen Fürstinnen und Gräfinnen ersten Ranges, sondern auch die einzige Frau nicht so hohen Adels.

Mit ihrer Wohlthätigkeit ging ihre Gastfreiheit in schönster Eintracht. In ganz ungewöhnlichen Maßen übte sie diese herrliche Tugend. Ihr Haus in der Stadt (am hohen Markt), ihr Landhaus auf dem Wege nach Schönbrunn (bei den drei Häusern genannt), ihr Landhaus in Baden, alles war zur Aufnahme zahlreicher Gäste eingerichtet, ganze Familien wohnten dort und genossen der wechselvollen, stets angeregten Geselligkeit, die ganze Welt wurde täglich aufgenommen und bewirthet.

Die Befreiungskriege in den Jahren 1813 und 1814 erfüllten ihr Herz mit Entzücken, an beiderlei Vaterland, dem angebornen und dem angelebten, an Preußen und Oesterreich, konnte sie dasselbe Eine Gefühl erlaben. Sie gab unendliche Beiträge und andere Hülfsmittel für die Verwundeten und sonstige Kriegsbedürftige.

Der Wiener Kongreß, der auf den Sturz Napoleon's folgte, der Winter 1814 und 1815, war der höchste Gipfel der Freude und des Ruhms für Frau von Arnstein, die reichste Blüthenzeit ihres geselligen Ansehens und Wirkens. Schönheit und Liebenswürdigkeit glänzten in jüngeren Verwandten und Freundinnen, die sie ihrem Hause schon früher

angeeignet hatte. Alle Personen höchsten Ranges und ausgezeichnetster Bedeutung, Frauen und Herren, Fremde und Einheimische, fanden sich in ihren Sälen ein. Man konnte an demselben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Consalvi, den Fürsten von Hardenberg, die Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo, den Freiherrn von Humboldt, die Prinzen von Hessen-Homburg, die Grafen von Bernstorff, von Münster und von Neipperg, und viele andere solchen Ansehens, aus der gedrängten Menge auslesen. Besonders hatten die Preußen insgesammt hier die angenehmste Stätte, wo sie mit den Reizen der Fremde alle Behaglichkeit der Heimath genießen konnten. Sie wurden um so leichter dort eingeführt, als der nachherige preußische Generalkonsul und Geheime Legationsrath Bartholdy, der Neffe der Frau von Arnstein, in der Zahl der mit dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg nach Wien gekommenen Staatsbeamten war.

Nach dem zweiten Sturze Napoleon's entschloß sich Frau von Arnstein zu einer Reise nach dem Rhein und darauf nach Italien. Sie kehrte kränkelnd zurück, und leider allzu bald hatten die Ihrigen den Verlust der herrlichen Frau zu betrauern, die in ihrer Art wohl immer einzig bleiben wird, in sofern die Umstände schwerlich einer solchen Persönlichkeit, auch wenn sie je wiederkehrte, in demselben Maß entsprechen können. Ihre Lebenswirkung wird bleiben, auch wenn der Name so leicht zu vergessen wäre; aber auch dieser ist Tausenden zur dankbarer Erinnerung eingeschrieben! Ihrer hülfreichen Gesinnung und Thätigkeit, so wie dem geselligen Glanze, den sie verbreitete, begegnet man noch immer in dem fortgesetzten Walten einer edeln Tochter, die im Leben ihr größter Stolz war. Auch von zweien ihrer geliebten Schwestern, deren die eine längere Zeit ihre Hausgenossin war, die andere, gleich ihr in Wien verheirathet, einem nicht minder großen Lebenskreise mit Geschmack und Einsicht vorstand, wurde sie ebenfalls in den Tugenden, welche sie ausübte, treulich unterstützt und bestärkt. —

Wir würden uns freuen, durch diese Mittheilung andere ergiebigere aus jenem reichhaltigen Wiener Leben hervorzu-

rufen. Wir möchten besonders wünschen, daß eine lebhafte Schilderung, welche der verstorbene Oberpräsident zu Köln, Graf von Solms-Laubach, ehmaliger Reichshofrath in Wien, von seiner vieljährigen verehrten Freundin, der Frau von Arnstein, schon in früherer Zeit entworfen, unter seinen Papieren aufgefunden und an geeignetem Orte bekannt gemacht würde!

Zum Andenken Friedrich August Wolf's.

Vorgetragen am 28. August 1824.

Sei es erlaubt, an diesem Ehrentage, der uns hier zu froher Feier versammelt hat, auch des Mannes zu gedenken, der, Goethe's Freund und Genosse, vor einem Jahre an unserer Spitze stand, und durch seine Geistesart uns heiter anregte, jetzt aber nicht nur diesem Kreise fehlt, sondern auch der Welt für immer entrissen worden.

Friedrich August Wolf starb am 8. August zu Marseille, wohin er gereis't war, um einer beginnenden Krankheit zu entfliehen. Er unterlag schon im 66. Jahre seines Alters, nicht unvertraut mit dem Gedanken eines solchen nahen Ausgangs, den das Feuer und die Festigkeit seines ernsten Willens, allzuthätig nach Entscheidung seines Zustandes strebend, vielleicht beschleunigt haben.

Von den Verdiensten seiner gelehrten Laufbahn soll hier nicht die Rede sein. Was er im Felde der Alterthumsforschung geleistet hat, ist der Welt bekannt. Er ist Urheber und Vorbild einer neuen, großartigen Behandlung dieser Wissenschaften geworden, die aus dem verjährten Staube der Schule durch ihn mit geistvoller Gründlichkeit in die freie Gemeinschaft aller Bildungskreise emporgeführt worden. Den Scharfsinn seiner Untersuchungen, den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse, den Werth seiner zahlreichen und mannigfachen Schriften, vor allen seiner unsterblichen Forschungen über die homerischen Gesänge, mögen die Berufenen des Faches würdig darstellen. Auch von den großen, schwer zu

überschauenden Arbeiten, der beseelten Thätigkeit und ergreifenden Wirkung, welche er als Universitätslehrer durch eine lange Reihe von Jahren ausgeübt, worin er mehr als 50 verschiedene Lehrgänge, und deren manche in doppelt und dreifach, ja bis zu zehnmal wiederholten Vorträgen, vor einer zahlreichen, durch ihn der Weihe des klassischen Alterthums zugeführten Jugend mit stets belebter Kraft gehalten; von seinem antiken Geiste und von seinem klassischen Talent, in welchem die Welt der Griechen und Römer eine neue Stätte des Lebens und Wirkens gefunden; von seiner bildnerischen Beweglichkeit endlich, die ihm erlaubte, nach dargelegten Werken einer in römischen Formen sich aussprechenden Genialität, dann auch in deutscher Zunge mit schöpferischer Meisterschaft eigenthümlich aufzutreten: von allem diesen, wovon jedes Einzelne hinreichte, den herrlichen Ruhm eines preiswürdigen Mannes zu begründen, überlassen wir Anderen zu reden.

Desto eifriger aber mögen wir hier die Züge festhalten, die den Mann selbst in seiner Persönlichkeit uns vor Augen stellen, und sein entrücktes Dasein uns noch für Augenblicke vergegenwärtigen.

Was ihn auszeichnete, war die hohe Eigenthümlichkeit seiner vollständigen, durch und durch in alle Bezüge seines Wesens gedrungenen, gleichmäßig nach allen Richtungen seines Wollens und Thuns belebten, ununterbrochenen Geistesbildung. In der Lebensäußerung dieser Eigenthümlichkeit gab es keine Lücken, keine Stillstände; er hatte sich immer selbst, er hatte sich immer ganz, und keine seiner Eigenschaften war ihm nur fragmentarisch verliehen.

Daher die große Geistesgegenwart, die große Ueberlegenheit, mit welcher er allen Begegnissen des geistigen Lebensverkehrs gegenüberstand, sie prüfend aufnahm, mit treffendem Urtheil an ihren Platz stellte, und mit geistreichen Zügen festhielt oder entließ. Daher die heitere Gelassenheit, in welcher er dem Witze, der ihm zu Zeiten entgegentrat, den Verlegenheiten, welche Zufall oder Absicht ihm zuwenden mochte, mit glücklichem Ueberbieten stets so leicht und siegreich zu entsteigen wußte.

Gedacht hatte er über alles; die Gebiete des Lebens wie der Wissenschaften konnten einem so lebendigen Sinne nicht fremd bleiben; in dem Lichte seines Geistes erleuchtete sich auch jede zufällige Umgebung; seine Eigenschaften wirkten nach allen Seiten. Die Wendung seines Geistes war in den geringsten Dingen merkwürdig; ja bis in den kleinlichsten, durch die er bisweilen, mehr der scherzenden Nachrede doch, als dem eigentlichen Tadel, Raum gab, blieb sie noch immer mit dem Reize seiner Größe behaftet.

Er war umgänglich und mittheilend; allzu reich, um zu kargen, gab er willig jeder Ansprache von seinen geistigen Schätzen, und verschmähte nicht zu empfangen, wo er schon längst besaß. Eine neuerschlossene Ansicht, ein bedeutend leitendes Wort von ihm, hat bis auf die letzte Zeit Männer und Jünglinge in seiner Umgebung mehr als manche anderweite vielfache Anstrengung gefördert.

Nie vergaß er seiner Würde, er hielt darauf in angeborener Vornehmheit; in ihr stellte er die Ehre des Gelehrten dar, wie in dem Fleiße dessen Tapferkeit. Seinen Werth kannte er, wie jeder Tüchtige aus innerer Thatsache sich als solchen fühlt und kennt. Und wie hätte er seinen Ruhm nicht kennen sollen, der ihm aus allen Ländern Europas zurückstrahlte, aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, sei es, daß ihn die berühmtesten Anstalten in ihre Mitte begehrten, sei es, daß Goethe in den Elegieen verherrlichend ihn grüßt, oder Alexander von Humboldt einen kostbaren Ertrag seiner naturwissenschaftlichen Forschungen ihm zueignet! Seine Schüler, Freunde und Verehrer sind über das ganze Gebiet der Wissenschaften ausgesä't; sie hingen ihm mit einer Treue und Liebe, mit einer Begeisterung und Zuversicht an, deren Dokumente in Hunderten von Schriften öffentlich dastehen, und noch viel glänzender und reicher in den Schätzen eines Briefwechsels aufbewahrt sind, dessen Umfang und Inhalt neue Regionen seines Geistes erblicken läßt.

Sein Herz, reich an Empfindung und Antheil, entzog sich der weichen Offenheit gewöhnlicher Aeußerungen; aber nicht allen seiner Freunde blieb hinter dem Walle von Witz, launiger Schärfe und vornehmer Erscheinung, womit er es

verwahrte, dessen leichte Erregbarkeit verborgen. In schmerzlicher Wehmuth allgemein menschlicher Betrachtungen, in gerührten Thränen inniger Theilnahme, konnte er durch langverschwiegene Wärme den staunenden Entdecker überraschen.

Der theure Mann, dessen Verlust wir beklagen, hatte innige Freunde, unter ihnen die Angesehensten und Größten seiner Zeit. Ein strebender und bewegender Geist, wie er, blieb auch nicht ohne Gegner. Leider wurden ihm, wie das Geschick der Welt es ja so oft unvermeidlich mit sich führt, auch aus Freunden solche. In den Verwickelungen, welche die Verschiedenheit der Richtungen und Ansichten, in den Reibungen und Fehden, welche das Zusammentreffen starker und eigenthümlicher Geistesarten unter den Genossen gleicher Bahnen hervorgebracht, möge jetzt niemand das Urtheil verlangen; das Recht und Unrecht trage die Zeit hinüber zu künftigen Richterstühlen, vor denen die Sache ohne gehässige Zuthat persönlicher Leidenschaft erscheinen kann.

Der Hingeschiedene hat Allen, Freunden und Feinden, als Vermächtniß eine große, niederschlagende Aufgabe hinterlassen, die: ihn zu ersetzen!

Uns aber sei hier die Zuversicht gestattet, daß das Andenken des großen Mannes, bei der Nachricht seines frühen Hintritts, in der Würdigung edler Geister über jede Berührung hinweggehoben ist, die nicht Trauer wäre und Verehrung.

Und so leb' er denn fort und fort in unserem Gedächtniß, der Mann, „der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns noch stets ruft in die vollere Bahn!"

1824.

Graf von Schlabrendorf,

amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm.

Züge aus seinem Bilde.

Kaum war im Sommer 1824 aus Marseille die Trauernachricht von dem Ableben des großen Philologen Friedrich August Wolf zu uns gekommen, und schon erscholl uns von Paris her eine neue Todesbotschaft, die den Hintritt eines anderen Landsmannes meldete, der, gleich jenem, zu den merkwürdigsten und bedeutendsten unserer vaterländischen Ehrennamen zu stellen ist! Wer von unseren Landsleuten, der in den letzten Jahrzehnten Paris besucht, hätte nicht in dieser gewühlvollen Hauptstadt alles europäischen Lebens und Treibens auch den seltsamen Einsiedler, den ehrwürdigen Räthselgreis der Rue Richelieu kennen gelernt, oder doch von ihm gehört, und seinen Eigenheiten theilnehmend nachgefragt? Wir wollen von diesem auch uns persönlich theuer gewesenen Manne eine kurze Schilderung versuchen! —

Gustav Graf von Schlabrendorf war zu Stettin den 22. März 1750 geboren. Sein Vater, Vicepräsident der pommerschen Kriegs- und Domainenkammer daselbst wurde im Jahre 1755 als dirigirender Minister nach Schlesien versetzt, wo er während des gleich im folgenden Jahre ausgebrochenen siebenjährigen Krieges durch treffliche Anstalten und kräftige Maßregeln zur Behauptung dieser Provinz eifrig mitwirkte, und Friedrichs des Großen Beifall und allgemein ausgezeichneten Ruhm erwarb. Der Sohn, welcher vom

fünften Lebensjahre seine Jugend nunmehr in Schlesien verlebte, rechnete deßhalb in der Folge stets mit Vorliebe sich dieser Provinz angehörig. Seine Erziehung war sorgfältig und fruchtbar; auf die häusliche folgte die öffentliche; zum Studium der Rechte bestimmt, besuchte er die Universität zu Frankfurt an der Oder, und nachher die zu Halle. Die gründlichsten Kenntnisse in alten und neuen Sprachen, sowie in mannigfachen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, begleiteten ihn bald auf den lebenvollen Schauplatz der großen Erfahrungswelt. In seinem zwanzigsten Jahre verlor er seinen Vater, und die frühe Unabhängigkeit, bei günstigen Standesverhältnissen und sehr ansehnlichem Vermögen, erlaubte ihm, seinem regen Triebe nach freiem Forschen und Umherblicken in den verschiedensten Zweigen des Erkennens und in mannigfachen Lebensräumen ungehemmt zu folgen. Nachdem er Deutschland und die Schweiz durchreist und Frankreich vorläufig gesehen, begab er sich nach England, wo er sechs Jahre zubrachte, und eine Zeitlang den Freiherrn vom Stein auf seinen Reisen im Innern dieses Landes zum Begleiter hatte. Auch lernte er hier im Jahre 1786 den Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi kennen, und schloß eine herzliche Freundschaft mit ihm. Andere Deutsche, mit denen er hier näheren Umgang hatte, waren Schönborn, der Freund Klopstock's und der beiden Stolberg, Girtanner aus Göttingen, und der von seinem späteren Wohnorte Bramstedt zubenannte Dr. Meyer.

Die Staatsverfassung und ganze Lebenseinrichtung der Engländer wurde Hauptgegenstand seiner Betrachtung, zugleich widmete sein frommer Sinn religiösen und philanthropischen Anstalten schon damals lebhafte Theilnahme.

Noch vor dem Ausbruche der französischen Revolution kam Schlabrendorf nach Frankreich zurück, und lebte seitdem bis zu seinem Tode fast unausgesetzt in Paris. Mit einem für die Menschheit glühenden Herzen, mit einem hohen und kräftigen Geiste, stand er alsbald im drängenden Gewühle des gewaltigen politischen Lebens, das vom Jahre 1789 an immer stürmischer emporstieg. Leidenschaftlich ergriff er die frühen Hoffnungen, welche sich dem neuen Gange der Be-

gebenheiten in den Herzen so vieler Zeitgenossen anknüpften, und mochte dieselben auch zuletzt noch nicht aufgeben, als sie für die meisten Theilnehmer längst wieder entschwunden waren; persönliche Thätigkeit aber widmete er nur dem, was auf dem Schauplatze so wechselnder Ereignisse inmitten so vieler Verbrechen und Gräuel sich als wahrhaft gut und rechtlich behaupten ließ. Wohlthätig und menschenfreundlich war er überall eifrig bei der Hand, wo für Einzelne oder für Gemeinsames in dieser Richtung sich irgend ein Wirken eröffnet zeigte. In persönlicher Bekanntschaft stand er nach und nach mit den hervorragensten Männern der Revolution, und wirkte auch wohl nach Umständen auf ihre Ansichten und Wege durch seinen Geist und Karakter ein; aber niemals fand er sich bewogen, selber eine sogenannte Rolle zu spielen, wie vielfach und dringend auch die Lockungen dazu sein mochten. Das Schicksal so vieler Deutschen, welche ein Opfer solchen Strebens entweder alsbald selbst wurden, oder in später Enttäuschung ihren besten Sinn und Willen als solches dargebracht sehen mußten, beweist nur, wie richtig Schlabrendorf seine Eigenschaft als Fremder bei diesen französischen Vorgängen, in aller Begeisterung für sie, doch erkannt und bewahrt hat. Mit den Redlichen unter seinen Landsleuten hielt er innig zusammen, mochten auch ihre Wege von den seinigen verschieden sein. Georg Forster schrieb im Mai 1793 an seine Frau von ihm: „Einige Deutsche, die sich hier aufhalten, kommen öfter mit mir zusammen; unter andern ist ein Graf Schlabrendorf aus Schlesien, der dich, als du als Mädchen mit Onkel Blumenbach reistest, in Zürich gesehen hat; ein junger Oelsner, eben daher, der auch in Christie's Haus bekannt; ein junger Schwabe, Namens Kerner, der für die hamburger Zeitung hier Nachrichten schreibt. — Schlabrendorf, in dem gesetzten Alter von vierzig Jahren, ist ein sehr kluger, einsichtsvoller Demokrat und ein Mann von reifer Erfahrung. Er kennt Europa sehr genau, besonders England." Vornehmlich Oelsner und Kerner knüpften mit Schlabrendorf enge Freundschaft. Während der Schreckenszeit wurde dieser, wie jeder ausgezeichnete Mann, schon als Ausländer und Graf, besonders aber auch

als Freund von Condorcet, Mercier und Brissot, den damaligen Gewalthabern verdächtig, und mußte achtzehn Monate im Kerker zubringen, früher in der Conciergerie, nachher im Palast Luxemburg, Tag für Tag des Beils der Guillotine gewärtig, ohne daß dieser Zustand sein Gemüth erschütterte oder seine Ansichten wankend machte. Seine Haare wurden jedoch grau, und sein langer Bart erschien ihm hier zuerst als eine männliche Zierde, die er ungern wieder ablegte, als sie ihm nicht mehr aufgedrungen war.

In dem Gefängnisse fand seine Gesprächigkeit, seine Umgangsgüte reiche Nahrung. Er gab Rath, er leistete Hülfe aus seinen Geldmitteln, er setzte die Vertheidigungsschriften — die stets vergeblichen — mancher Mitgefangenen auf, er unterrichtete die Lernbegierigen zum Nutzen und zur Unterhaltung in Sprach- und Sachkenntnissen. Eine Zeitlang wußte er sich durch den Banquier Schütz über Basel einige Summen aus dem Vaterlande zu verschaffen; da er fast alle Baarschaft unter die dürftigen Mitgefangenen austheilte, so gaben ihm diese den Beinamen des Wohlthätigen. Als ihm der Tod auf dem Blutgerüste schon unvermeidlich erscheinen mußte, übergab er sein beträchtliches Vermögen, soweit es verfügbar war, in Wechseln, seinem Freunde Oelsner, der noch frei war und ihn besuchen konnte, aber schon selbst bedacht sein mußte, durch Entfernung die steigende Gefahr zu meiden. „Nehmen Sie das Geld", sagte ihm Schlabrendorf, „und fliehen Sie, da Sie es noch können. Brauchen Sie es als das Ihre; sehen wir uns wieder, so geben Sie mir zurück, was noch da ist; werd' ich guillotinirt, so gehört es Ihnen ganz." Oelsner kam glücklich über die Gränze, und lebte eine Zeitlang in Oberitalien verborgen, litt manche Noth und Bedrängniß, aber hungerte lieber, als daß er den Schatz angegriffen hätte, und unversehrt lieferte er ihn später mit tausend Freuden dem Geretteten wieder aus. Denn durch ein Wunder entkam Schlabrendorf dem Henkerbeil, und zwar knüpfte seine Rettung sich an seine unbefangene Eigenart. Eines Morgens kam, wie gewöhnlich, der Karren zur Abholung der für den Tag zum Hinrichten bestimmten Personen; auch Schlabrendorf's Namen wurde ausgerufen, und er machte sich ohne

Widerstreben und Klagen sofort auf, um seinem Schicksale zu folgen; Fassung und Gleichgültigkeit waren damals in solchem Falle ganz allgemein, ihm aber vorzüglich eigen. Angekleidet war er bald, nur seine Stiefel fehlten; er suchte sie mit allem Eifer, der Kerkermeister half suchen, allein vergebens, sie waren entwandt, vertauscht oder in einen Winkel gestellt, genug nicht zu finden. Voll Verdruß, nach vielem Bemühen, sagte Schlabrendorf endlich zu dem Kerkermeister: „Nun, ohne Stiefel kann ich doch nicht fort, das sehen Sie ein. Wissen Sie was, setzte er mit harmloser Treuherzigkeit hinzu, — nehmen Sie mich morgen statt heute, es kömmt ja auf den einen Tag nicht an!" Der Kerkermeister fand den Vorschlag richtig: ein anderer Gewinn, als der klägliche eines Aufschubs von vierundzwanzig Stunden, fiel dabei niemanden ein. Der Karren, dessen Ladung durch Einen Kopf mehr oder minder nicht merklich verändert erschien, fuhr mit seinen Schlachtopfern ab, und Schlabrendorf blieb zurück. Am anderen Morgen erneute sich die Abholung; der Versäumte, jetzt mit Stiefeln versehen, war, gleich den Gerufenen dieses Tages, ganz bereit zur traurigen Fahrt, aber sieh da! sein Name kam nicht vor; auch den dritten und vierten Tag nicht, und überhaupt nicht! Sehr natürlich, er war mit der Liste des ersten Tages abgethan für immer; wer konnte so genau nachzählen? Man nahm den Gerufenen als abgeliefert und als guillotinirt an, die Versäumniß kümmerte niemanden, für jeden folgenden Tag hatte man schon anderen Vorrath genug! Der Kerkermeister war kein böser Mensch, er wollte nicht gerade den Angeber machen, aber eben so wenig hätte er den Gefangenen nun freilassen mögen. Dieser blieb also im Kerker vergessen, bis der Sturz Robespierre's, gleich vielen Anderen, auch ihm endlich die Freiheit wiederbrachte.

Die ferneren Erscheinungen der Revolution entzündeten auf's Neue seinen ungeschwächten Antheil an den Hoffnungen eines herrlichen Bürgerstaats. Während er solchen Idealen in den wirklichen Begebenheiten mit Eifer nachstrebte, richtete er zugleich die Kräfte seines edeln Geistes und ansehnliche Geldmittel auf die Beförderung gemeinnütziger, menschen-

freundlicher Unternehmungen. Um die Stereotypie in Gang zu bringen, wandte er beträchtliche Summen auf. Zur Ermunterung mancherlei Gewerbfleißes, für die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, wie später für den Verein zur Förderung der christlichen Moral, für die Bibelgesellschaft und andere Verbindungen zu ähnlichen Zwecken, waren seine großen Beiträge wie sein geistiger Antheil höchst ersprießlich. Die protestantische Gemeinde in Paris konnte jederzeit auf seine Fürsorge rechnen, die Schulen und das Armenwesen dieser Glaubensgenossen insbesondere verdankten ihm bedeutende Wohlthaten. Was er für Einzelne unermüdet gewirkt und geleistet, in dieser wie in jeder Zeit seines Lebens, wäre unmöglich aufzuzählen. Doch tritt dies alles in Schatten vor der leuchtenden Wirksamkeit seines eben so tiefen als reichen und lebendigen Geistes, der durch den Zauber der hinreißendsten Beredsamkeit unaufhörlich in das umgebende Leben überströmte, und besonders für die zahlreichen Deutschen, die er in einer langen Reihe von Jahren aus allen Ständen und Klassen, Vornehme wie Geringe, zu seinem Umgange sich drängen sah, in tausend Beziehungen lehrreich und heilsam wurde. Mit einer unglaublichen Geschichts- und Weltkenntniß ausgerüstet, zu den tiefsten Quellen der Staatskunde gedrungen und mit ihren flüchtigsten Erscheinungen vertraut, im Mittelpunkte der lebendigen Fülle der Tagesgeschichte, sprach er besonders gründlich, scharfsinnig, ja prophetisch über die politischen Gegenstände; seine Einsicht, sein Urtheil, die für jederman offen standen, waren nicht selten die Zuflucht der auswärtigen Diplomaten und die Hülfe deutscher und französischer Gelehrten; mancher Bericht, mancher Aufsatz, der unter anderem Namen daheim Aufsehen und Bewunderung erregt haben mag, war nur der Abfall seiner reichhaltigen, täglich frisch erströmenden Reden und Gespräche. Das berühmte Buch: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate", welches zu seiner Zeit (1804) am trüben politischen Himmel wie ein Lichtmeteor erschien, von Goethe und von Johann von Müller sogleich rühmende Beachtung erfuhr, und für Deutschland fast die ersten enttäuschenden Aufschlüsse über den selbstsüchtigen, verderblichen Gang des nach Allein-

herrschaft ringenden Korsen gab, ist wesentlich sein Werk, aus seinem Geist und aus seinen Mittheilungen, und dem größeren Theile nach unstreitig auch aus seiner Feder geflossen; dem Kapellmeister Reichardt, den man lange als Verfasser insgeheim, und später, als die Gefahr geschwunden war, öffentlich genannt hatte, gebührt nur das Verdienst, dem Buche ein muthvoller (wenngleich anonymer) Herausgeber gewesen zu sein, und dem Texte vielleicht hin und wieder einen Zusatz oder eine im Einzelnen nöthig erachtete Ausdrucksveränderung gegeben zu haben.

Unter Napoleon's Herrschaft hatte Schlabrendorf seine heitern Freiheitshoffnungen fast ganz in den düstern Haß gegen den selbstsüchtigen Zerstörer derselben zusammgezogen. Wie früh er dessen wahre Art und Bedeutung in Betreff der französischen Zustände erkannt, berichtet uns schon vom Jahr 1801 her sehr artig Jacobi, der in einem späteren Briefe an Klinger sagt: „Ein in jeder Absicht ausgezeichneter Mann, ein Deutscher, der die ganze französische Revolution durchgelebt und durcherfahren hat, — er wurde schon 1786 in London mein Freund, und ich fand ihn vor nun zwei Jahren in Frankreich wieder, — dieser sagte zu mir: „Es war acht Jahre lang hier alles drüber und drunter gegangen, wie in einer Bauernschenke, einem Saufgelage, wo Einer den Andern überschreit, eine Prügelei die andere ablöst. Da trat Bonaparte mit seinem Holla! auf. Holla! rief er, und nur ein Holla machte er. Sein Erstes war, alle Lichter auszublasen. Er brachte keine Entscheidung, sondern nur ein Ende aller Fragen. Gleichviel, schrie er: Freiheit oder keine Freiheit, Religion oder keine Religion, Moral oder keine Moral; es ist alles einerlei; liberté, égalité, dabei bleibt es; und daß jetzt nur Keiner mehr das Maul darüber aufthue, und sich anders rühre, als man es ihn heißt; denn wie es nun ist, so sollte es werden, und so muß es bleiben! — Dieselbe Rede, nur nach den Umständen ein wenig verändert, hat der große Mann seitdem an das ganze Europa gerichtet: Das einzige noch übrig gebliebene Jakobinernest, England, soll zerstört werden, und dann wird es sich mit dem unverschämten Selbstdenken und Selbstwollen überall

wohl geben, und alles draußen sich ebenso gemächlich fügen, wie es im Innern sich wirklich schon gefügt hat. Mit dem deutschen Vorwitz hat es ohnedies nichts zu sagen; man droht nur mit dem Stock und sogleich ist alles still." Auch in der Folge hörte Schlabrendorf nicht auf, gegen Napoleon immerfort mit allem Nachdruck seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe sich auszusprechen. Der dänische Dichter Baggesen wurde durch ihn in gleicher Richtung vorzüglich bestärkt und angefeuert. Schlabrendorf entging der Verfolgung des Machthabers vielleicht nur durch die Zurückgezogenheit und Sonderbarkeit seiner Lebensweise, die für ihn das vortheilhafte Zeugniß der Unschädlichkeit ablegen mochte. Im Hôtel des Deux Siciles in der Rue Richelieu, wo der Postillon ihn bei seiner Ankunft aus England zuerst hingefahren, bewohnte er nach langen Jahren noch dasselbe Zimmer im zweiten Stock, das er nie verschloß und immer seltener verließ. Ohne alle Bedienung, umgeben von spärlichem, zerfallendem Hausrath, in zerrissener Kleidung, mit allem Zubehör einer cynischen Gewöhnung, empfing er, Diogenes von Paris, wie er scherzend selbst sich nannte, in seiner Tonne täglich zahllose Besuche von Menschen aller Stände und aller Nationen, willig jede Arbeit sogleich unterbrechend, und jedem Gespräche, das auf die Bahn kam, mit allem Reichthum seines Innern sich hingebend. Keine Rücksicht konnte ihn hemmen, selbst dem unbescheidenen Frager gab er, wenn auch unwillig, die ergiebigste Auskunft; häufiger freilich kam er den Fragen zuvor; zuweilen vier, ja fünf und sechs Stunden lang konnte er ununterbrochen, im schönsten Gedankenzusammenhange, mit beweglichster Einbildungskraft und mit steigendem Reiz, durch seine reiche Rede den Hörer fesseln, über die Stunden durch die Annehmlichkeit der Mittheilung täuschend; man erzählt, daß er, am frühen Abend mit dem Lichte in der Hand einen Freund (Wilhelm von Humboldt) zur Treppe geleitend, mit demselben am hellen Tage noch im Gespräch begriffen an solcher Stelle gefunden worden. In seiner Offenheit verhehlte er selbst den abgeschickten Spähern, die ihn zu Zeiten aufsuchten, seine Gesinnung und Denkart nicht; ein solcher Mann, der frei

und gerade seinen rechtschaffenen Wandel verfolgte, nichts insgeheim und auf Nebenwegen herbeizuführen suchte, für sich selbst nichts Weltliches erstrebte, keinen Einflüsterungen unbedacht Gehör gab, an keinerlei Ränken jemals Theil nahm und dabei als ein Sonderling erschien, dünkte den damaligen Gewalthabern eher zu belachen als zu fürchten, und die Polizei Napoleon's, die mit dringenderen Sachen beschäftigt war, ließ ihn unangefochten.

Seine bedeutenden Einkünfte verwendete er, da er für sich fast gar nichts brauchte, meist ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken. Als er in Preußen wegen seines Außenbleibens mit dem Verluste fast seines ganzen Vermögens bedroht war, blieb sein gleichmüthiger Sinn ungestört, und selbst die für eine Zeit wirklich eingetretene Entziehung der Einkünfte konnte ihn nicht bewegen, durch irgend einen Schritt, der ihm als Zwang erschien, solchen Nachtheil abzuwenden. Er sollte nämlich, wenn auch nur auf kurze Zeit, zurückkommen, oder seinen Verwandten die Güter abtreten unter Vorbehalt, daß ihm der Ertrag derselben bliebe; die Verwandten sandten deßhalb aus Berlin im Jahre 1796 den Bramstedter Meyer mit Vorschlägen an ihn nach Paris, eine spätere Reise des Kapellmeisters Reichardt hatte denselben Zweck, aber eben so wenig Erfolg. Schlabrendorf gestand jedoch selbst, daß er die Vergünstigung, die einem Staatsbürger zum Aufenthalt im Auslande billigerweise gewährt sein mag, für sich bis zum Mißbrauche verwendet habe. In beinahe vierzigjähriger Abwesenheit hörte er indeß nicht auf, durch Gesinnung und Theilnahme ein Deutscher, ein Preuße und noch insbesondere ein Schlesier zu sein, als ob er immerfort im Vaterlande geblieben wäre, und er wußte und kannte alles genau, was dort in Staatsverwaltung, Rechtspflege, Erziehung, Sittenart und Litteratur gethan und betrieben wurde. Kant, Fichte, Klopstock, Pestalozzi, Lichtenberg, Schiller, Richter, Voß, den er sehr liebte, und Goethe, der auch ihm als größter Stern leuchtete, waren inmitten von Paris und der Revolution seine treuen Begleiter. Seine Hülfe, seine Unterstützung erstreckte sich vielfach auf die Angelegenheiten der fernen Heimath. Als Domherr von

Magdeburg schloß er auch diese Stadt in den engeren Kreis seiner Neigungen ein, und bewies dortigen Anliegen der Einzelnen wie des Gemeinwesens seine vorzügliche Theilnahme. Große Summen ließ er wiederholt an die preußischen Kriegsgefangenen in Frankreich austheilen. Jede Noth und Verlegenheit fand bei ihm Gehör und Hülfe. Er betrachtete sich als einen in der Fremde angestellten Armenpfleger seiner Landsleute; Gelehrte, Künstler, besonders Handwerksburschen ohne Zahl, empfingen seine oft nach Umständen äußerst beträchtlichen Spenden, ohne daß irgend ein Unterschied galt, als der der Bedürftigkeit. — Im Jahre 1813 endlich nahm er sich ernsthaft vor, an der kriegerischen Erhebung Preußens, die seine heißesten Wünsche und freudigsten Hoffnungen belebte, persönlichen Antheil zu nehmen; allein böse Ränke wußten seine Abreise zu verhindern, ihm wurden keine Pässe bewilligt, und er mußte die Ereignisse in Paris abwarten. Doch hemmte dies seinen Eifer und seine Mitwirkung nicht; was er nur an Geld und Gut aufzubringen vermochte, große Summen, durch die Bedrängniß der damaligen Zeit in ihrem Werthe noch erhöht, brachte er rücksichtslos dem Vaterlande dar. Wichtige Dienste leistete er der Sache der Verbündeten noch nach dem Einzuge in Paris. Die angesehensten Staatsmänner und Feldherrn besuchten ihn dort. Sein edler Vaterlandseifer empfing zur Belohnung das eiserne Kreuz, welches ihm, der sonst kaum auf Orden und Ehrenzeichen achtete, als eine durch Stiftung und Bedeutung vor allen anderen ausgezeichnete Zierde galt. Schon nach dem ersten Einzuge der Verbündeten in Paris, noch mehr aber nach dem zweiten, regte sich häufig in ihm der Wunsch und die Neigung, nach Deutschland zurückzukehren und seine Tage im Vaterlande zu beschließen. Gewohnheit hielt ihn jedoch in Paris fest, und er unterließ jene Rückkehr, wie so vieles, was er eifrig gewollt, und lebhaft besprochen, indem die Thätigkeit, die sich so leicht dem Durchdenken von Absichten und Planen zuwandte, nur schwer oder gar nicht zu den Anstalten der Ausführung überging.

Seine Lebensart blieb im Ganzen dieselbe, nur daß die Besuche, die er empfing, jetzt auch aus den unteren Klassen

häufiger wurden, ohne daß die der Vornehmen sich merklich verringerten: leider auch mit manchen Wichten und Lumpen gab er sich nur allzu gütig ab, und hatte später wenig Dank davon: Aus Bequemlichkeit hatte er schon früher seinen Bart wachsen lassen, bald wurde dies eine Liebhaberei, und zuletzt eine ernstliche Hauptsache bei ihm, die er mündlich und schriftlich mit Lebhaftigkeit vertheidigte und anempfahl. Mehr als früher befliß er sich jetzt auch des Schreibens. Als Schriftsteller wollte er zwar nicht auftreten, aber gern ließ er seine Blätter und Hefte schriftstellerischen Zwecken Anderer dienen. Geradezu verschenken mochte er geistiges Eigenthum bisweilen, wie anderes, und die Empfänger durften, ja mußten sogar dasselbe nun als Eigengehöriges behaupten. Sein Reichthum an Gedanken und Erschauungen war so groß, daß er alles Ausgesprochene sogleich der Welt überließ, und seinen Mittheilungsbedarf gleichsam jeden Augenblick selbstthätig aus frischen Vorräthen erneute. Nach manchen Vermuthungen, denen wenigstens die Schreibart und der Gehalt mächtig zustimmen, sollte auch die in Leipzig 1816 erschienene kleine Schrift: „Einige entferntere Gründe für ständische Verfassung" von Schlabrendorf herrühren, doch hat später der Professor Hegewisch in Kiel sich als Verfasser öffentlich genannt. Von Schlabrendorf ist ganz bestimmt der Artikel Horne Tooke in der Biographie universelle, vielleicht auch noch andere Abschnitte dieser Sammlung.

Die Eigenthümlichkeit seiner Ansichten zeigte sich meist sehr auffallend; auch wenn die Resultate nicht neu erschienen, waren es fast immer die Wege, auf denen man ihn dazu gelangen sah. Seine tiefsinnigen Ergründungen hatten in seinem Kopfe ein vollständiges, eigenthümliches System des Staats ausgearbeitet, eine Art von Urbild wie Platon's Republik, dessen Richtung jedoch das gerade Gegentheil der revolutionairen Bestrebungen war, die sich unter seinen Augen in so schreckliche Abwege verirrten. Aber auch in anderen Gebieten des Denkens versuchte sein reicher Geist sich mit fruchtbarem Erfolge; ein Werk über allgemeine Sprachlehre hatte er der Vollendung nahe gebracht, seine Forschungen über Wortabstammungen, seine Versuche in deutscher Sprach-

bildung, wären sehr der öffentlichen Mittheilung werth. Einige theils ihm entlehnte, theils in seinem Sinne geistvoll vorgetragene und weitergebildete Entwickelungen über Sprachsachen liefert das gehaltvolle und empfehlenswerthe Werk: „Ueber die Sprache (Heidelberg 1828)", welches ein würdiger Freund und Verehrer Schlabrendorf's, der Dr. Jochmann aus Riga, mit ausdrücklich angedeuteter Beziehung auf ihn geschrieben hat. Von demselben finden sich schätzbare Mittheilungen über Schlabrendorf in Zschokke's Prometheus. Denkwürdigkeiten über die französische Revolution, im Sinne der Diskurse des Machiavelli über den Livius, schwebten dem Grafen lange als eine Lieblingsaufgabe vor; gesprochen hat er gewiß mehrmals ihren ganzen Inhalt, aber zum Niederschreiben kam er nicht. Sinnvolle Kernsprüche, in deren oft seltsames Gefüge er die Ergebnisse seiner sittlichen und geschichtlichen Ansichten einzupressen bemüht war, beschäftigten heiter manchen seiner späteren Tage. In solcher Art machte er auch verschiedene Grabschriften auf sich selbst; eine davon, in lateinischer Sprache, „Civis civitatem quaerendo obiit octogenarius."

In seinen letzteren Jahren beschäftigte ihn auch die Sammlung von Büchern und Schriften in Bezug auf die französische Revolution. Er hatte viele tausend zum Theil allerseltenste Sachen zusammengebracht, und beabsichtigte diesen einzigen Schatz geschichtlicher Quellen einer preußischen Universität zu schenken. Aber auch sein Testament war ein Werk, mit dem er sich lange trug, ohne damit in's Reine zu kommen; er wollte eine allgemeinere Schulstiftung mit einem Familienfideikommiß vereinigen, allein seine zahlreichen Plane hiezu schwankten noch unentschieden, als der Tod ihn übereilte, und ein aufgefundenes frühzeitiges Testament, zu Bentheim schon im Jahre 1785 niedergelegt, vor Gericht zur Sprache kam, und den Sinn des Abgeschiedenen jetzt nur in unreifen und dabei doch schon veralteten Bestimmungen darstellte.

Schlabrendorf erkrankte nämlich im Sommer 1824, und verließ, auf dringendes Verlangen seiner Freunde und seines Arztes Dr. Spurzheim, die dumpfe Stadt, um eine ländlich-

heitere Wohnung unter Obhut eines französischen Arztes in Batignolles zu beziehen. Dort verschlimmerte sich jedoch sein Zustand, indem er schon Besserung zu versprechen schien, und der edle Greis, bis in seinen letzten Stunden von hohen Vorstellungen und reichen Gedanken umgeben, verschied am 21. August 1824. — Baares Geld fand sich nur so wenig vor, daß die preußische Gesandtschaft die Begräbnißkosten größtentheils vorschießen mußte. Der Präsident des protestantischen Konsistoriums zu Paris, Herr Prediger Goepp, hielt über den Text: „Das Andenken der Gerechten bleibt im Segen" eine würdige Leichenrede, und die Bestattung erfolgte auf dem Kirchhofe des Père La Chaise unter großem Zudrang von Theilnehmenden. Die beträchtliche Hinterlassenschaft, worunter die Herrschaft Kolzig in Schlesien, wurde Gegenstand mehrer Prozesse, da man das vorgefundene frühe Testament, von mehreren Seiten anfocht. Die Bücherssammlung wurde versteigert, und ging so dem gehabten Zweck auf immer verloren! Möchte der handschriftliche Nachlaß, in wohlbesorgter Herausgabe mit anderweitigen Beiträgen verbunden, auch dem größeren Kreise von Landsleuten, die den Verewigten nicht persönlich gekannt, ein gerechtes Denkmal seines Namens werden!

Wir geben hier vorläufig einige Bausteine zu einem solchen Denkmal. Zuerst lassen wir den flüchtigen Umrissen seines Lebens, wie wir sie eben mitgetheilt haben, einige Züge aus den Hunderten folgen, die sich von den Eigenheiten des trefflichen Mannes sammeln ließen, aber nicht alle schon jetzt erzählbar sein dürften. —

Von seiner menschenfreundlichen Hingebung in jeder Art an Hülfsbedürftige und Unglückliche giebt nachstehende Geschichte ein sprechendes Beispiel. Während Schlabrendorf in England war, geschah es, daß ein deutscher Handwerksbursch daselbst wegen versuchten Straßenraubs vor Gericht gestellt wurde. Der Unglückliche war auf der That ergriffen, die Sache selbst keinem Zweifel unterworfen, dem Ausspruch des Gesetzes unentfliehbar; es half nichts, daß der Arme nur im Augenblicke der schrecklichsten Noth und ohne Waffen zu jenem verzweifelten Versuche geschritten war; die Todesstrafe

wurde ausgesprochen. Kaum hatte Schlabrendorf von dem bevorstehenden Schicksale des ihm sonst unbekannten Landsmanns gehört, als er sich des Verlassenen eifrigst annahm, ihn wiederholt besuchte, und zuletzt, um seine Hülfe und Tröstung wirksamer darbieten zu können, mit ihm das Gefängniß ganz und gar theilte. Die Hinrichtung war nicht abzuwenden; Schlabrendorf aber, in seiner menschenfreundlichen Sinnesart muthig ausharrend, begleitete den armen Sünder, in Ermangelung eines Geistlichen von dessen Glauben, zur Hinrichtung, und blieb unter frommem Zuspruch an des Unglücklichen Seite, bis derselbe den Geist aufgegeben hatte. Der König Georg der Dritte erfuhr diesen schönen Zug hochherziger Menschenliebe; wurde lebhaft davon ergriffen, und bezeigte dem edeln Grafen seitdem eine ganz besondere Hochachtung. Ein anderer Fall zeigt seine Großmuth in nicht weniger hellem Lichte. Ein Magdeburgischer Kaufmann befand sich in Paris wegen Schulden in Verhaft. Seine dreizehnjährige Tochter wurde veranlaßt, sich an Schlabrendorf zu wenden, und that dies nicht vergebens. Die erforderliche Summe betrug achttausend Franken, und Schlabrendorf hatte deren nur viertausend zur Verfügung, aber augenblicklich schaffte er die fehlenden viertausend durch ein Anlehen herbei, und die Tochter hatte das Glück, ihren Vater sofort in Freiheit zu sehen. Merkwürdig war auch sonst sein Benehmen in Betreff des Geldes. Er besuchte, ungefähr um die Zeit des Anfangs der französischen Revolution, in Karlsruhe den Markgrafen Karl Friedrich, mit welchem vortrefflichen Fürsten er in der schönsten, innigsten Bekanntschaft stand. Der Naturforscher Gmelin fuhr mit Schlabrendorf nach Rastatt, wo sie über Nacht bleiben wollten. Das Wirthshaus war aber ganz besetzt und voller Bewegung. Mit Mühe erlangte Gmelin von dem Wirthe ein kleines Stübchen gleicher Erde neben der Hausthüre, das sonst gar nicht in Betracht zu kommen pflegte. Zur Nacht sich entkleidend hängt Schlabrendorf seinen Rock lässig an den Thürpfosten, und legt sich ruhig schlafen. Gmelin wollte die Thür schließen, da versicherte Schlabrendorf, er könne durchaus nicht in einem verschlossenen Zimmer schlafen, und

die Thüre blieb also unverschlossen. Schlabrendorf schlief alsbald ein, Gmelin aber, der die fortdauernde Bewegung im Hause hörte, auch manchmal die Stubenthüre durch Irrthum anfassen und aufklinken hörte, und Ueberfall von Fremden, vielleicht auch Dieberei fürchtete, that fast kein Auge zu. Als er dies am anderen Morgen seinem Schlafgenossen klagte, lachte dieser, und zeigte aus seinem Rocke hervor einige Rollen Gold und für dreißigtausend Gulden Wechsel, die ruhig am Thürpfosten mitgehangen hatten, ohne daß ihm darum bange gewesen! Als Gegenstück dieses Falles, wo das Geld der ängstlichen Sorge um dasselbe nicht werthgeachtet erscheint, noch ein anderer Zug, in welchem die Vorstellung von Recht und Unrecht dem Theile mehr Werth als dem Ganzen beilegt. Ein Wechselhaus in Deutschland hatte an Schlabrendorf eine Summe von etwa zwanzigtausend Franken zu übermachen und zeigte ihm an, daß dieses Geld nach beigelegtem Ausweise zu seiner Verfügung bereit liege. An der Berechnung fand er eine Kleinigkeit auszusetzen, er glaubte die Gebühren um ein Geringes überschritten, und mit allem Unwillen eines Gekränkten und Mißhandelten that er Einspruch. Vergebens suchte sich das in wohlerworbenem Rufe geachtete Wechselhaus zu rechtfertigen, er blieb dabei, man habe ihn übertheuert, und war nicht zu bewegen, das Geld zu beziehen; lieber, als in solches, nach seiner Meinung, ihm zugefügtes Unrecht einwilligen, ließ er alles fahren, und lange Jahre hindurch blieb auf diese Weise bei den betroffenen Leuten die ganze Summe ungenutzt liegen. Welchen Ausgang die Sache zuletzt genommen, ist uns nicht bekannt geworden. — Mehreres, was Niemeyer im zweiten Theile seiner Deportationsreise nach Frankreich aus dem Jahre 1807 von Schlabrendorf Anmuthiges und Gefälliges erzählt, möge dort nachgelesen werden. —

Merkwürdig und unterhaltend wird es dem Leser sein, den edeln Greis aus der Feder seines Freundes Oelsner, um dessen allzufrühen Abschied wir auch schon trauern müssen, mit aller Unbefangenheit vertraulicher Mittheilung rückhaltlos geschildert zu finden. Er schreibt:

— „Bei meiner Rückkehr von Plombieres fand ich

Schlabrendorf nicht mehr. Obwohl ich ihn krank wußte, länger und gefährlicher, als er selbst glaubte, hatte ich doch nicht gefürchtet, daß er schon so früh entschlummern würde. Vielleicht ist gefehlt worden, daß man ihn, ohne Uebergang, aus der verdickten Atmosphäre seiner Wohnung in ein luftiges Krankenhaus versetzte. Ihm selbst wird vorgeworfen, er habe, der Bedenklichkeit seines Zustandes inne, die Mittel der Genesung übertrieben. — So alt er auch geworden, hat er doch eigentlich sein Leben abgekürzt durch die thörichte Lebensweise, in welche er, aus einer Art von Sparen, versunken war. Nur eine sehr gesunde und kräftige Natur konnte, ohne zu wanken, das Einsitzen, den Schmutz, die elende Kost, zehn Jahre lang, aushalten. Zuverlässig war sein Körper auf Dauer organisirt. Es ist unglaublich, was dieser zu entbehren vermochte. In früheren Jahren hat ihm Schlabrendorf bisweilen, zur Probe, zweimal vierundzwanzig Stunden, und mehr, alle Nahrung verweigert. Ebenso machte unser Freund an sich moralische Experimente. Er ist dadurch zu einer inneren ungewöhnlichen Ausbildung gelangt. Schade, daß diese und seine anderen Mittel keinen, seinen übrigen Verhältnissen angemessenen Wirkungskreis gefunden. Wie unendlich viel hätten da sein guter Wille, seine Redlichkeit, seine edle Uneigennützigkeit, seine mannigfaltigen Kenntnisse und Einsichten genützt! Im Pflichtverkehr mit der Außenwelt würde eine gewisse Ueberspannung, die seinen Begriffen anhing, zu mäßigerem Niveau herabgestiegen sein. Sein Leben stand im Widerspruche mit den Grundsätzen, die er sich gemacht hatte, und die er predigte. Auch fühlte er sehr, daß er es zu keinem ihm selbst genügenden Zwecke verwandt. Unschlüssigkeit, Hingebung in das Interesse des Augenblicks, zu große Willfährigkeit für Andere, Geselligkeit, Gesprächigkeit, mitunter Stolz, insbesondere aber bis zur geringsten Umständlichkeit ausgesponnene Entwürfe sind schuld, daß keiner seiner Lebenspläne zur Ausführung gekommen. Zuletzt trösteten ihn über das verfehlte Sein die Verkehrtheit der Welt und die Ueberzeugung, daß er doch nicht viel würde ausgerichtet haben. Ernstlicher konnte er sich damit trösten, eine lebendige Wohlthätigkeitsanstalt für Arme und Hülfs-

bedürftige zu sein. Diese wandten sich nie vergebens an seine weichherzige Freigebigkeit. Für sie war bei ihm beständig Almosen bereit, Empfehlung und guter Rath. Allein da er nie in Noth gewesen, und blutwenig persönliche Bedürfnisse hegte, so erkannte er die der Anderen nur inwiefern sie ihm geklagt wurden. Er ist Jahre lang auf einem vertrauten Fuß mit Leuten umgegangen, denen er wohlwollte, und gern gedient hätte, wenn sie den Muth gehabt, sich über ihre Lage auszusprechen, von der ihm nichts ahndete. Selten sich einer öffentlichen Subskription entzogen und fast immer erkleckliche Beiträge ausgeworfen zu haben, wird er der Ostentation bezüchtigt. Man muß, däucht mich, dem Geweingeiste seine Schwächen zu gut halten. An sich selbst sparte, ja knauserte er. Das Wohlfeilste war ihm das Liebste. So trank er z. B. schlechten Wein, und war nicht zu bewegen, besseren anzuschaffen. Die paarmal, da in seinen besseren Zeiten ihn die Lust angewandelt, seine Freunde zu bewirthen, lassen sich an den Fingern abzählen. Dem, der in die Vielseitigkeit des menschlichen Gemüths einzudringen und die Widersprüche desselben auszugleichen weiß, darf ich es sagen, daß Schlabrendorf, bei aller seiner Freigebigkeit, einen natürlichen Hang zum Geize besaß. Die beträchtlichen Summen, welche er zehn, zwanzig Jahre, und länger, ohne Nutzung in fremden Händen liegen und lieber schwinden ließ, als sie verlieh oder verschenkte, unterstützen meine Behauptung. Bis in sein hohes Alter blieb er, trotz seines Schmutzes, liebenswerth und gefiel den Frauen. Es ist zu bedauern, daß keine ihn gefesselt hat. Seine, nicht eben hackele, Sinnlichkeit zu reizen und zu beschäftigen, hielt nicht schwer. Zu seinen Idealen gehörte eine kinderreiche Ehe. Ihm wäre sie ein wahrer Segen gewesen. Bei meinem ersten Aufenthalte in Paris lernte er durch mich eine junge, sehr anziehende Schottländerin kennen, Miß Christie, die, vor einiger Zeit noch, glücklich verheirathet zu Inverneß lebte. Mit ihr versprach er sich. Die Pässe lagen bereit, sie, ihren Bruder und ihre Schwägerin nach der Schweiz zu begleiten, um dort die Ehe zu schließen, als Schlabrendorf verhaftet ward. Durch seine Gefangenschaft und ihre nothgedrungene Abreise

aus Frankreich zerschlug sich die Sache. Dieses Mißgeschick scheint ihm nicht sonderlich zu Herzen gegangen zu sein. Persönliche Anhänglichkeiten waren bei ihm nie sehr stark. Destomehr besaß er allgemeines Wohlwollen. Er sahe mich gern, er schätzte mich und bezeigte Achtung für meine Ansichten und Urtheile; auch war er zu jeder Gefälligkeit geneigt, die ich hätte verlangen können. Allein ich konnte wegbleiben, ihn unbesucht lassen, so lang ich wollte, ohne daß er es bemerkte. Unser hauptsächlicher Verkehr bestand in Conversation. Ich brauche Ihnen seinen Umgang nicht zu schildern. Nachsicht und Verträglichkeit, offener, für jede mögliche Situation empfänglicher Sinn, Theilnahme und Mittheilung aus einer reichmöblirten Denkkraft machten Schlabrendorf zu dem anmuthigsten und einnehmendsten Gesellschafter, dessen unbefangene Seele, dessen Selbstvergessenheit ihm die Herzen gewann. Kein Mensch ist je, wie er, aller Art von Umtreiberei fremd geblieben. Und doch hätte er, in seinen letzten Tagen noch, dem Polizeiwesen in die Hände gerathen können. Ein junger Mahler hat vor einigen Jahren ein wohlgetroffenes Bildniß von ihm verfertigt. An jenen wandten sich einige junge Deutsche, zuerst schmeichelnd, dann mit Gelderbietungen. Sie verlangten Kopie. Der Künstler, dem die Erlaubniß zu mahlen nur unter der Bedingung bewilligt worden, daß er niemandem Abschrift liefre, ist ein zu ehrlicher Mann, um nicht Wort zu halten, oder sich bestechen zu lassen. Also wurden die Versuche abgewiesen. Die vielfältige Wiederholung derselben erregte indeß seine Neugier, zu wissen, warum man den Gegenstand mit solcher Hartnäckigkeit beziele. Er erfuhr, daß die Thorheit wünsche, den herrlichen Kopf mit seinem Barte in ihren Versammlungen aufzustellen. Denken Sie sich die Folgen für den unschuldigen Greis, wenn sein Bildniß als eine Art von Baphomet irgendwo entdeckt wurde!" —

— „Der sonderbare Mann hat die geringfügigsten Papierschnitzel aufbewahrt. Ein mächtiger Schwall von Schriften zeigt sich in seinem Nachlaß. Ich habe den Wunsch geäußert, daß Ihnen die schriftstellerischen Arbeiten die moralisch-politischen wenigstens, zur Sichtung überantwortet werden.

Die linguistischen zeigen einen ungeheuern, oft unleserlichen Kram. Aber mit wieviel Allotrien sich der gute Mann doch auch beschäftigt hat! Ganze lange Listen von Ordensgliedern zu kopiren! Tag für Tag sind die Besuche angemerkt, die er erhalten hatte. Wollte er sie dereinst vielleicht wiedererstatten? Den zahlreichsten Papierstoß bilden die Hülfsgesuche. Man sieht daraus, daß er viel wohlgethan, und wie sein Ruf bis in die entlegensten Hospitäler gedrungen. Bei alledem war es ein verfehltes Leben. Er hat es oft selbst gefühlt. In einer der mehreren Grabschriften drückt er Gedanken aus, daß mit ihm nichts als Projekte, aber unermeßlich viele und unglaubliche zu Grabe gehen." —

— „Schlabrendorf wollte im Handeln vorsichtiger sein und klüger, als die ganze übrige Welt. Niemand hat je in Hinsicht seiner selbst unglücklicher fehlgegriffen. Im Widerspruche mit seiner Natur machte er sich zum Klausner, während er nicht ohne Umgang leben und denken konnte; denn Verkehr mit Anderen wirkte auf ihn wie magnetische Reibung, er gerieth dann wachend in einen Zustand von Somnambulism, der, seinen Geist aller unmittelbaren Umgebung entrückend, wahre Genialität in ihm erzeugte. Sich selbst überlassen hingegen war der seelengute, wohlwollende, ächt fromme Greis von tausend Bedenklichkeiten umfangen, die seine Eingezogenheit ihm lästig, öde, traurig machten. Stolz versperrte den Austritt; man wollte nicht eingestehen, geirrt zu haben. Wie sehr ihn die thörichte Lebensart drückte, zeigt die stete Bereitwilligkeit, das Pult, an dem er Silben zählte, zu verlassen, um sich dem ersten besten unbedeutenden Besuche auf halbe Tage hinzugeben. Wäre sein Gedanke nach innen gerichtet, stark oder leidenschaftlich an einen Gegenstand der Betrachtung gefesselt gewesen, so hätte er unmöglich an dem langen Erörtern und oft zwecklosen Geplauder Behagen gefunden. Doch Friede und Ehre schwebe über seiner Asche! Kein Sterblicher hat es mit Zeit und Nachwelt besser gemeint." —

Schließlich theilen wir von Schlabrendorf selbst hier einige der schon erwähnten Kernsprüche, — oder Einzelblicke, wie er sie nannte, — in der Fassung und Gestalt mit, wie

er sie eigenhändig aufgesetzt und zu verschiedenen Zeiten uns freundlich zugefertigt hat. Die Wunderlichkeit des Ausdrucks und der Sprachfügung wird freilich öfters Anstoß geben. Er fühlte selbst das Mißliche, und wünschte sich durch den Beifall der Freunde gestärkt und gerechtfertigt zu sehen. Oelsner, dem er solche Proben zur Beurtheilung vorgelegt, schrieb ihm unverhohlen wie folgt:

„Einiger Bedenklichkeiten wußte ich mich nicht zu erwehren bei Lesung des Blattes, von dessen hohem Werthe ich übrigens durchdrungen bin, denn der Lehre gehet das Muster zur Seite, beide wie nur ein Tiefforscher sie uns geben kann. Zuerst entstand die Frage, wird der Vortrag Eingang finden? Es ist fast unmöglich, daß ein sehr gedrängter in gleichem Verhältnisse bündig und fließend sei. Gesuchte Wendung, unnöthiger Zwang sind anstößig. Man sieht keinen Grund z. B. „des fünften Karls" dem üblichen und daher allgemein verständlicheren „Karls des Fünften" vorzuziehen. Sinnsprüchen, die entweder einen politischen Satz, doch nicht ohne Rückhalt kund thun, oder eine moralische Betrachtung an's Gemüth legen sollen, wie die mir gefeierten Einzelblicke, sind der pythische Ton und Rhythmos glücklich angemessen. Sollten diese aber nicht für einen rein didaktischen Gegenstand allzu gravitätisch sein? Ganz gewiß erschweren sie den mißtrauischen Gang auf neugebrochener, uneingetretener Bahn. Daß Anwendung der ertheilten Vorschriften mannigfaltigen Nutzen stiften werde, unterliegt keinem Zweifel. Aber laufen wir nicht Gefahr, die Zeugungskraft unserer Sprache über Maß zu wecken? Leicht könnte sie in polypenartige Geilheit ausschweifen, und wir geriethen dann in nicht geringe Verwirrung. Andererseits ist eine vollkommen schulrechte Sprache noch darum keine anmuthige. Ich kann irren; aber mir scheint, daß, wenn jeder Vorstellung ein streng abgezeichneter Ausdruck beschieden wäre, diese Einmarkung ihrer Regsamkeit höchlich schaden würde. Erst seitdem sich unsere Sprache in ihren Formen und Gebärden den ausgebildeteren Nachbarinnen genähert hat, ist sie umgänglicher geworden. Dessenungeachtet haufet sie im Mittelpunkte von Europa noch immer ziemlich verlassen. Dem Auslande

behagt sie wenig. Ich fürchte, wenn wir ihr die altgothische Tracht gar zu eng anschnüren, daß sie noch mißfälliger wird. Ihren modernen Schwestern muß sie sich hüten fremd zu werden. Der lebendige Verkehr zwischen den europäischen Völkern sorgt dafür, und macht eine gänzliche Reform unmöglich. Ist der Vortheil einer völlig homogenen Sprache wirklich so groß, wie wir uns einbilden? Denken die deutschen Köpfe heller in ihrer Ursprache, als der Engländer in seiner aus den fremdartigsten Elementen zusammengesetzten? Zu bestimmen wäre, wie weit sich die Spracheinigung erstrecken soll. Bannen wir Wörter, wie Komplott, Magistrat, Proviant, so kann am Ende man auch Kehraus machen mit Ordnung, Fenster, Bischoff und dergleichen. Aufnahme ausländischer Substantiven bereichert die deutsche Sprache mit Endigungen, deren sie keine große Mannigfaltigkeit besitzt. Die meiste Hülfe thut dem Zeitworte noth. Wer das gelenker machen könnte! Auch ersetzt die Leichtigkeit, Derivativen zu schaffen, ganz und gar nicht, was uns hier an Stammwörtern gebricht. Zuletzt sehe ich unsere Sprache lebensgern von einer Menge nichtssagender Silben gereinigt. Vielfach bitte ich um Nachsicht, auf Belehrung hoffe ich." —

Wiefern die hier ausgesprochenen Bedenken und Warnungen Gültigkeit haben, beurtheile jeder kundige Leser selbst. Daß sie im Ganzen gegen die Vorliebe und beinah Leidenschaft, mit denen die verführerische Richtung einmal ergriffen und die im bürgerlichen Leben mißbilligte Herrschwillkür auf das Sprachgebiet geworfen war, wenig ausgerichtet hat, werden die Sprüche selbst, welche nun folgen, auch ihrem sonstigen Gönner noch oft genug darthun. Daß bei manchem Gelungenen hier vieles Mißrathene stehe, wollen wir auch unsererseits gar nicht läugnen.

1830.

I.

Der cherubinische Wandersmann von Angelus Silesius überraschte mich um so mehr, als der zum Seelenarzt gewordene kaiserliche Leibarzt, eine Umwandlung, die auch heut so uneben nicht dünkt, — mir noch völlig unbekannt war. Allein beim ersten Durchblättern fand ich mich oft ganz wie zu Hause, wovon ich dem geistreichen Dollmetscher, als Beläge meines Dankgefühls, nur einige Nummern hier anführen will. Ja, bald erinnerte ich mich auch, wohl schon manches, freilich nach meiner Art, und ich bin weder Seelen- noch Leibarzt, dem Papiere längst anvertraut zu haben. Hiervon ebenfalls ein paar Beläge.

1.

Der Priester, Angelus Silesius:

Die schönste Weisheit.

Mensch! steig' nicht allzu hoch, bild' dir nichts übrigs ein;
Die schönste Weisheit ist, nicht gar zu weise sein.

Der Laie, Eremita Parisiensis:

Ausflug und Reisegewinn.

Der Meßkunde Vorhof, der Staatsweisheit Heiligthum, stempelt Kinderwahrheiten: wer sein Forschen nie kindlich begann, wird kein Meßkünstler; wer es nie kindlich abschloß, kein Staatsweiser.

2.

Wiederum der Priester:

Die volle Seligkeit.

Der Mensch hat eher nicht vollkommne Seligkeit,
Bis daß die Einheit hat verschlucket die Anderheit.

Und der Einsiedler:

Weltenmusterung.

Was Sinnlichkeit vereinzelt, soll der Mensch wieder aneinen, Liebe stets umfassen: drum, wie beide wachsen, durch

neuen Bezug, höheren Zweck, gliedert sich frisches Geein; wohl nur der Hausnächsten zuerst; dann auch der Gemüthsnächsten; der Lichtgenossen; bald vielleicht der Bürger; einst der Völker; endlich der Welten; und sogar der Zeiten: oder schuf Urwille nicht die unabsehliche Stufenleiter persönlicher Enteinzlung? —

Indem ich das Letzte abschreibe, werde ich freilich gewahr, daß ich mir erlaubt habe, die biedre Muttersprache nach meinem Sinne umzuformen, und das geht denn nicht immer glücklich ab; wenigstens gefällt selten der erste Eindruck. Dennoch könnte ich mich nie entschließen, ein buntdeutscher (auch ein selbstgeprägtes Wörtchen) Schriftsteller zu werden. Uebrigens erinnert, glaub' ich, meine Weltenmusterung nicht blos an den herzlichen Angelus Silesius, sondern auch an den eben nicht leichtgläubigen Lessing, der eine kleine Abhandlung schließt: „Und wo hört die Reise auf? — Im Schooße Gottes!"

3.

Angelus Silesius:

Durch die Menschheit zu der Gottheit.

Willst du den Perlenthau der edlen Gottheit fangen,
So mußt du unverrückt an seiner Menschheit hangen.

Eremita Parisiensis:

Aller Entweihungen ärgste.

Entschwebt nicht Zaubersinn schon, sobald Kunst muß dienen, wie Schemen, zu erschnappen Tagesbedarf? Auch Gotteslehr, auch Gotteshuldigung, dient etwa je nur stolzer Willkür sie zum Wehrschild, sie zum Strafschwert, verläugnet ihre Himmelskraft; zeugt im Dünkel nie Gottinnigkeit! Auf Erden höher nichts, als Menschenwürde; wer am Zeitgeiste sie haßt, mag der fromm noch heißen vorm Schöpfer? Rein bleibt kein Zweck, gilt uns für Mittel bloß das Heiligste.

4.

Angelus Silesius:

Ein wachendes Auge siehet.

Das Licht der Herrlichkeit scheint mitten in der Nacht;
Wer kann es sehen? Ein Herz, das Augen hat und wacht.

Eremita Parisiensis:

Lebensergebniß.

Beengt sei, oder noch so riesenhaft, des Menschen Umblick; wie mag auf des Grundes Tiefe sich ihm bewähren zuletzt wohl jede Ansicht hienieden? Wie Raupenhülle zwar, wie Seifenblase, wie Schattenbild nur! Doch Licht und Leben unersättlich einsaugend, überschwänglich zurückstrahlend, je wie unser Geist hineinzulegen verstand mehr gediegene Wahrheitskörner; unser Gefühl zu ärnten begehrte mehr unvergänglicher Freude.

5.

Angelus Silesius:

Des Weisen Adel.

Des Weisen Adel ist sein göttliches Gemüthe,
Sein tugendhafter Lauf, sein christliches Geblüte.

Eremita Parisiensis:

Gilt kein Heldenblut, gilt Heidensinn.

Wer überzählt die Gestalten, misset jeden Umriß, ordnet jede Farbe, unter deren Zauberhülle das Edle, das Erhabene, uns Erdengeister schon besuchte, besuchen darf? Fand es im Ritterhelme dein Stammvater, athmet in dir noch sein Geist, — muß auch bannen sich dieser in jene Einzelform? lebendige Tugend nur spuken heut im Leichentuch?

6.

Angelus Silesius:

Die Einigkeit.

Ach, daß wir Menschen nicht, wie die Waldvögelein,
Ein Jeder seinen Ton mit Lust zusammenschrein!

Eremita Parisiensis:

Schattenriß.

Volksleben ist Bethätigungsverein als Selbzweck; daher soll's auch Kunstgeschick sein, Willensvielartigkeit ungelähmt anzueinen: Hauptgränzen pflanzt Ursatzung; nähere jedes Umstandsgesetz, durch wie für Alle: so begränzt, herrschten kräftge Staatsgewalten; abgestuft wie's der Tag heischt; nichts anders einzeln gezüchtet; nur zuletzt Alle, durch Aller Augen.

7.

Angelus Silesius:

Die Augen der Seele.

Zwei Augen hat die Seel': eins schaut in die Zeit,
Das andre richtet sich in die Ewigkeit.

Eremita Parisiensis:

Des Freisinns Verzüchtheit.

Wachsenden Tagesdruck misset Erdenblick schnell; doch eben so stirbt er auch hin! Dämmernden Fernschutz erspäht Vernunftblick allgemach; aber lebt ewig! Diesen quält Ungeduld nie; bloß jenen stets: unserm Fernrohr entnebelt Weisheit ein Ziel, reicht mühseliger Forschweg die Mittel; drum scheint ihm nichts frech: nur Tageshand soll büßen für Einzelthat, gleichviel wie hoch strebend. Will Tagesrolle dennoch entscheiden vorweg; nicht minder unerbittlich alsbald, wie Ferngeschick einst; raubt heut schon deine Sünderhand oben zögerndes Rachschwert, o dann verhängt in dir ein Gott, vollstreckt hienieden ein Verbrecher.

Ein Gericht, drei Fragen.

„Den Meuchelstahl zückt heut auch Biedersinn? ... wo noch herrscht der Stimmen fortan wohl mehr als Eine!"

— Nur Eine über Thatschuld; so will's des Rechtes Urgrund, Buchstabe, Nothdrang.

„Und Thäter?"

— Gesetz ergreife, richt' und vernicht' ihn; sein Wahn scheuche Jugend; den furchtbar Hastigen beweine, wer Thrä-

nen kennt; gebuhlt um sein Herz hätte selbst ... der Opfergreis.

„Allein des Sünders Nachlohn?"

— Klang für Erdenpilger es gar zu frech, hier zerschmetterten wie Himmelsfürst, um so frecher klingt's wahrlich, dort schon allrichten wie Er!*)

8.

Angelus Silesius:

Zufall und Wesen.

Mensch werde wesentlich! denn wann die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht.

Eremita Parisiensis:

Tageslauf und ewiges Ziel.

Sinnlich erwacht und entschläft irdisches Einzelleben; ja selbst im edelsten Nu geistiger Kraft bleibt's noch sinnlich gemischt: doch auf hohem Zeitenmeere bildet endlich auch der Menschheit Lebenslauf sich rein geistig; stößt von sich das Vergängliche, das Ordnungswidrige, das Unwahre; und Wahrheit allein, wirkt sie minder gerecht wohl morgen als heut? Ist denn im Geschöpfe sie nicht des Urwesens Athemzug?

II.

1. **Wortlob und lebendiges.**

„Des Alterthums unsterbliche Weisen und Helden, o wie viel Großes haben sie thätlich uns gelehrt!"

— Noch magst du's allenfalls rühmen, nur wähne deßhalb nie, es dürf' ein mit uns athmender Geist ungestraft

*) Hugo in der „Schuld":
Seht ihr wohl, so ist der Mensch!
Drum, wenn Einer ist gefallen,
Mag der Andre weinen; aber
Nicht zu richten sich erkühnen.

in Oesterreich hatte, so hätte es einer langen Zeit bedurft, ehe er sich einen Wechsel von London verschaffen könnte. Ihr Schutzengel W. versprach ihnen auch hierin alles Mögliche für sie zu thun. In der Nähe von Olmütz wohnte ein russischer Edelmann von den feinsten Sitten und dem wohlwollendsten Herzen; W. war innig vertraut mit ihm, und hatte schon früher dessen lebhaften Antheil für die Gefangenen erweckt, durch seine Hülfe diesen manche Erleichterung verschafft. Auch jetzt erbot sich der edelmüthige Mann, ihnen jede nöthige Summe vorzuschießen, und ihnen Reisegeld bis Hamburg zu geben.

Da nun hiermit die größte Schwierigkeit überwunden war, so war es nun an der Zeit, die Gesinnungen des Richters zu sondiren. Dies konnte W. leicht thun, da er als Dollmetscher in beständigem Verkehr mit ihm war. Er merkte bald, daß der Richter es nicht übelnahm, wenn er zu ihren Gunsten sprach und als er geschickt einfließen ließ, daß, die Freisprechung eine große Belohnung zur Folge haben würde, sah er an der gesteigerten Aufmerksamkeit, daß er weiter gehen könne. Hierauf kam es zu offenen Erklärungen. Der Richter machte zuerst eine ungeheure Forderung, die jedoch W. durch begründete Vorstellungen bald herabstimmte; das höchste, was die Gefangenen geben konnten, war 50 Goldstücke, der Richter bestand auf 100. Doch W. gab ihm zu bedenken, daß er durch Zögern seinen Vortheil ganz einbüßen könne, indem in Wien überall die wärmste Theilnahme für die Gefangenen thätig sei, daß für sie der englische und der amerikanische Gesandte ihren ganzen Einfluß aufböten. Nach längeren Verhandlungen gab der Richter endlich dem Anerbieten Gehör, und versprach seine Vollmacht ganz zu Gunsten der beiden Gefangenen anzuwenden. Die gedrohte Gefängnißstrafe wurde erst auf vierzehn Jahre verringert, dann auf sieben, dann auf Ein Jahr, dann auf einen Monat, und zuletzt auf eine Woche, nach deren Verlauf man sie aus dem Gefängniß entließ. Sie begaben sich sogleich zum Richter, um ihm für die Erleichterungen zu danken, welche er ihnen gestattet, und drückten ihm beim Abschiede die Hand, bei welcher Gelegenheit sie ihm das Bedungene überlieferten.

Es ist nicht zu erwarten, daß sie länger in Olmütz blieben, als nöthig war, um dem russischen Edelmanne ihren Dank abzustatten, besonders aber dem edlen W., dessen Güte sie jede Erleichterung verdankten, die ihnen im Gefängniß zu Theil geworden. — Lafayette blieb im Gefängniß bis zum Ende des Jahres 1797, wo er, nachdem zwischen Oesterreich und Frankreich Friede geschlossen, auf den Antrag des Generals Bonaparte freigelassen wurde.

Brief des Generals Lafayette an Herrn Huger.

(Dem englischen Herausgeber von Letzterem mitgetheilt.)

Hamburg. (Das Datum fehlt.)

Mein theurer Huger! Derselbe Freund, dessen Befreiung Sie so großmüthig unternommen, und dessen klopfendes Herz im Augenblicke, wo er dem Leben und der Freiheit wiedergegeben, sich Ihnen zuwendet, spricht hier zu Ihnen, und beeilt sich, Ihnen den Tribut seiner unaussprechlichen und gränzenlosen Dankbarkeit zu zollen. Was Sie für mich gethan, und wie Sie es gethan, knüpft mich auf ewig an Sie mit den Banden der Bewunderung und der Liebe. Ihre Leiden und Ihre Gefahren, die Sie mit so viel Kraft und Seelenstärke ertragen haben, fanden in mir nicht so viel Festigkeit, und inmitten der Schrecken und der Angst, von welchen man nicht erlaubt hatte mich zu befreien, von dem Tage Ihrer Gefangenschaft bis zu Ihrer Befreiung, war ich so grausam durch diese Vorstellung gemartert, daß es mir wahrscheinlich das Leben gekostet haben würde, hätte mich die gesegnete Nachricht Ihrer Befreiung nicht trotz der schändlichen Befehle, sie mir zu verschweigen, erreicht. Es würde vergeblich sein, wollte ich Ihnen meine Gefühle schildern. — Wie barbarisch hat man Sie behandelt, mein bewundernswürdiger Freund! ich fürchte sehr, das Ihre Leiden während Ihrer Gefangenschaft Ihrer Gesundheit geschadet haben könnten. Ich beschwöre Sie, mich von allem, was Ihr Wohlergehen

betrifft, und was mich so nah angeht, auf das Genaueste zu unterrichten. Ich wünschte, es wäre mir gestattet, die genauen Umstände unseres Unternehmens mit Ihnen zu besprechen, und den großmüthigen, aufopfernden Antheil, den Sie daran hatten, mit dankerfülltem Herzen anzuerkennen. Damals fortzueilen, ehe ich Sie zu Pferde sah, war unmöglich, und ich kehrte um, als ich durch Ihr Ausbleiben befürchten mußte, daß Ihnen etwas zugestoßen sei. Dann vermuthete ich wieder, daß Sie, während ich Sie gesucht, auf einem anderen Wege davon gekommen, und obschon ich einsah, daß es besser für mich wäre, das österreichische Gebiet zu verlassen, so hätte ich doch, wäre mir Ihr Schicksal bekannt gewesen, unmöglich meinen Weg fortsetzen können, und da ich es dennoch gezwungen that, so konnte ich es nicht bereuen, daß man mich wieder ergriff.

Sie wissen, daß zwölf Monate später meine Frau und Töchter meine Gefangenschaft theilten. Durch sie ward mir der Trost, von Ihnen zu hören. Sie wähnten, daß es ihnen erlaubt sein würde, Ihnen von Olmütz aus zu schreiben, und ich hoffte, durch sie Ihnen und Bollmann meine Dankbarkeit ausdrücken zu können. Wie groß unser Leidwesen war, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, da Sie gehört haben werden, daß selbst einige Zeilen, welche die Mutter ihrem Sohne zu schreiben wagte, und welche sie dem amerikanischen Konsul zuschickte, in Wien angehalten und ihr wieder zurückgeschickt wurden.

Meine beiden Freunde, Latour-Maubourg und Puzy, bitten mich, Ihnen den Ausdruck Ihrer Achtung und Liebe zu Füßen zu legen, welche sie bis zum letzten Athemzuge stolz sein werden für Sie zu empfinden.

Es war den 19. September, fünf Monate, nachdem die Feindseligkeiten aufgehört hatten, daß man uns freiließ. Dies war von Seiten Frankreichs gefordert worden am ersten Tage der Konferenzen zu Leoben, und Versprechungen wurden gemacht, aber nicht erfüllt, den wiederholten Anträgen wurde wiederholentlich ausgewichen. Endlich wurde mein früherer Adjutant, Louis Romin, von Bonaparte und Clarke nach Wien geschickt, um diesen Zögerungen ein Ende zu machen,

und obgleich wir kürzlich einige Vorschläge, welche man uns gemacht, zurückgewiesen hatten, so kam man doch überein, uns hierher zu bringen, wo wir in amerikanische Hände abgeliefert werden sollten, da man früher schon versprochen, uns zu vermögen, das deutsche Gebiet in zehn Tagen zu verlassen. Da aber die Gesundheit meiner Frau den Gedanken gar nicht aufkommen läßt, uns in einer so vorgerückten Jahreszeit einzuschiffen, so sind wir im Begriff, uns für den Winter auf dänischem Gebiete niederzulassen, wahrscheinlich in Holstein, welches, obgleich eine deutsche Provinz, doch dem Könige von Dänemark gehört, einem Freunde der Republik und einer sehr unabhängigen Macht.

Meine Gesundheit ist besser, als ich erwartet habe, und wenn gleich ich noch schwach und erschöpft bin, so werde ich mich doch bald erholen. Meine beiden Freunde, und besonders Puzy, sind angegriffener als ich; doch werden auch sie hoffentlich bald wieder hergestellt sein. Von unserer Dienerschaft ist einer in einem besorglichen Zustande; die anderen haben viel gelitten, sind jedoch auf dem besten Wege. Meinen Töchtern geht es ganz leidlich. Meine Frau ist seit fünfzehn Monaten in einem beklagenswerthen Zustande. Frische Luft und einige Bewegung hätten vielleicht ihr aufhelfen können, aber diese Erleichterungen wurden ihr fortwährend verweigert. Sie ist abgemagert und schwach. Das Uebel, welches früher in den Armen saß, hat sich nun in das eine Bein festgesetzt, glücklicherweise sind die inneren Theile befreiet geblieben, und nur die Extremitäten angegriffen. — Alle Aerzte stimmen darin überein, daß es ein Wahnsinn wäre, den Ozean zu durchschiffen, bevor sie einigermaßen hergestellt; und so sind wir denn im Begriff, gemeinschaftlich ein Lazareth zu bilden, und uns gänzlich darauf zu beschränken, unsere Gesundheit zu pflegen.

Sie sehen, mein theurer Freund, daß ich Ihnen das Beispiel gebe, recht umständlich zu sein, und ich hoffe, Sie werden mir nicht das Geringste verschweigen, was meinen Helden und Wohlthäter betrifft. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß die Freude an meiner Freiheit mir sehr durch die Nachricht verbittert worden, daß Mißhelligkeiten

härter nie zügelnd, als heute noch billig, den sinnlichen Zögling geistiger Ewigkeit.*)

III.

Künstlermärchen aus der Urzeit,

wie noch kürzlich ein sechsundsechzigjähriger Graubart es humoristisch nachzuerzählen vermochte.

1815.

? „renascentur quae jam cecidere, —"

Nachdem jenes Altmütterchen, das im Munde ihrer spätern Abkömmlinge, wenn nicht vielmehr Abartlinge, heutigen Tages nur schlechthin noch Natur betitelt wird, sich bereits durch kräftige und liebliche Vollendung so mancher Menschenform hinlänglich in der Bildhauerei versucht hatte, fing die Gute auch an zu mahlen; Haut, Nägel, Lippen, Augen und Haar. Ob sie es damals schon verstand, gehörig Farbe zu wechseln und zu verschmelzen, das mag an ihren ziemlich ungleich ausgemahlten Enkeln jeder Kunstkenner mit noch so eigenliebigem Forschglase, wenn nur stets nach allgültigen

*) Bedürfniß, Noth und Gefahr, trieben zwischen des Mittelalters Ritter- und Pfaffenthum einen dritten Stand hervor, der gleichsam das arme Blut unseres großen, wirksamen Staatenkörpers sein muß, oder es fällt der Körper in Verwesung. Dies ist der Stand der Wissenschaft, der nützlichen Thätigkeit, des wetteifernden Kunstfleißes; durch ihn ging beiden jenen Partheien der Zeitabschnitt ihrer Unentbehrlichkeit auch nothwendig, aber nur allmählich zu Ende. Hieraus wird demnach sichtbar, welcher Art die neue Ausbildung Europa's sein konnte. Nur ein Geistesanbau der Menschen, wie sie waren und sein wollten; ein Fortschreiten durch Betriebsamkeit, Wissenschaften und Künste. Wer dieser nicht bedurfte, wer sie verachtete oder mißbrauchte, blieb wer er war; an eine durch Erziehung, Gesetze und Grundverfassung der Länder allgemein durchgreifende Bildung sämmtlicher Völker und Stände war damals noch nicht zu gedenken .... und wann wird daran zu gedenken sein? Indessen geht die Vernunft, und die verstärkte gemeinschaftliche Thätigkeit der Menschen, ihren unaufhaltbaren Gang fort, und sieht's eben als ein gutes Zeichen an, wenn auch das Beste nicht zu früh reifet. Herder.

Grundsätzen vom neuesten Zuschnitt, in Augenschein nehmen. Doch sogar aufputzen mußte nothwendig eine Mutter, und am frühen Morgen schon, ihre jüngsten Kinder; so entstand denn bald hier ein Lockenspiel, bald dort ein Wellenschlag, der Haupthaare und des männlichen Bartes.

Aber welcher tiefere Meistersinn mag wohl vorzüglich ihre bildende und schmückende Hand geübt, ihr liebendes Auge ergötzt haben? Darf man der Sage trauen, so war es jene zarte und strenge Sonderung der Geschlechter, beide vor ihrer völligen Reife nie zu grell abstechend, und nur desto greller hinterdrein.

Eben daher geschah für den vollkräftigen Mann noch ein Uebriges. Als ihn der Künstlerin Scharfblick mit jener vorrechtlichen Zierde seines bärtigen Kinnes beschenkte, da verbot sie ihm nicht allein, je weiblich, geschweige denn weibisch oder kindisch zu erscheinen, sondern stempelte sogar an dieser augenfälligen Lebensuhr aller Mannhaftigkeit jede spätere Jahrziffer mit härterem Nachdruck: damit, unter noch so verschiedenartigen Bezügen, stets der fortgeschlichene Schattenweiser auch den ächten Naturfohn bestimmt ankündigen müsse, wie jeder längere Erfahrungslauf eben gebeut, daß er in Sinn und That wirklich sei.

Lächelnd sprach darauf das Mütterchen: Begegnen sich nun meine Söhne und Enkel, in noch so weitem Kreise, zum emsigen Geschäft, zum frohen Genuß, ei, so lieset auch der Jüngste sofort, im unverkennbar abgestuften Jahrschmuck aller Mitgesellen, was er an geistiger Bildung und Kraft sich von jedem Einzelnen versprechen dürfe.

Doch für des Tages herrschende Empfindungsweise schon von jener Altmähre sicherlich zu viel; und selbst für den gutmüthigsten unserer bartscheuen Zeitgenossen wenigstens genug. Denn Rückblicke dieser Art sind ja in der feinen Welt nur geschmacklose, widersinnige Traumgesichte, aus einer unerträglich rohen Vorzeit. Wer, im klügsten der Jahrhunderte, glaubt noch an weise Bedeutsamkeit einer angeblichen Naturzierde, die, kraft altvererbter Sitte, niemand mehr aufzeigen darf! Wer von unseren Geschmackpredigern erinnert und erfreuet sich wohl noch der kunstsinnigen Vorsorge, die so be-

dachtsam einst am männlichen Antlitz jenen stattlichen Schleier zwar über den Sitz nahrungsgieriger Sinnlichkeit fallen ließ, nur über keinen der beseelten Züge, wo im entwildeten Menschthiere Gefühl oder Gedanken zu lesen sind!

Nein, statt solcher unfreundlichen Denkstreifereien oder Empfindungsflüge durch Altvaterwelten, die außerhalb eines engen Gehirns doch nunmehr unbeschaulich bleiben, lasset uns lieber mit wachen Augen, auf so mancher lockenden Prunkbühne, unsere Tageswelt erforschen, die allein der Mehrheit für wirklich gilt; lasset uns jedes that- und genußreiche Erfahrungsleben durchwandern, und dort Umfrage halten, ob heute wohl der vollreife Mann sich darnach sehne, daß mit jeder höheren Sprosse seiner Lebensleiter auch stets das Eigenthümliche der abgeänderten Bestimmung eben so schnell und sicher in die Augen falle, als, mit Beihülfe unserer Trachten, der Geschlechtsunterschied? Würde in unseren änderungsbedürftigen Tagen etwa jenes überstrenge Urgesetz wieder allgemein anerkannt, und plötzlich eingeführt, wie gar wenige nur von den Feinergesitteten vermöchten fernerhin ihres geselligen Umkreises froh zu werden!

Dank also, kindlichen Dank der liebreichen Urkünstlerin! daß sie, aus Nachsicht für die unaufhaltbare Bewegsamkeit irdischer Sittenzustände, nicht allgebieterisch verwehren mochte, bald in diesem, bald in jenem Erdbezirk oder Volkschwarm, ihren mütterlichen Wink ein paar Jahrhündertchen lang zu verkennen; ja, daß sie die Widerspenstigen, obgleich meistens bestimmt, dem ärgsten Witterungsabstich zu trotzen, wenn nicht gar die ungleichartigsten Himmelsstriche zu durchfliegen, härter nicht, als etwa durch leidendes Kinn- und Zahngebein, erinnern wollte an die eigenwillig abgemähte Beschirmung!

IV.

Männerbart.

1 — 5.

Im Bann liegt Bart! kein Rechtsfreund blieb . . . als Geschichr' und Natur.
Mannheit, Lebenshöh', Eigenausdruck . . . erst Bartgestuf mahlt's!
Hüllt Bart als Schleier doch Nahrungsgier der Sinnlichkeit nur.
Weiterbeschirmt wär' Kinngebein; entblößt's Junggezier nicht.
Wer mahlt, wer boßlet, Götter- und Riesenkraft . . . je bartlos?

6 — 10.

War heil'ger sonst nicht Schwur beim Bart, als jüngst . . . Kawlirparrol?
Gleich Schnauzhaar Cid's kein Pfand! Statt Ring, mehr gölt Sankt Petri Bart.
Schnell rührt auf bärt'ger Wang' uns Thräu'; auch Bartlipp' erst . . . küßt frisch.
Welch grauem Bartpelz ziemte Leichtsinn, Frechgier, Gleißnerblick?
Wer darf auftreten silberbärtig, ein Hofspaßmacher?

11 — 15.

Knieend vor Mädchen, vor Staatswaltren, ekelt ein Schneebart.
Nie Leidenschaft, nur Vernunftmilde, kleidet bärt'gen Greis.
Vom Barte nie, zum Glattkinn' nur, passen Kunstlock' und Zopf.
Schlicht entlarvt Kopfhaar den Nimmergreis halb; Bartschmuck erst ganz.
Kräuslersalb' und Staub verschmähst du? schabst dir Jungfrenkinn doch.

16 — 20.

Dünkt mit Recht sich ganz frei, wer kinngeschabt . . . höhnt stets Natur.
Ohnbart, Altdeutschen ehrlos, wollt' äffen Franzthrons Knaben.
Bart noch schreckt Europa! wo's nicht lacht . . . als wär's bloß falscher.
Stempel des Selbsts mit Bart; drum Povanz gepägscheuer Zeit.
Unstät Nunbrauch! gab's Franzhof doch . . . frauenlos und bärtig.

21 — 25.

Bald Pflicht und bald Fluch ward Priestren Bart, wie Schädelkrause.

Wüthet langer Krieg, wächst auch Bart! warum dem Schiffervolk nicht?
Naturmahlerei belauschend, dürft' Künstler Bart verschmähn?
Erwecken mißkannte Natursitt', ziemt's nicht dem Nestor?
Bart liebt, wer Jugendlarven fremd, einsam schaut himmelwärts.

V.

Volksthümlichkeiten.

1 — 5.

Mehr wird, und schädlicher, Völkern gehöfelt . . . als Fürsten.
Volksthümlichkeit, Bürgersinns Urhauch, stürmt menschenfeindlich.
Bürgersinn schmelzen in Menschenthum, der Aufgaben höchste!
Kindisch bleibt Gränzrain, sinnlich verstümmelnd geist'gen Allkreis.
Nur in Schranken dreist, lähmt einseit'ger Zweck . . . auf Riesenbahn.

6 — 10.

Erst Alle, dann sich, hemmt Volk, das ausschließlich möcht' viel sein.
Bild' auch Schrift manchen Einsiedler, welch Reich? . . . ist's ummauert!
Oft grell trennt Völkerabstich; schaal widert Hofnämlichkeit.
Zu bilden ungleich, Gesammtwunsch zu dämpfen, zerstückle!
In üpp'ger Volksanlage, mehrt Irrsal auch Verderbtheit.

11 — 15.

Wird gar zu schnell reich ein Volk, hinkt Geist wie Herz hinterdrein.
Volkswohl steigt nur, wo mit Sinnenglück Schritt hält auch geist'ges.
Pfaffenjoch erdrückt Volkssinn, wie Gottinnigkeit ihn hebt.
Tief befreunden sich Bürgerthum und Gottesgemeine.
Gesetzliches Freithum bahnt himmlisches; hier Schirm wie dort.

16 — 20.

Früh und spät half dem Staat sonst jeder; treibt nun . . . sein Scharwerk.
Wer Griechen hieß weiser, stets auch Bürger; Buchklecker uns!

Erspäht Europa . . . Geist jedes Welttheils; träumt sich's dran satt.
Wissen allein auf Wissen gesä't, trocknet Gemüth aus.
Sinnvoll schuf Europer sein Kunstwerk; Asiens Hand . . . äfft's nach.

21 — 25.

Asiens Bettliebste, uns Göttin! bis Magd? Geißel? Hausglück?
Hofluft berauscht Frauen, daß Haus sie verkennen und Staat.
Längst Amerika's Bürger . . . dann Staat frei! Menschthum dort wann?
Nicht Gesetzform, nicht Staatsglück allein, vollbringt unsren Ruf.
Namlos . . . Volkstaat überm Meer! Reichsnam' ohn' Volkssinn . . . gnügt uns.

26 — 30.

Amerika's Pflug gewinnt Land; Europens Schwert . . . Knechte!
Wer Herren stets wechselt, sieht Käufer nur, fühlt sich Waare.
Erst in der Ahnung lebt manch Volk! denn wie sonst wär' man deutsch?
Träumt Deutschblut gar kühl, jagt Forschtrieb es über die Sterne!
Ergriffen glaubt Deutschland oft, womit's gern Blindkuh spielt.

31 — 35.

Selbst kaum gelenk, sinnt schon auf Seherwagniß Teut's Jugend.
Liebevoll ist deutscher Ernst! drum ernst auch . . . deutsche Liebe?
Beim Trunk herzt sich Russe; traut schon Britte; rechten Deutsche.
Pole fröhnt wo er muß, tanzt wo er darf, balgt sich wie's kömmt.
Franze witzelt; schlau forscht Italjer; Zweck erwägt Britte.

36 — 40.

Gleichthum wünscht Frankreich, beim Schoß, zum Amt, vorm Recht, im Frohkreis!
Freiheit erst Geisteserschau; vorbei schießt Sinnenherrschaft.
Sind Franzen eitel, stolz Britten, dünkelhaft gern Deutsche.
Britten, als Inselvolk groß, werden zur Insel oft selbst.
Hochadlig verlumpt, Mönchshimmel hoffend, ruhweilt Spanjer.

41 — 45.

Eh' nächtliches Antlitz schien Mensch; wollt's doch bleiben nie Knecht.

Hieß kaum Schwarzgeblüt frei; wußt's Reich und Schul' auch zu ordnen.
Erbknecht, bleib's ewig! rief sonst Schweiz; ruft türk'scher Christenbund.
Pfahlbürger liebt Alleinrecht; nagelt's morgenländisch fest.
Gegen Schöpfungszweck stemmt sich Verschwörung . . . ihr Weilchen ja.

46 — 50.

Weltfreithum schwebt höher, denn bloß der Altvordern Kriegsglück.
Welch Buntgemisch! Afrisch noch Spanien; Rußland meist asisch.
Wo Volk auf ächtem Pfade? scheut's noch Einsicht der Menge.
Mag Strafgesetz erziehn? Schafft erst Bürger, bessert Sträfling.
Kein Staat erfüllt schon die Urpflicht! Kirche selbst hundert's oft.

51 — 55.

Mich dauert weltflücht'ges Volk! mehr doch Welt, thront einst Flüchtling.
Für Hof nahm Joseph alles dem Volk: Hof . . . sein Stamm nun selbst.
Daß Herrschgier kneble Freisinn, plündert Judenlist . . . Nachwelt.
Dienstemsig lief Gold umher; heut wird Allherrschaft ihm gar!
Todten Stoff überfliegt Geist, wie blieb' Ohnacht stets jenem?

56 — 60.

Herrscher alle für Einen! dürften's Völker nie äffen?
Zeit lohnt Machtübergipflung: spornen bloß konnt' Jugendrausch.
Wodurch behält Vernunft je Recht? weil sacht sie reisen läßt.
Kein Volksmuth, kein Geschäftsblick, mag enträthseln Europa.
Müh' des Entwirrens übernimmt . . . allgeduld'ge Natur.

VI.

1 — 10.

Edles kömmt schnell; Einfaches braucht Weile.
Wahrheit such', und erschauter folge treu! Wer kann mehr?
Halt aus im Leiden; im Genuß halt ein!
Auf Schicksal lehnt sich Folgwille; geschleppt sein will Starrsinn.

Himmel such', wie Hölle, in des Wollens Tiefen nur.
Genügsam ist Geistesruh, Wohlwollen . . . vergnügt in sich.
Umgang will Ausgleich; strenger Grundsatz . . . heischt mildes Gewand.
Unverständlich bleibt Gefühl, weckts noch gar kein ähnliches.
Ohn' Selbstvertraun, woher noch der Umwelt zutraun?
Verloren ist der Mensch erst, wird er sich selbst untreu.

11 — 20.

Vom Thurm sieht jedes Auge frei; vom Thron . . . was Nächstkreis heut.
In Einem ist kein Hofmann falsch; nie giebt's Recht . . . nur Gnade.
Mastung unterm Riegel, deucht Hofrechtskund'gen schönes Loos.
Recht haben überviel, gilt für der Sünden kleinste nie.
Thierschlund fraß Denkfrevler sonst; richtendes Partheimaul heut.
Gegen herrschende Meinung wird Machtkampf . . . Heuchlerschule.
Seis Kloster, seis Hof; der Ränke List . . . wird Ränkelust.
Verzweifelt ein Hof, möcht' er ausgleichen . . . Lüg' und Wahrheit.
Argen Machtstreich hüllt der höchsten Willkür edler Wortschall.
Menschen zeigt Geschäftstummel; Götter heischt . . . zuchtfreie Macht.

21 — 30.

Erzeugt hat Schriftblei mehr, als zu tilgen vermag Schußblei.
Sonst floh Wahrheit den Hof, nun wird sie Landes verwiesen.
Gewohnter Freiheitstrank beseelt, Einzeltropfen berauscht.
Edles Wollen ist ahnender Blick auf große Zukunft.
Was sonst wär Freisinn, als des Menschthums reinste Verehrung?
Wer nur mit Weltklugen lebt, mißtraut jedem Bürgersinn.
Wie Bürgerkrieg sich melde? gilt Meinung für Hochverrath.
Biedrer Hellblick nur faßt Freiheit, Rechtsgleichheit ahnt jeder.
Der Güter beste, sinds nicht Heimfrieden und Wohlwollen?
Langweil nur Theilnahmschen; drum lebwier'ge . . . nur Gemüthsfrost.

31 — 40.

Recht haben sofort schon? oder zuletzt? wählen thut noth.
Menschgleich, beugt als Kind sich Meinung, erwachsen gebeut sie.
Gegen Wind und Fluth kein Schiff! gegen Vernunft wohl Herrschgier.
Alt und neu gilt Manchem für ewig-alt und ewig-neu.
Wie im Bilde, reizt am Kiel auch, nur was Leben uns zeigt.

Statt Sechszehn-Felder und -Ender, freut Vierzehnsilber mich.
Unheilbar schlecht glauben die Welt, heischt weder Blick noch Kraft.
Sich selbst hemmt Edelsinn, will zu rasch hier, zu laut er dort.
Heitres giebt Muth, Ernst schafft Dauer, Heil'ges birgt Ewigkeit.
Nur in der Ahnung lebt manch Volk! denn wie sonst wär man deutsch?

41 — 50.

Nennt Recht man der Obmacht, deucht ihr man wolle sie schelten.
Jungfrau und Gewalthabren kostet Vernunft viel Seufzer.
Amts- wie Hofadel, Ost und West, mau'rt ein den Gebieter.
Schreckt Geistesflug den Thron, dünkt Sinnentand Weltziel allein.
Selbst nie sich putzen das Licht, wird's für Herrscher nicht Unstern?
Bürgersinn zwar Gemeingut, doch Hofweisheit nimmts in Pacht.
Zunftstolz zeigt Ritter, Gemeinbund Washington wie Franklin.
Ruhmgier'ge Thaten ohn' geist'ges Ziel sind . . . Riesenpuppen.
Für Kopf wie Herz läßt auch nur dem Reichen sich geben viel.
Zum Ritter stempeln mag nur des Gemeinnutzens Jagdlust.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

8693
Varnhagen von Ense, Karl August
Vermischte Schriften. Bd.1.
LG
V319v

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 11 04 11 010 0